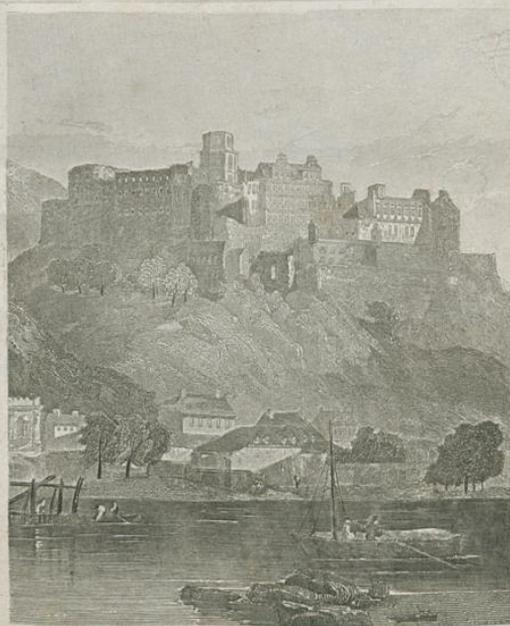


KARL STEFFENS

Volks-Kalender

FÜR

1844.



《DAS HEIDELBERGER SCHLOSS.》

v. Holstein

RUSSLAND.

Christ 7. Nischen
u. 8. Holzwerk.

7 1274
3c

61. 4122

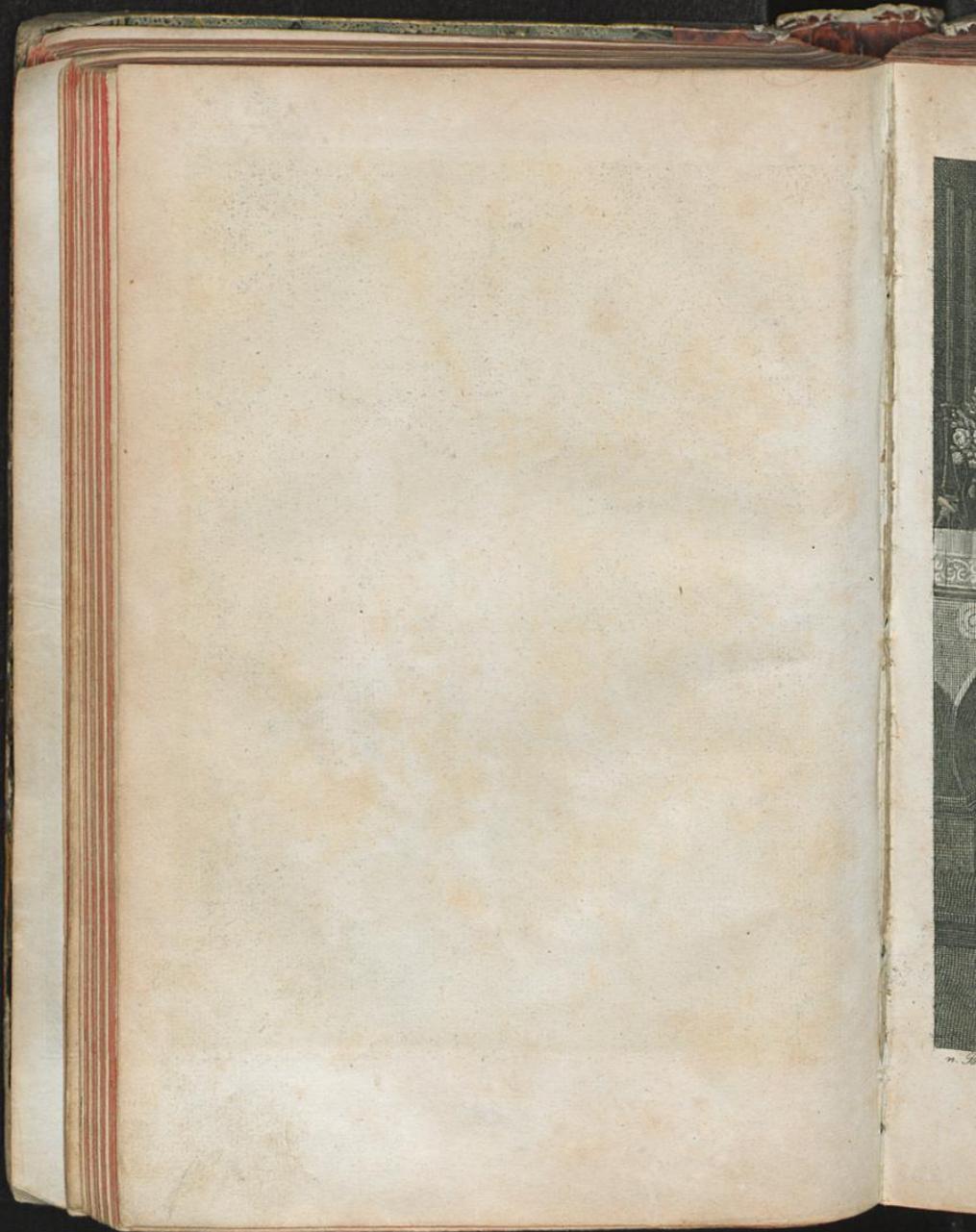


nach Landseer

gez. und gest. von Rosmäder, Berlin. 1842.

Die Geschwister.

Verlag von M. Sinton in Berlin. 1844.



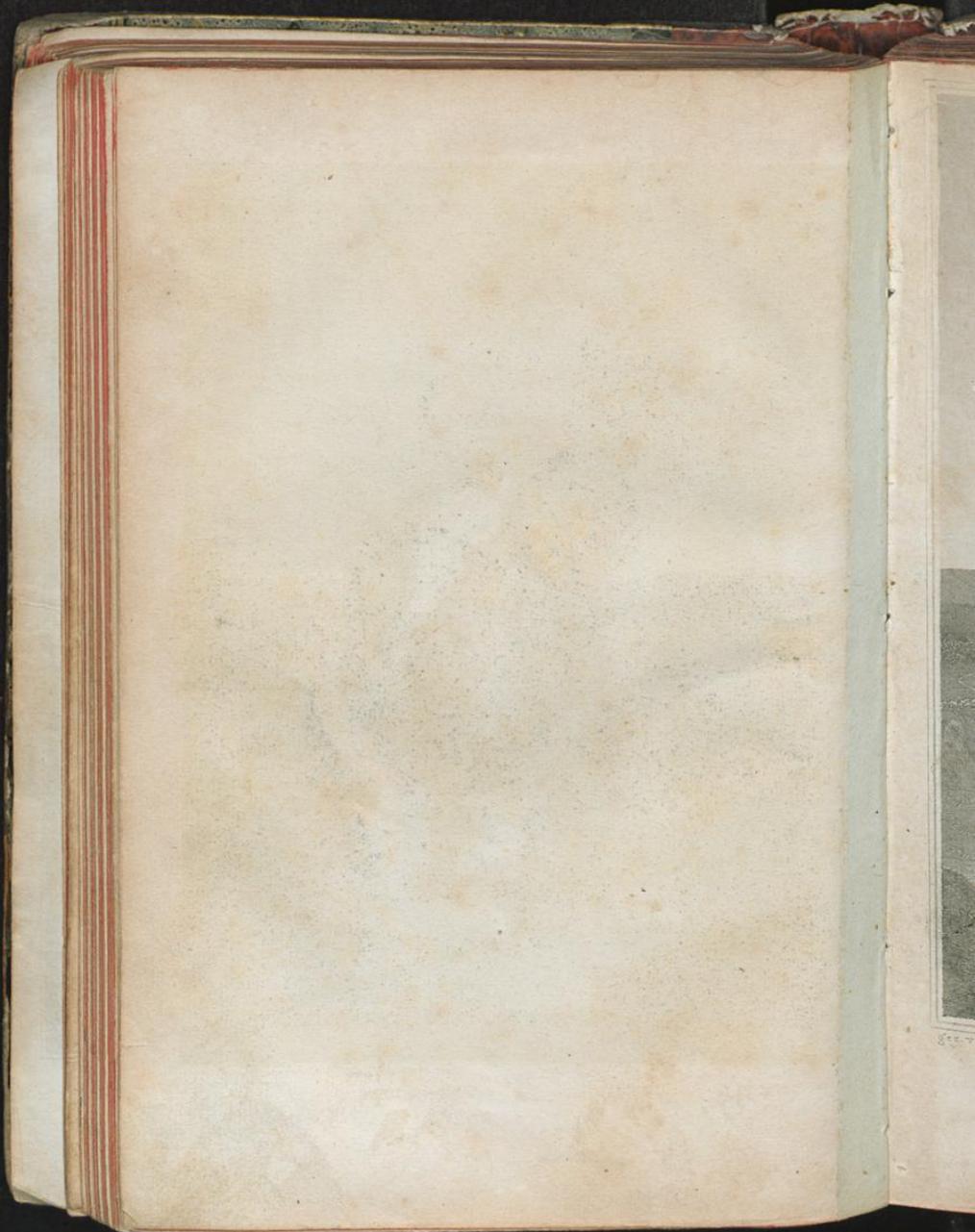


n. Scamone

gez. und gest. v. Hornmüller Berlin 1844

*Die Genesung der Mutter.
Dankgebet im Tempel des Heron.*

Verlag von M. Simion in Berlin 1844

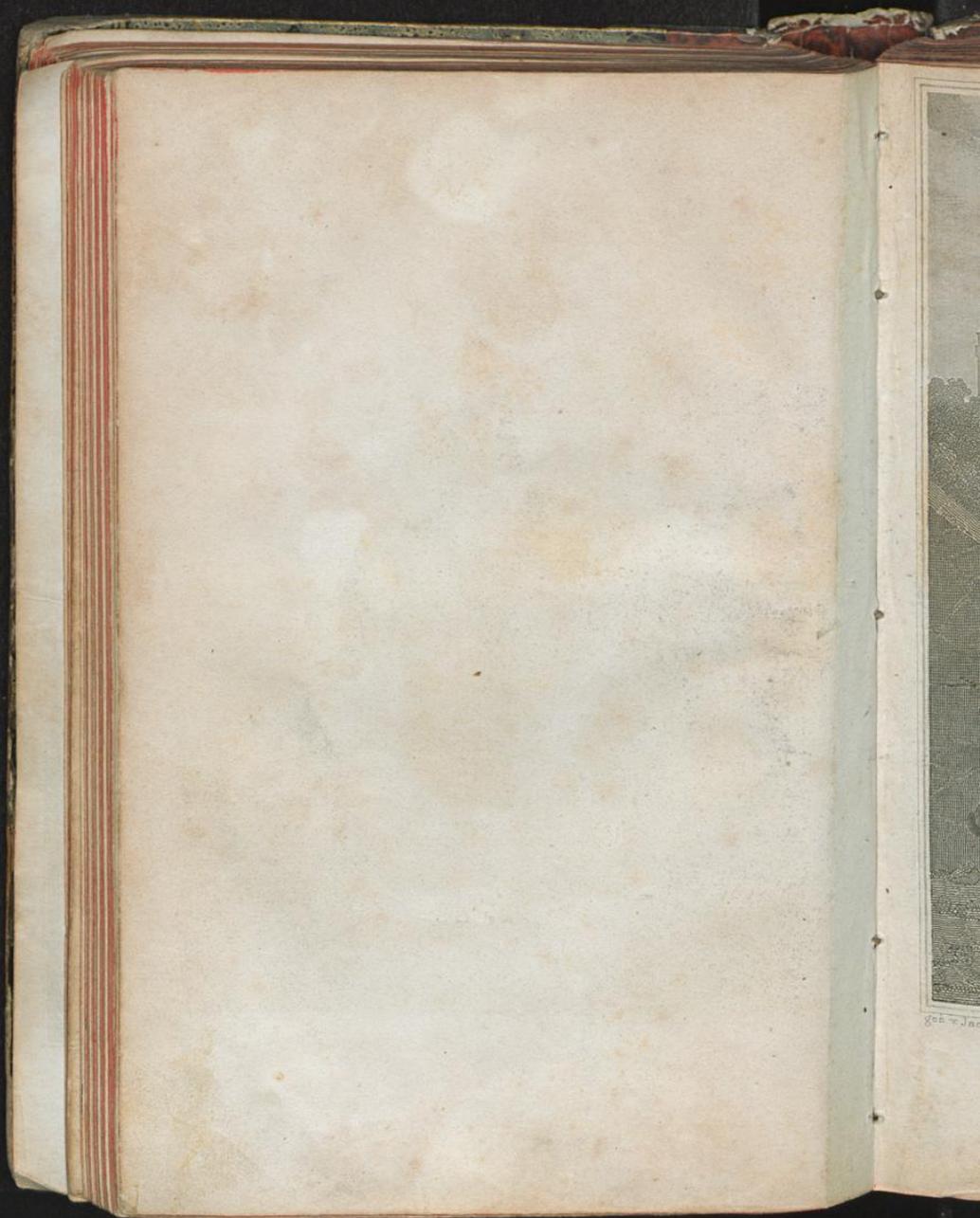




des. v. Cretins

gest. v. Hofmeister.

HEIMKEHR VON DER KIRCHMESS.



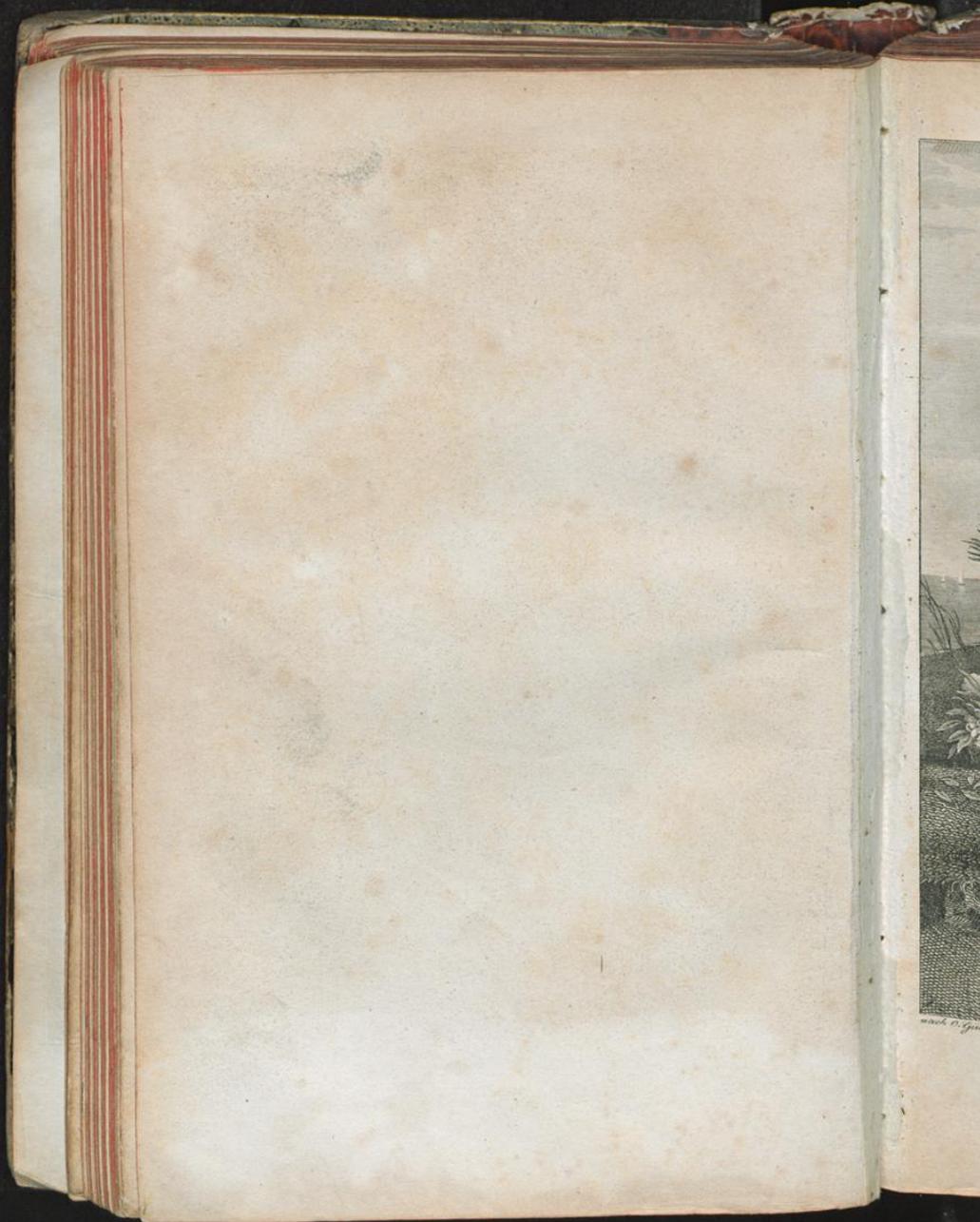
gee v Jac



ges. v. Jac. Becker

ges. v. Holmeister

DIE SAVOYARDIEN.





nach O. Guel

gez. und gest. von Hornicher Berlin 1812.

Maria.

Verlag von M. Simon in Berlin. 1844.





Vorwärts!

Vorwärts! vorwärts! rief der Blücher,
Deutschlands bester, treuester Degen,
Und auf schlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held so sicher.

Vorwärts! drum soll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der stolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts! ist ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und schlechtes Zeichen,
Worob Muth und Lust erbleichen
Und erstarrt des Herzens Welle.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts klinget frisch und freudig,
Vorwärts hauer scharf und schneidig,
Vorwärts schreitet kühn und sicher.

E. M. Arndt.

K ü n s t l i c h
auf die
jüngsten Zeitereignisse in Europa.
(1842.)

Das große Kleinod der Gegenwart, der Segen des Friedens, hat sich mit Gottes Hülfe nicht nur ungestört erhalten, sondern mehr und mehr befestiget.

Wir haben unser Werkchen in diesem Jahre mit den Bildnissen der fünf Regenten geschmückt, welche die Hauptmächte Europa's vertreten, und mit dankbarem Gemüthe blicken wir auf diese gekrönten Häupter, welche ihre von Gott gegebene Macht zur Ehre Gottes üben, und deren Weisheit und Gerechtigkeit wir vorzugsweise den Europäischen Frieden verdanken.

Das Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern ist im Wachsthum, insbesondere in unsrem Vaterlande, und der Haß, der die Völker von einander trennte, ist im Verschwinden. So erweitert immer mehr die Liebe ihr Reich, die Mutter des Glücks.

Dies sei uns ein Trost für die zerstörenden Unglücksfälle, welche leider in so reichem Maasse in dem Jahre 1842, über welches wir berichten, unsere Brüder nah' und fern heimgesucht haben.

Der geistige Tag in den Preussischen Landen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten wird immer lichter und länger. Die Presse ist nicht mehr so beschränkt wie ehemals; es werden Angelegenheiten, die früher gar nicht zur Sprache kamen, mit Freimuth besprochen, des edlen Königs Wille, daß hinfort eine bescheidene Erörterung der Wahrheit erlaubt sein solle, ist zur Wirklichkeit geworden, und vielleicht trägt nur der Mißbrauch die Schuld, daß die Presse nicht völlig frei gegeben ist. Der Lehrstand, so wichtig für die sittliche Bildung eines Volkes, beginnt sich zu erheben. Einzelne Beschränkungen haben geendet oder werden zeitgemäß erleichtert. Der Glaube einigt sich mit der mildesten Toleranz, und diese Duldung beginnt bereits Früchte zu tragen, denn die wahre Frömmigkeit offenbart sich nicht im Hass, sondern in der Liebe.

Das Städtewesen wird geregelter und tritt freier und unabhängiger hervor. Fast überall ward der Wunsch nach Oeffentlichkeit der Verwaltung laut, und zahlreiche Bittschriften wurden deshalb bei der Regierung eingereicht. Große Theilnahme erregte die im August stattgefandne Zusammenberufung der Ausschüsse sämmtlicher Provinzialstände nach Berlin. Diese Ausschüsse wurden zusammenberufen, so lauten des Königs Worte, erstlich um einen Centralpunkt zu bilden, der nach der bisherigen Verfassung nicht möglich gewesen, zweitens, um das Beste des Landes, dem Nationalcharakter entsprechend, geräuschlos und nachhaltig zu berathen und zu schaffen. Als nächste Gegenstände der Berathung wurden vorgelegt: 1) der Steuererlaß, der mit dem Jahre 1843 beginnen sollte; 2) die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln; 3) die Benugung der Privatflüsse. Die Reisen Ihrer Majestäten, des Königs und der Königin, waren nicht allein im Vaterlande ein Triumphzug der Liebe und Treue ihrer Unterthanen, sondern auch das Ausland huldigte unserm Herrscher mit gerechter Anerkennung seiner hohen Verdienste.

Oestreich zeigt in seinem Innern eine vielseitige Thatkraft, die geräuschlos, aber eben darum um so segensreicher wirkt. Durch des Staates Bemühen werden dessen Länder bald durch vielverzweigte Eisenbahnen von einer Ferne zur andern verbunden sein. Bereits im December 1841 gab der Kaiser die Erklärung, daß die Eisenbahnen von Wien 1) über Prag nach Dresden, 2) nach Oświęzin (Auschwitz), 3) nach Triest, Mailand und Como, 4) über Linz nach der Baierschen Gränze, auf Staatskosten ausgeführt werden sollten. Ueber Erleichterungen im gegenseitigen Postverkehr wurde mit mehreren angränzenden Staaten, und zwar zunächst mit Baiern und Baden unterhandelt.

In Ungarn fanden die Stimmen für Oeffentlichkeit der Gerichtssitzungen Anflang; dieselbe ward sogar, freilich vorläufig nur in eingeschränktem Maasse, von dem Pesther Comitete beschlossen.

In den kleineren Staaten Deutschlands schritt die Zeit ruhig fort ohne Ereignisse von welthistorischer Bedeutung. Die Theilnahme des deutschen Volkes an seinen Kammer-Verhand-

Lungen (in den constitutionellen Staaten) wird indeß stets lebendiger; vielfach ward die Einführung von Dessentlichkeit und Mündlichkeit in den Criminalprozessen gewünscht und beantragt.

Viel hatte, wie überhaupt ein großer Theil Europa's, besonders Deutschland durch den außerordentlich dürrn, trockenen Sommer des Jahres 1842 zu leiden. Viele Brunnen und Teiche trockneten fast ganz aus, die Ströme waren seicht, daß hier und da die Schifffahrt eingestellt werden mußte, die Feldfrüchte konnten nicht gedeihen und in vielen Gegenden entstand Theuerung und Brotmangel, weil die Mühlen nicht im Stande waren, die hinreichende Menge Mehl zu liefern. Ueberdies begünstigte die ungewöhnliche Trockenheit die zahlreichen Feuersbrünste und Waldbrände.

Weltgeschichtlich war das Hamburger Brand = Unglück. — Es war Donnerstag, am fünften Mai, am Tage der Himmelfahrt des Erlösers, eine Stunde nach Mitternacht, als die Feuerglocken in der alten Hansestadt erhalten. Es brannte im Nikolaikirchspiele, in der Deichgasse. Ein verjährtes Vorurtheil, überkommen aus alten Zeiten, als wären die Löschanstalten von Hamburg die besten der Welt, mehrte das Verderben und ließ die Bewohner von Hamburg selbst da noch nicht an die furchtbare Größe des nahenden Unglücks glauben, als wenige Stunden nach dem Ausbruche des Feuers ein Südwestwind sich erhob und die Flammen einen Speicher ergriffen, in welchem sich mehrere hundert Kisten Schellack befanden, so wie auch einige andre Gebäude, die mit Steinkohlen und Steinkohlentheer erfüllt waren. Doch als die Gluthen auch aus den Speichern des Rödingsmarktes emporleuchteten, schwand die thörichte Sicherheit und man suchte mit aller Kraft sich dem verderbenden Elemente entgegen zu stellen. Doch war der Mensch nicht mehr der Gefahr gewachsen; das Feuer, welches bereits an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Straßen aufleuchtete, theilte das Zusammenwirken der Löschanstalten und hemmte die Gesamtanstrengungen, da bereits brennendes Del und brennender Spiritus in die Canäle floss. Einige Stunden vor Mittag brannten bereits die Häuser und hölzernen Fleischerstände des Hopfenmarktes und die Flammenwogen näherten sich der Nikolaikirche. Der Himmel war mit finstern Rauchwolken bedeckt; die Bevölkerung von Hamburg drängte sich auf den Straßen, ihnen ent-

gegen die unglücklichen Abgebrannten, belastet mit der wenigen Habe, die sie gerettet hatten; dazwischen raffelten Kanonen und Geschütze, denn nun erst hatte man sich zur Sprengung und zum Niederschießen der Häuser entschlossen.

Jetzt war es gegen ein Uhr Nachmittags, als an der Spitze des Nikolaithurmes der erste Rauch aufstieg, dem bald die helle Flamme folgte.

Das furchtbarste Entsetzen erfasste jede Menschenbrust, die Hoffnung war dahin; grenzenlose Verwirrung herrschte überall; der nahende, nunmehr unvermeidliche Einsturz des Thurmes, konnte das Leben von Tausenden vernichten. Um drei Uhr brannte der ganze Thurm, sein Glockenspiel, von der Hitze in Bewegung gesetzt, schrillte in entsetzlichen Tönen auf die starrende Menge nieder, das geschmolzene Kupferdach stieß an den Mauern hinab, gegen fünf Uhr wankte die Spitze und wenige Augenblicke nachher stürzte der Thurm nach der Seite des Kirchhofes nieder. Unerörtet bleibt es, wie viele Menschen unter seinem Sturze begraben worden. Das feste Mauerwerk der Kirche war nun der Krater, aus dem sich die Gluthen von geschmolzenem Glockengut, Eisen, Kupfer und Blei ergossen. Nicht Funken wirbelten mehr zur Höhe hinauf, gewaltige Feuerballen flogen durch die Lüfte und zündeten die fernen Straßen. Der Abend nahte, aber es blieb die flammende Tageshelle, und man konnte den Brand nicht mehr nach Häusern, sondern nur noch nach Straßen berechnen. In der Nacht vom 6ten auf den 7ten Mai wogte das Feuer bereits in der Nähe der Petrikirche; um neun Uhr leuchtete der herrliche Thurm in allen Farbenlichtern gen Himmel lodern empör und läutete sich selber das Sterbelied: Gott in der Höh' allein sei Ehr'. Mit der Vernichtung dieser herrlichen Pyramide sank der letzte der Thürme in Ruinen, die das Hamburger Wappen: drei Thürme, bilden. Menschenkraft war zur Ohnmacht geworden; nur Gott allein konnte noch helfen! und er half, er sandte seine Tropfen, ein mächtiger Regen, der drei Stunden anhielt, endete das Vordringen der Flammen und gab den Verzagenden neuen Muth, das furchtbare Element zu bekämpfen.

Die Verheerung dieses Brandes erstreckte sich über einen Flächenraum von drei Millionen, siebenhundert und acht und sechszigtausend Quadratsfuß, folglich ohngefähr über den drit-

ten Theil der Stadt. Ohne Obdach waren mehr als ein und zwanzigtausend Menschen. In der Feuersbrunst kamen gegen sechszig Menschen um, verwundet wurden hundert sieben. Von dem Volke wegen Verdacht der Brandstiftung wurden eilf Personen schwer verletzt.

Ein zweites Trauer-Ereigniß war der Einsturz der Theaterdecke in Schleiz. Die fürstliche Reithahn in Schleiz war für die anwesende Schauspielergesellschaft zu den Darstellungen eingerichtet. Das Gebäude war von dem Baumeister des Fürsten neu aufgeführt; im modernen Style, leicht, zierlich, ein Bild unseres Zeitalters und unserer Gebrechlichkeit. Es sollte am 5. Juni die Oper: „Baar und Zimmermann“ zum erstenmal gegeben werden. Das Haus war überfüllt besetzt; selbst der Fürst mit seiner Familie war anwesend. Um sieben Uhr begann die Duvertüre, da bemerkte man, daß sich von der Decke kleine Kalktheile ablösten und auf die Zuschauer niederfielen, noch beachtete man diese Warnung nicht; aber als die Duvertüre geendet war und die Vorstellung beginnen sollte, vernahm man von der Höhe ein seltsames lang anhaltendes Knistern, zugleich gewahrte man, daß sich nun größere Kalktheile in schnellerer Zeitfolge von der Decke ablösten. In jäher Hast erhoben sich alle Zuschauer und drängten sich dem Ausgange zu. Aber eh' dieser erreicht werden konnte, hatte sich das Knistern in ein dumpfes Getöse verwandelt: die Decke schwanke und zeigte an mehreren Stellen drohende Risse, in demselben Augenblicke stürzten schwere Massen, Bretter und Balken von der Höhe auf die Zuschauer nieder. Eine furchtbare Verwirrung entstand; über Verwundete und Sterbende drängten sich die Bedrohten der Thüre zu; nur Körperkraft konnte hier retten, der Schwache wurde niedergetreten von der beängstigten Menge. Eh es den Versammelten gelang ins Freie zu kommen, war die Hälfte der Decke niedergeschlagen und der übrige Theil hatte sich tief gesenkt und drohte jeden Augenblick ebenfalls niederzustürzen.

Erst als kein Einsturz mehr zu befürchten war, wagte mau es, das Haus wieder zu betreten, um den unter Schutt und Trümmern noch Lebenden Hilfe und mögliche Rettung zu bringen. Man fand ein und zwanzig Leichname, theils zerschmettert, theils zertreten. Der mehr oder minder Verwundeten gab es so viele, daß es an Aerzten mangelte, denn

viele der Heilkünstler waren selbst von dem Unfall schwer betroffen. Der Unwille des Volkes erhob sich drohend gegen den Baumeister der Reitbahn, die empörte Menge zog racheheischend nach dessen Wohnung; er hatte sich indessen schon durch die Flucht gerettet — später ist er von jeder Vernachlässigung frei gesprochen, und unschuldig befunden worden! Die Militairmacht mußte die Ruhe herstellen.

Der Waldbrand in Böhmen und Sachsen. Seit vielen Menschengeschlechtern hatte nicht eine solche Dürre wie im vergangenen Sommer geherrscht. Länger als zwei Jahrhunderte war es, daß die Elbe nicht einen so niedrigen Stand erreicht hatte; der an der Elbbrücke angebrachte Wassermesser reichte nicht mehr zu, den Wasserstand zu beurtheilen, weil der Wasserspiegel bis unter der Scala gefallen war. An mehreren Stellen dieses Flusses kamen Steine zum Vorschein, in welche Jahreszahlen eingehauen waren, die bekundeten, daß sie zweihundert Jahre ohne Unterbrechung von Fluthen bedeckt gewesen. Die bei Dresden mündenden Nebenflüsse Weißnitz und Brießnitz waren fast völlig vertrocknet. Durch diese Erscheinungen war das Land mit einer Hungersnoth bedroht, der Mehlmangel steigerte sich mit jedem Tage, denn alle Wassermühlen standen unthätig und die Kosten der Vermahlung des Getraides hatten fast dessen Preis erreicht. Das Vieh auf dem Lande mußte wegen Futtermangel geschlachtet werden. Jede Nacht wurde durch Feuerschein erleuchtet, denn die trocknen Gebäude geriethen bei der geringsten Unvorsichtigkeit in Brand.

Es war am 31. August Mittags als durch oben bemerkte Umstände unterhalb des Prebischthores — der herrlichste Punkt der sächsisch-böhmischen Schweiz — auf böhmischer Seite ein Waldbrand ausbrach, der bald zu einem wogenden Feuermeer ward. Drei Stunden von dieser Feuerstätte entfernt sah man die Sonne einem dunkelrothen glühenden Feuerball gleich von wirbelnden Rauchsäulen eingehüllt am Himmel schweben. Das Prasseln der Flammen, der Sturz der mächtigen Baumstämme von den Höhen in die schroffen Tiefen ward zu einem nicht verhallenden Donner. Das Feuer, genährt durch das dürre Moos und Salmgras nahm bald einen Raum von fünfhundert Acker ein; es verzehrte jenen herrlichen Fichtenwald, der mit Laubholz aller Art untermischt,

den großen Winterberg deckte. Aus dem aschfarbigen, ausgebrannten Boden ragten Tausende laubloser, von der Wurzel herauf verkohlter schwarzgrauer Baumstämme aller Größe und jedes Alters hervor und starren mit den dünnen entlaubten Ästen den von den Flammen und dem Rauche geschwärzten Felsen entgegen. Tiefe Felsklüfte, dem Auge sonst durch das grüne Waldlaub verborgen, zeigten jetzt ihre jähen Abgründe, die mit glühender Lohe gefüllt waren, aus der dunkle Rauchwolken und lichte Feuerfäulen sich empor hoben. Selbst über die Felsenhöhe des Prebischthores brauste das Flammenmeer. Fußhoch war der Boden der Brandstätte mit glühender Asche bedeckt, selbst die in der Erde fußenden Baumwurzeln brannten in der nächtlichen Tiefe, aus dem geborstenen Boden quollen dunkle Rauchwolken und lichte Flammen hervor. Man suchte dem Brande durch Fällen der Bäume, durch Ausschichtung von Gräben und dergleichen Einhalt zu thun; täglich waren mehr denn tausend Menschen hiermit beschäftigt, dennoch ward man erst nach acht Tagen und nach der furchtbarsten Verwüstung des Feuers Sieger.

Die enorme Dürre dieses Sommers trägt auch die Schuld vieler anderer gar verheerernder Feuersbrünste, deren Spuren kaum nach Jahren verwischt sein werden.

England ward in dem Prinzen von Wales zum Jubel des Volks ein männlicher Thronfolger geboren. Die Laufweiche, welche durch die Gegenwart des Königs von Preußen als Laufpathe verherrlicht wurde, fand am 25. Januar mit feltener Feierlichkeit statt. Aber je mehr an diese Laufe sich Festlichkeiten von feltner Größe und blendender Pracht anschlossen; in so schrofferem Gegensatz zeigte sich das tiefe Elend und die steigende Verarmung des niedern Volkes. In zwölf Monaten starben in England 7,888 Kinder unter einem Jahre alt, der größte Theil derselben gehörte der ärmern Volksklasse an und häufig zeigte sich bei der Untersuchung, daß der Hunger den Tod herbeigeführt hatte. Um diese grenzenlose Noth des Volkes zu mildern, machte Lord Russell schon im Jahre 1841 dem Parlamente den Vorschlag, die Korngesetze zu revidiren, das heißt, den Zoll auf die Einföhrung des fremden Getraides zu ermäßigen. Doch die Tories, die reichen Gutsbesitzer, deren eigene Aernnte dadurch verlieren würde, wollten nichts opfern; die Selbstsucht behauptete den

Sieg, und so gelang es dem Führer der Opposition, Sir Robert Peel, nach einem beinahe eilfjährigen Gegenkampfe, das Whig=Ministerium zum Rücktritt zu zwingen und sich an die Spitze eines Tories=Ministeriums zu stellen. Aber welch' ein gewandter Staatsmann Sir Robert Peel auch ist, seine Kraft genügte dennoch nicht, der Forderung der Zeit und der Nothwendigkeit zu widerstehen; bald mußte er selbst gegen Grundsätze ankämpfen, die er früher vertheidigt hatte. So begnügte er sich, um einen Ausweg zu finden, mit jenen halben Mitteln, es gelang ihm auch, eine kleine Ermäßigung der Zollgesetze einzuführen; aber sie war nicht genügend, um das wachsende Unheil an der Wurzel auszurotten, das Elend schuf das Verbrechen, in den Fabrikstädten entstanden Unruhen, und wiewohl es der Macht noch gelang, sie zu bekämpfen, ist doch die Zeit nahe, wo dieses Ministerium zu kräftigeren Maasregeln, um das allgemeine Elend der arbeitenden Volksklasse zu lindern, greifen oder zurücktreten muß. Siegreich war England in den fernern Kriegen und Kämpfen. China mußte sich zum Frieden bequemen; England erhielt die Insel Hong=Kong zum Eigenthum, die bedeutendsten Häfen sind dem Handel geöffnet, und China hat eine Kriegssteuer von 21 Millionen Dollars innerhalb dreier Jahre zu bezahlen. Der geistige Bann, mit dem, seiner Mauer gleich, das himmlische Reich den Einfluß fremder Völker abwehren wollte, ist gefallen. — Unerpöcklich und unerwartet brach in Afghanistan die Empörung aus. Unheilvoll war sie für die Engländer, sie unterlagen überall der Uebermacht und dem Hasse, den der Unterdrückte gegen seinen Unterjocher im Busen nährt. Aber die Rache, welche die civilisirten Britten in Afghanistan übten, als sie mit neuer Heeresmacht in das Land drangen, war gegen alle Gesetze der Menschlichkeit und ruft uns die Gräueltage des Dschingis und des Batu zurück. Kabul, eine Stadt von sechzigtausend Einwohnern, wurde bis auf den Grund zerstört und zu einer Trümmer= und Leichenstätte gewandelt. Die Afghaniskaner hatten die gefangenen Engländer geschont und sogar ziemlich milde behandelt. Nicht Gleiches thaten die Britten; auf ihrem Verwüstungszuge wurde kein Erbarmen gespendet, keine Gnade gegeben. Nur Beute, aber keine Gefangenen führten sie mit sich fort, sie ließen nur Leichname und Todesstätten zurück. Wer war hier der Barbar?

Eine merkwürdige Erscheinung, die von der Aufregung der Leidenschaften in Großbritannien zeugt, ist der sich oft wiederholende Angriff auf das Leben der Königin. Die Mörder, fast sämmtlich durch politische Aufregung einer Art von Wahnsinn verfallen, büßen meist im Irrenhause ihre Tollheit.

In Frankreich hatte man dem Ministerium Soult-Guizot keine lange Dauer prophezet, dennoch gewann das Land unter diesen Staatsmännern an innerer Ruhe; die Leidenschaften beruhigten sich, die Partheien standen minder schroff und minder unversöhnlich einander gegenüber; die Wohlfahrt des Landes, der Handel und die Industrie gewannen durch diese friedliche Stimmung neue Lebenskraft. Eines der rührendsten Trauer-Ereignisse des Jahres 1842 ist das Unglück, welches am 13. Juli den Herzog von Orleans in seinem zwei und dreißigsten Lebensjahre hinraffte; dieser Prinz, auf den die Krone Frankreichs einst übergehen sollte, war der Liebling des französischen Volks, deshalb erregte sein Dahinscheiden die größte Theilnahme; zur Ehre Frankreichs muß man es bezeugen, daß dem unglücklichen König und Vater das innigste Mitleid selbst von denjenigen gezollt wurde, die ihm bis jetzt als Gegner feindlich gegenüberstanden. Mit einer seltenen Ergebung und mit einer Seelengröße, die an die Zeiten der ersten Römer erinnert, trug Ludwig Philipp dieses Mißgeschick. Um des Landes Zukunft zu sichern, wurde der Herzog von Nemours im Fall eines Ablebens des Königs bei der Minderjährigkeit des jetzigen Thronfolgers, zum Regenten von den Kammern angenommen und beflätigt.

In Algier fährt der Kampf fort, fast immer siegreich für Frankreich, doch ohne erfolgreiche Entscheidung; Abdel-Kadar wird fast immer geschlagen, aber nie völlig überwunden. Der Kampf wird mit steigender Erbitterung fortgeführt und offenbart oft Scenen der Grausamkeit, vor denen die Menschheit zurück schaudert, leider nicht allein von den wilden Arabern verübt.

Nächst dem Tode des Kronprinzen hat das Unglück auf der Versailler Eisenbahn eine allgemeine Trauer in Frankreich hervorgerufen. Die öffentlichen Blätter hatten angekündigt, daß am 8. Mai, Sonntags Nachmittag in Versailles alle Fontainen und Wasserkünste spielen würden. Zwei Eisenbahnen in paralleler Richtung, Anfangs nur durch die Seine getrennt,

verbinden Paris und Versailles mit einander. Beide Eisenbahnen schienen an diesem Tage nicht genügend, um die Zahl der Neugierigen zu befördern. Die Züge waren so stark besetzt, daß immer zwei, selbst drei Lokomotiven gebraucht wurden, um der endlosen Wagenreihe die gehörige Schnelligkeit zu geben.

Versailles war überfüllt, je lauter die Freude, je größer die Lust des Schauens war, desto kürzer war die Dauer. Um halb sechs Uhr sollte der erste Zug zur Rückfahrt auf dem linken Seineufer beginnen. Der Andrang war hier außerordentlich; die Waggons wurden geschlossen — jenes thörichte und unsinnige Verfahren, das trotz der furchtbaren Warnung immer noch auf vielen Eisenbahnen nicht abgeschafft wird — und um halb sechs Uhr setzte sich der Zug mit beispielloser Schnelle in Bewegung. Bald hatte man die Zwischenstation Bellevue erreicht, nur drei Minuten wurde hier angehalten, dann ging es wieder in steigender Eile auf Meudon zu. Ganz nahe vor dieser Stadt durchschneidet die Bahn eine kleine Erhöhung des Terrains und eben war man in diese gefahren, als plötzlich alle Reisenden einen furchtbaren Stoß und ein plötzliches Stillstehen des Zuges empfanden; an der ersten Lokomotive — eine Maschine mit vier Rädern — war eine Axt gebrochen. Sie steht still, und die zweite Maschine, in vollem Laufe raset daher und überstürzt die erste, schleudert den Heizer hoch empor und zertrümmert die erste Lokomotive mit furchtbarer Gewalt. Mit donnergleichem Losen werden die Schienen, die Bahn und der ganze Wagenzug von lodernden Flammen, sprühenden Kohlen, siedendem Wasser und verlegenden Dämpfen überdeckt; so stürmt der Zug, denn das Stillstehen war nur momentan, seinem Verderben und der allgemeinen Verwüstung entgegen. Die Wagen sind neu angestrichen und lackirt, sie fangen urschnell von unten auf Feuer, in einem Augenblicke leuchten die drei ersten Waggons in lodernden Feuerzungen auf. Ein furchtbarer Angstschrei ertönt aus dem Innern dieses Flammenpfuhles. Die Unglücklichen in diesen Wagen sind rettungslos verloren; die Thüren sind ja verschlossen, sie müssen ersticken, sie werden zermalmt von den Lasten, die sich über ihnen zusammen thürmen, sie erleiden den Qualtod in siedendem Wasser oder in lodernden Flammen. So wurden in wenig Augenblicken vier Waggons von dem Feuer vernichtet, ohne daß die Reisenden gerettet

werden konnten. An den übrigen Wagen hatte man die Gläser zererschlagen und suchte sich unter Angstgeschrei und Jammer zu retten. Kinder, Frauen und Männer, fast alle blutend und verletzt, manche bis zum Entsetzen verkrüppelt, stürzten aus den Wagen, während vorn die Flamme das Werk des Verderbens und der Vernichtung vollendete. Es ertönte wohl noch ein matter, ersterbender Schmerzlaut aus den dunkeln Gluthen, bald aber, ehe noch menschliche Hülfe nahen konnte, ward es stille; nur das Knistern und Prasseln der Flammen war noch hörbar.

Es war sieben ein viertel Uhr, als sich dieses entsetzliche Unglück ereignete, aber erst um Mitternacht wurde man Herr des Feuers, denn es fehlte an Wasser; selbst das hölzerne Gitter, welches die Bahn einsaßte, wurde von dem Feuer verzehrt. Die Leichname wurden mit Zangen aus der lohen Gluth gezogen, größtentheils waren sie bereits unkenntlich, sie wurden auf der Straße niedergelegt, um nach Paris gebracht zu werden.

Als es tagte, zeigte sich erst das furchtbare Ereigniß in seiner ganzen Gräßlichkeit: weit über die Bahn hinaus fand man verstümmelte Leichname, Köpfe ohne Körper, abgerissene Arme und Beine, eine Grausen erregende Masse, zusammengestampft von menschlichen Gebeinen, geronnenem Blute, Schmuckstücken, Uhren und Geldstücken. Die gräßlichsten der menschlichen Leiden waren hier auf einem kleinen Raum der Erde vereinigt. Vier und siebenzig Personen waren umgekommen, hundert und zwei und funfzig waren mehr oder minder verletzt.

Möchte die Betrachtung solcher Trauerbilder dazu dienen, daß unsere eigenen Leiden uns gering erscheinen und daß wir, zufrieden mit unserer Lage, dankbar unser Gemüth zu Gott wenden. — Wie oft seufzt der Mensch über unbedeutende Entbehrungen, selbstgeschaffene, ja eingebilddete Leiden, sein und der Seinigen Leben dadurch vergiftend, und vergift, wie viel elender Tausende seiner Nebenmenschen sind, vergift die Segnungen, mit denen der Schöpfer ihn beglückt hat.

In den Niederlanden tritt unter der Regierung Wilhelm des Zweiten eine bedeutende Verringerung des Heeres ein, die dem Lande jährlich eine Ausgabe von zwei und eine halbe Million erspart. Neue Handelsverbindungen werden geschlossen, die friedlichen Gesinnungen des Königs sichern dem Staate neue Erkräftigung und eine steigende Wohlfahrt.

Belgien genießt der nämlichen Ruhe und beide Nachbarstaaten stehen nunmehr mit versöhnenden Ansichten einander gegenüber. Die Verschwörung, um Wilhelm den Zweiten wieder auf den Thron von Belgien zu setzen, gewann wohl eigentlich nur durch die Zeitungsschreiber eine momentane Bedeutung. Das Complot endete mit der Verurtheilung der Verschworenen, der Generale Vandermeeren, Vandermissen und ihrer Mitschuldigen Crehen (der Angeber), van Laethem und Verpraet.

Spanien ist noch immer das Land der Trauer, das Land der furchtbaren Selbstvernichtung; es gelang dem Regenten Espartero nicht, die inneren Zerwürfnisse zu heben; die Partheien, welche ihn erhoben, stehen ihm jetzt feindlich entgegen. Die Finanzen sind völlig zerrüttet, Gewerbe, Handel und Industrie gelähmt, Beamte und das Heer unbesoldet. Durch seinen unglückseligen Zustand isolirt von den fremden Mächten, steht es geschieden durch gegenseitiges Mißtrauen, Frankreich fast feindlich gegenüber, denn es klagt dasselbe an, daß es Spaniens neueren Zwist zu Gunsten der Königin Christine nährt. Um kleinliche Ursachen, der eigentliche Stoff lag wohl in der Handelsverbindung mit England, brach in der reichen und mächtigen Handelsstadt Barcelona ein Aufbruch aus, der schnell und furchtbar erwuchs; Kinder und Frauen nahmen Antheil an demselben; das Volk, die Handwerker, die Fabrikarbeiter, von denen zehntausend zur Nationalgarde gehörten, durchzogen bewehrt die Stadt. Am 13. November hatte sich der erste Funke des Aufruhrs gezeigt; wie die Gefahr sich mehrte, zog sich der General-Capitain van Halen mit sechs Kanonen auf den Spaziergang „die Kombla“ zurück. Die Nacht des 14. November verging ruhig; General Jurbano kam am Abend von Girona an, um van Halen zu unterstützen. Am 15. Morgens um 9 Uhr begann der Kampf. Er war am furchtbarsten in der Straße Plateria (die der Goldschmiede) denn es hatte sich unter dem Volke das Gerücht verbreitet, diese sollte bei der Eroberung der Plünderung Preis gegeben werden. Aus den obern Stockwerken und von den Dächern wurden Steine, siedendes Wasser, Geräthe, Möbel auf die Soldaten niedergeschleudert. Am Abend war die Insurrektion völlig siegreich, das Heer verließ die Stadt, ein Theil der Garnison hielt die Citadelle und das Fort besetzt.

Spanien war abermals von Blutschauern bedroht; die Existenz des Regenten war gefährdet, aber die Uneinigkeit in Barcelona raubte den Empörern die Folgen des Sieges. Am 29. erschien Espartero vor Barcelona. Wie die Zwietracht auch in der Stadt wüthete, sie wollte sich nicht unbedingt unterwerfen; da begann das Bombardement, und erst nachdem gegen achthundert Bomben und Kugeln in die Stadt geworfen, ergab sich Barcelona auf Gnade und Ungnade. Die Häupter und Stifter des Aufbruchs hatten indeß soviel Zeit gewonnen, manche noch mit Beute und Schätzen beladen, nach Frankreich zu entfliehen. Die Stadt wurde nun in Belagerungszustand erklärt und den unglücklichen Bewohnern eine schwere Geldbuße auferlegt; aber diese weigerten sich der Zahlung, und alle Mittel um die Steuer zu erlangen, sind wenigstens theilweise fruchtlos geblieben. Wie Espartero zuletzt dennoch gestürzt wurde und Barcelona ein zweites Mal den Schrecken der Belagerung anheimfiel, gehört dem Berichte unseres nächsten Jahres an.

Minder blutig, gegen Spanien betrachtet, milder gewaltfam, aber deshalb keinesweges ruhig und beglückend zeigt sich der Zustand Portugals. Das Wichtigste, was hier geschah, war die Aufhebung der Constitution von 1838, an deren Stelle die Charte von 1826 wieder in Kraft trat (im Februar, den 14. 15. 16.) Dies ist ein Rückschritt zur Souveränität, denn die Charte giebt dem Throne ungleich mehr Gewalt als die Constitution. Unter der Constitution gab es eine Kammer der Deputirten und eine Wahl und temporäre Kammer der Senatoren, nach der Karte dagegen giebt es eine Kammer der Deputirten und eine Kammer der Pairs auf Lebenszeit und erblich; der König hat die Befugniß, eine unbestimmte Zahl von Pairs zu ernennen. Indes giebt die Charte der Religions-Freiheit größere Rechte; sie erlaubt den Fremden die freie Ausübung ihres Cultus, an den Plätzen, welche dazu bestimmt sind, jedoch ohne äußere Form eines Tempels.

Rußland entwickelt in seinem Innern immer mehr Thatkraft und immer deutlicher tritt das Streben hervor, alle Völker, die zu diesem Reiche gehören, zu einen und ihnen ein Nationalgefühl (natsionalnoi Duch) zu verleihen. Die Kolonien der verschiedenen Christensekten des Auslandes, die der Juden, die Ansiedelungen der Osmanen, der Heiden, behalten zwar in den folgenden Generationen ihren Glauben

und auch ihre Sprache, aber in ihren Ansichten und sonstigen geistigen Verhältnissen sind sie nicht mehr Deutsche, Gebräuer, Tataren, sondern Russen; daher ist es ein gewaltiger Irrthum unserer oberflächlich aburtheilenden Zeit, wenn man glaubt, die russischen Ostseeprovinzen würden lieber einen Theil des deutschen, als des russischen Reiches ausmachen.

Der Ertrag der Bergwerke, so wie der der Goldwäsche in den Flüssen, mehrt sich mit jedem Jahre.

Handel, Gewerbe, Industrie und der Landbau in den für ihn günstigen Gegenden schreiten in diesem riesigen Reiche mit außerordentlicher Schnelle vor. Die Scholle Erde, welche in manchen Gegenden vor vierzig Jahren mit zwanzig Rubel bezahlt worden, wird nun zu dem hundertfachen Preise, zu zweitausend Rubel erkaufte. Orenburgs Handel lieferte noch nie so günstige Erfolge, da mit Chirwa, der Bucharei und den Kirgisien freundliche Verträge abgeschlossen und so die Handelswege gesichert sind. Im Jahre 1841 kamen allein aus der Bucharei zwölftausend mit Waaren belastete Cameele in Orenburg an, die Karavanen vom kaspischen Meere, von den Ufern der Emba und von den Annu-Darga nicht mitgerechnet; von den Kirgisien und den andern nomadisirenden Stirtensbölkern wurden über hunderttausend Hammel eingetauscht. Rußland hat mehrere Handelsverbindungen abgeschlossen; eine Ermäßigung des Zolles ist ebenfalls eingetreten. Völlige Handelsfreiheit und das Aufheben der Grenzsperrre ist wohl dann erst zu erwarten, wenn Rußlands Fabriken mit denen der andern Länder konkurriren können, und es nicht mehr befürchten muß, seine eigenen rohen Stoffe, bearbeitet und zubereitet, von dem Auslande zurück erkaufen zu müssen.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft wird langsam, aber mit wohl berechneter Festigkeit vorbereitet.

Der griechische Cultus ist in Rußland Staatsreligion; aus politischen Rücksichten ist es daher Grundgesetz in Rußland, daß die Kinder der gemischten Ehen im griechischen Glauben erzogen werden. Sonst herrscht wohl in keinem Lande mehr Glaubensduldung als in diesem Reiche.

Der Krieg gegen die Tscherkessen — wie man gewöhnlich diesen Kampf gegen die Bergvölker sehr fehlerhaft bezeichnet, denn nicht allein am schwarzen Meere, sondern auch am kaspischen wird das Blut im gleichen Maße vergossen — wird

von beiden Seiten mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Beharrlichkeit und für die Opfer, welche Rußland bereits gebracht, nur mit geringem Erfolge für dasselbe, fortgeführt. Die Verthlichkeit dieses Landes erlaubt keine großen, entscheidenden Schlachten, sondern sie bedingt nur Kämpfe, Ueberfälle, Verheerungszüge und schwierige Belagerungen der räuberischen Felsenhorsten. Aus Schluchten und Verstecken bricht urplötzlich dort der Feind hervor und verscheucht die erträumte Sicherheit. So kämpft dort der Kaukasier, so kämpft dort der Russe; doch in solcher Art zu kriegen, sind die Russen amoch Lehrlinge, die Bergvölker aber Meister. Mit einer beispiellosen Verwegenheit und einer Schnelle sonder Gleichen führen sie ihre Ueberfälle aus. Der Winter des letztvergangenen Jahres war in jener Gegend beinahe schneelos; diesen Umstand benutzten die Gorzi zu unermühten Streifereien in das Gebiet der Russen diesseits des Kubans. Aus einer Entfernung von mehr denn zweihundert Werste erschien in den ersten Tagen des Januar vor der am Terek gelegenen Stadt und Festung Kisljar ein Heer von ungefähr achttausend berittenen Gorzi. Die Garnison der Festung war gerade auf einem Streifzug gegen diese Bergvölker abwesend; nur wenige Truppen und wehrhafte Männer befanden sich in der Stadt; so brach diese Horde unaufhaltbar ein, plünderte, raubte, brannte die Häuser nieder, und führte mehrere Einwohner gefangen mit sich fort. Als am andern Tage die Besatzung nach Kisljar zurückkehrte, war in der ganzen Umgebung kein Bergkrieger mehr zu erblicken. Um die herrlichen Gegenden diesseits des Kaukasus mit friedlichen Bewohnern zu bevölkern, wird nunmehr der Versuch gemacht, die sogenannten Obnodworzi aus der Ukraine hinüber zu siedeln. Diese Obnodworzi sind, wie schon ihr Name besagt, Menschen, die kein Land und kein Grundeigenthum besitzen. Sie führen in der Ukraine ein ärmliches Leben; denn das Stückchen Feld, welches sie bebauen, müssen sie gegen hohen Zins von den Grundeigenthümern pachten, und der Ertrag reicht selten hin, um sich elendiglich nähren zu können. In Kaukasien würde ihre Lage eine ungleich bessere sein, da ihnen von dem Staate bedeutende Vortheile und Erleichterungen angeboten werden.

Ein trauriges Seitenstück zum Hamburger Brande bildet der Brand von Kasan.

Kasan, die Hauptstadt des ehemaligen Tartaren-Reiches,

der „goldene Kessel“, wie der Osmane diesen ehemaligen Herrschersitz nennt, ist durch das Feuer beinahe vernichtet worden. Verhältnißmäßig war diese Feuersbrunst größer und schrecklicher noch als die von Hamburg. Durch die Dürre und Hitze war die Stadt schon im August mehrere mal vom Feuer bedroht worden. Da brach am 5. September (24. August a. St.) um neun Uhr Morgens, bei sehr heftigem Winde, in dem Hause des Kaufmann Jarab, in der Polomnajastraße, Feuer aus. Der Sturm verbreitete dasselbe sogleich nach allen Seiten. Ein furchtbarer Wirbelwind trieb den glühenden Sand und die sprühenden Kohlen hoch in die Höhe, und zündete so in der Nähe und Ferne. Auf den vom Feuer heimgesuchten Plätzen und Straßen war es unmöglich auszudauern. Das Feuer in der Wostkresenschtschen Straße war so stark, daß das Parquetpflaster bis auf den Grund abbrannte, und die lange Zeile dieser schönsten Straße der Stadt nur als ein furchtbarer Feuerstrom erschien. Die eintretende Nacht erhöhte das Unglück; Kasan ward zu einem Flammenmeere. Ueber dem Feuerschlunde und den dichten Rauchwolken schwebte der dunkelgeröthete Himmel. Keine menschliche Stimme vermochte das entseesselte Element zu übertönen; nur das Zischen der durch den Wind angefachten Flammen, das Tosen des Sturmes und das Krachen der einstürzenden Gebäude und Glockenthürme war hörbar. Der Sturmwind trug mächtige Feuerbrände durch die Luft von dannen; somit verbreitete sich das Feuer nach allen Richtungen. Erst um ein Uhr in der Nacht zum 6. Sept. legte sich die Wuth des Sturmes, und nun erst war es möglich, dem Feuer Widerstand zu leisten. Die schönsten Straßen mit den herrlichsten Gebäuden, unter ihnen der Kaufhof mit seinem unschätzbaren Waarenvorrathe, lagen in Trümmern; denn die Hälfte der Stadt war vernichtet, und auf einer Strecke, die den dritten Theil einer deutschen Meile einnahm, erblickte das Auge nichts, als rauchende Trümmer. Unerwartet brach am Mittag in der alten tatarischen Vorstadt das Feuer wieder aus und zerstörte noch acht Häuser; kaum war hier die Gluth gelöscht, so loderten die Flammen in der neuen tatarischen Vorstadt wieder empor. Erst am Morgen des siebenten Septembers schien die Gefahr völlig verschwunden. Es war nicht so; verderbende Zündstoffe mußten sich noch irgendwo verborgen haben, denn am achten loderten abermals Flammen auf, die

jedoch bald gelöscht wurden. 1317 Häuser waren niedergebrannt; der Verlust wird, die reichen Waarenvorräthe nicht mitgerechnet, auf funfzehn Millionen Rubel angeschlagen. Eine Schattenseite unserer Civilisation ist es, daß die größten Ausschweifungen sich in Hamburg während des Brandes zutrugen, während in Kasan weder von den niedern Russen noch Tataren dergleichen verübt wurden.

In der Türkei herrscht unter verhüllendem Stolze die alte Hinfälligkeit, und so geht sie entweder einer völligen Wiedergeburt oder ihrem Grabe entgegen. Von keiner ihrer zahlreichen Provinzen darf sie Treue und Anhänglichkeit erwarten. Kaum ist die Ruhe an einer Stelle hergestellt, so bricht die Empörung an einer andern wieder hervor. Durch den Druck, den Mustapha Pascha in Candia verübte, wurden die Bewohner dieser Insel zur Verzweiflung gebracht, und suchten das Joch abzuschütteln. Vergebens wandten sie sich um Schutz und Vermittelung an jene christlichen Mächte, durch deren Beihülfe einst Griechenland Freiheit und Selbstständigkeit erlangt hatte; Candia mit seinen christlichen Bewohnern wurde seinem Geschieke überlassen und erlag. — In dem herrlichen Syrien herrschen die Zerwürfnisse furchtbarer als jemals; der Islam verfolgt dort das Christenthum mit fanatischer Wuth; indes sind die Europäischen Mächte vermittelnd eingetreten, und es steht zu hoffen, daß durch ihre Beihülfe sich die Lage Syriens bald besser gestalten wird. — Eine längst beabsichtigte Verschwörung brach in den Tagen des vierten und fünften September in Serbien gegen den Fürsten Michael Obrenovich aus. Der Leiter und Führer dieser Verschwörung war der ehemalige Staatsrath Wucsitich. Der Fürst Michael erlag der Uebermacht und flüchtete auf das österreichische Gebiet. Unter Wucsitich's Einfluß wurde nun von den Senatoren die Entsetzung des Fürsten Michael ausgesprochen, und Alexander Petrovich, ein Sohn des unglücklichen Czerny Georg zum Landesfürsten erwählt, und von der Türkei bekräftigt. Alexander war aber nur der Scheinfürst des Landes; Wucsitich ist der Despot, der mit beispielloser Eigenmacht herrscht; die Kerker sind überfüllt, Anarchie herrscht überall, und jeder Bedrohte flüchtet auf das österreichische Gebiet. Rußland, als Schutzmacht Serbiens, forderte mit Kraft und fester Energie die Wieder-

einsetzung des Fürsten Michael, und bereits hat die Pforte angefangen, ihre überleiteten Schritte zurückzunehmen.

Auch außerhalb Europa's war das Jahr 1842 reich an großartig-traurigen Unglücksereignissen.

Haiti, früher St. Domingo und Hispaniola genannt, ist die herrlichste und fruchtbarste der Antillen, aber wie alle Tropenländer ist sie dem Wechsel des Wetters unterworfen und bedroht von den furchtbarsten Erdbeben. Das schrecklichste Ereigniß dieser Art in vergangenen Jahren war das Erdbeben im Jahr 1770; der größte Theil des Landes ward zu einer Wüste und mehrere Städte wurden spurlos vernichtet. Im Jahre 1842 war es am Donnerstag den 7. Mai, als auf der ganzen Insel eine Athem beengende Hitze herrschte. Auch nicht der leiseste Hauch bewegte die Luft; es regte sich kein Blättchen in den Wäldern und Plantagen, und an den Schiffen hingen Wimpel und Segel schlaff herab. Um das nahe Gebirge lagen dunkle, röthlich-schimmernde Wolken. Die erste Andeutung jenes furchtbaren Ereignisses gaben die Thiere; kein Vogel zwitscherte und die größeren Thiere bargen sich beängstigt in Schluchten und Verstecken. Als der Abend nahte, grollte das Meer in dumpfen Tönen auf und aus den dunkeln Gebirgswolken sonderte sich eine schwefelgelbe Feuerkugel, die sich langsam senkte und endlich in südöstlicher Richtung verschwand. Die Sonne sank blutroth am Himmel nieder, aber dem ohnerachtet schien sich die Luft noch immer nicht abkühlen zu wollen; es war hingegen, als sei sie mit Schwefeldünsten geschwängert, und als athme die beengte Brust nur Giftbrodem ein.

Es war halb acht Uhr und das Glockengeläute der Vesper war eben verklungen, als der erste Stoß erfolgte; hoch auf rauschte das Meer und ein ungeheurer Wogendrang überströmte die Gestade. Tief aus dem Grunde des Meeres von Osten her tönte es wie ein dumpfer Donner und in demselben Augenblicke brachen mit gewaltigem Krachen ganze Straßen Cap Haytiens, einst Cap François, auch Cap Henri genannt, zusammen. Der Stoß hatte beinahe die Dauer von einer Minute; die Erde spaltete sich an einigen Stellen, an anderen wogte sie wellenförmig empor.

Das Entsetzen hatte jeden Versuch zur Flucht gelähmt, jetzt erst, wo in wenig Augenblicken Hunderte unter Stein-

trümmern erschlagen und begraben waren, begann die hoffnungslose Flucht ins Freie. Nach wenig Minuten erfolgte der zweite Stoß von ungleich größerer Kraft und längerer Dauer als der erste; er vernichtete die Stadt im vollen Sinne dieses Wortes. Als der Donner der zusammenstürzenden Häuser verhallte, und der Sturm die dichten Staubwolken auseinander jagte, sah das Auge nur eine weite Trümmerstätte von niedergestürzten gebrochenen Mauern, von Giebelbäckern, die tief in den Schooß der Erde geschleudert waren, von Baumstämmen, die ihre Wurzeln dem Himmel zuehrten und in diesem Schauergrabe blutende Leichen. Nahe an der Küste, etwa zwei Leguas von der Stadt erhob sich ein wohlhabendes Fischerdorf. Der erste Stoß war diesen Bewohnern eine furchtbare Warnung, doch eh' ein Einziger zu fliehen vermochte, spaltete sich die Erde, ein dunkler Abgrund verschlang das ganze Dorf und dessen Bewohner, dreihundert Menschen; umhüllt von einer schweren Dunstmasse schloß sich langsam die Kluft über der versunkenen Stätte wieder.

Die ganze Nacht hindurch wogte die Erde in krampfhaft zitternder Bewegung und ließ jeden Augenblick die Wiederkehr der Gefahr befürchten; als endlich der Morgen des 8. Mai begann, schien der Aufruhr der Schöpfung geendet und die Einwohner wagten es nach der zertrümmerten Stadt zurück zu kehren. Die Cathedrale stand noch, der starke Bau hatte den beiden Erdstößen widerstanden, nur die Spitzen der beiden Glockenthürme waren hinunter gestürzt, die Mauern hatten Risse bekommen. Die noch Lebenden strömten in die Kirche, um zu Gott zu beten, aber mitten in dieser Andacht erdröhnte die Erde von einem neuen Stoße. In angstvoller Wirre stürzte Alles, Priester und Laien, aus dem Tempel, denn von der Decke lösten sich bereits mächtige Quadersteine. Hier wurde noch die Rettung möglich, denn erst nach einer halben Viertelstunde brach der herrliche Bau in Ruinen zusammen.

Am 9. Mai währte das Erdbeben in größern und kleineren Pausen fort, doch waren die Stöße minder stark und da sie immer schwächer und schwächer wurden, so konnte man hoffen, daß der Aufruhr der Natur endete. Siebentausend Leichen waren unter den Trümmern von Cap Haytien begraben.

Fast dasselbe Trauergeschick ward den Städten Port au Prince, St. Marc, Genaiwes, St. Nicholas und Port-Pair. Unter diesen erlitt Genaiwes das dunkelste Trauerloos. Der erste Stoß am 7. Mai zerstörte auch hier sogleich mehrere Straßen; da brach im Hause eines Apothekers Feuer aus, von dem Sturmwinde angefacht mehrte sich die Flamme in furchtbarer Schnelle; wer konnte, wer wollte mitten in dieser Zerstörung noch an Löschern denken? denn der zweite Stoß war schon erfolgt und der größte Theil der Stadt lag bereits in Trümmern. So nahte sich das Feuer unaufgehalten dem Pulvermagazin, dieses flog in die Luft und vernichtete und zerstörte, was das Erdbeben noch übrig gelassen. Die Flamme verbreitete sich nach allen Seiten, über die Hauptkirche, das Arsenal, das Schatzamt, das Gefängniß und den Nationalpallast. Und in dieser furchtbaren Doppel-Zerstörung plünderten, raubten, mordeten die Verbrecher, denen es gelungen war, aus dem brennenden Gefängnißhause sich zu befreien.

Auch zur See heischte das Jahr 1842 bedeutende Opfer. Das herrliche Dampfsboot Medora, neu erbaut und mit jeder Zier und jedem Luxus ausgestattet, begann seine erste Fahrt von Baltimore aus. Die Reisenden auf dem Verdecke und die dichtgedrängten Zuschauer am Ufer jauchzten laut auf bei der Abfahrt des Prachtschiffes, — da krachte es, der Dampfkessel war zersprungen, und viel über hundert Menschen lagen zerschmettert in dem empörten Element. Das Linienschiff Ingermannland litt an der Küste von Norwegen bei furchtbarem Sturme Schiffbruch; beinahe die Hälfte der Mannschaft, nämlich 400 Personen, fand dabei den Tod in den Wellen. Ein gleiches Schicksal hatten die Linienschiffe Abercromby und Waterloo in der Gegend der Tafelbay.

Wir schließen mit dem Wunsche und dem Gebete, daß Gott uns bewahren möge vor Unglücksfällen, daß Er mit einem Jahre des Segens uns beglücken, durch eine reiche Erndte uns entschädigen möge für die Dürre des vergangenen Jahres, und ganz besonders, daß wir unsern lieben Lesern im nächsten Jahre wieder in Gesundheit und Zufriedenheit begegnen mögen.

Tabellarische Uebersicht der Hauptkräfte sämmtlicher europäischer Staaten, entworfen von W. Stieber.

Namen der Staaten.	Flächeninhalt in Quadratmeilen.	Einwohner nach dem Glaubensbekenntnisse.			Katholische.	Evangelische.	Andere Secten.	Kollektive Bevölkerung.	Truppenzahl.	Einkünfte nach schätzlichen Gulden, deren Heben gleichwier Vereinfachern sind.	Staatsschulden.
		Römisch-katholische.		Anderere.							
		—	—								
Anhalt-Bernburg	16	—	1,000	50,000	300	—	50,300	750	460,000	550,000	
— Köthen	15	—	1,000	39,200	150	—	40,350	650	460,000	3,000,000	
— Dessau	17	—	—	61,000	1,700	—	62,700	—	600,000	1,500,000	
Baden	279	853,000	402,000	1,257,000	22,000	—	1,279,000	10,500	15,000,000	22,000,000	
Baiern	1,476	3,150,000	1,237,000	4,387,000	62,000	—	4,449,000	56,270	30,000,000	126,000,000	
Belgien	535	4,000,000	6,000	2,45,000	2,000	—	4,008,000	78,000	43,000,000	308,000,000	
Braunschweig	70	2,500	1,500	65,000	1,500	—	66,500	1,000	4,000,000	3,500,000	
Bremen	4 $\frac{1}{2}$	1,500	17,500,000	2,000,000	15,000	—	24,735,000	378,400	521,000,000	8,570,000,000	
Britisches Reich	5,760	7,220,000	2,400	64,000	6,000	—	2,008,000	57,000	13,000,000	155,000,000	
Dänemark	2,480	—	—	1,700,000	75,000	—	69,000	1,600	800,000	9,000,000	
Frankfurt am Main	9,850	32,000,000	—	—	950,000	—	33,775,000	800,000	388,000,000	1,431,000,000	
Frankreich	720	25,000	140,000	1,500,000	7,500	—	1,505,000	7,000	5,500,000	50,000,000	
Preussen	6 $\frac{1}{2}$	3,000	217,000	1,500,000	12,000	—	1,729,000	1,300	1,500,000	13,500,000	
Hannover	695	217,000	578,000	22,000	22,000	—	777,000	21,000	10,000,000	25,350,000	
Hessen	153	177,000	3,000	20,000	1,000	—	24,000	10,000	7,000,000	10,000,000	
Homburg	5 $\frac{1}{2}$	3,000	—	—	—	—	—	400	150,000	400,000	
Hohenzollern-Hechingen	6 $\frac{1}{2}$	20,000	43,000	—	—	—	20,000	300	130,000	320,000	
Sachsen	18	43,000	—	—	—	—	43,000	700	280,000	—	
Sachsen-Weimar	811	2,700,000	—	—	16,000	—	2,716,000	15,000	18,000,000	83,000,000	
Sachsen-Altenburg	21	105,000	1,500	—	16,000	—	122,500	500	520,000	—	
Sachsen-Coburg	209	102,000	518,700	—	10,000	—	630,000	11,000	6,400,000	2,700,000	
Sachsen-Gotha	2 $\frac{1}{2}$	6,300	—	—	—	—	6,300	100	22,000	—	
Sachsen-Meiningen	22 $\frac{1}{2}$	1,600	84,500	—	—	—	86,100	1,400	500,000	700,000	

Luca	20	168,200	—	—	—	—	168,200	2,720	1,500,000	450,000
Genève	5 $\frac{1}{2}$	500	40,500	—	500	—	41,000	814	440,000	3,200,000
Basel	—	500	43,300	—	200	—	43,800	7,280	2,300,000	10,000,000

Silber - Detmolb 22½
 1,600
 84,500
 86,100
 9,300
 100
 1,400
 22,000
 500,000
 700,000

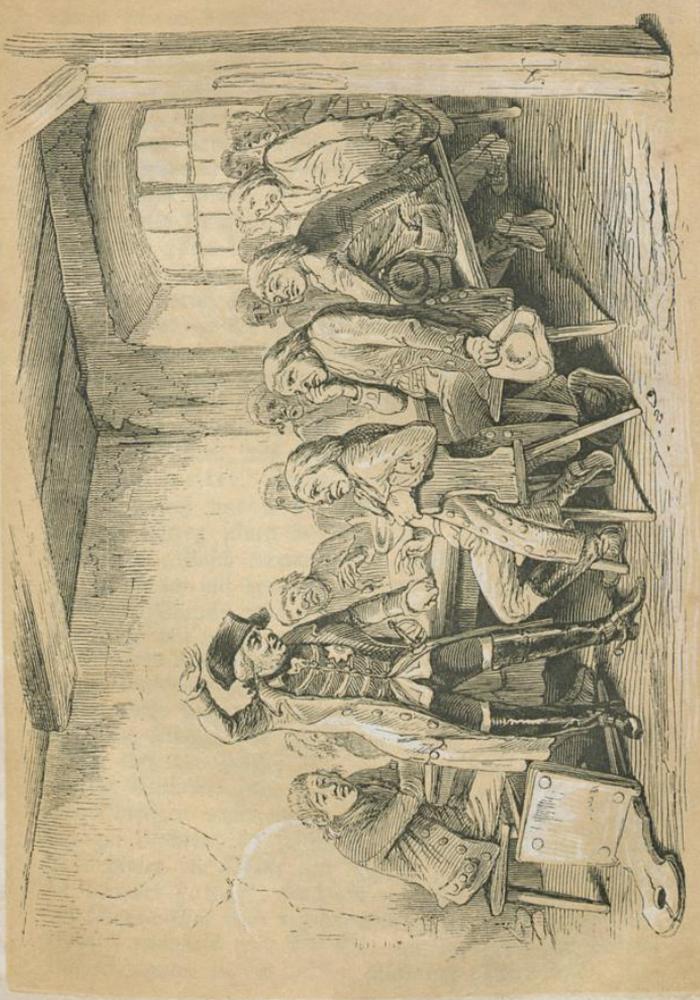
Succa	20	168,200	—	500	168,200	2,720	1,500,000	450,000
Gibst	5½	300	40,500	3,200	41,300	814	440,000	3,200,000
Mießenburg; Schwertm	228	580	454,300	700	487,900	7,280	2,300,000	10,000,000
Sereth	52	92,000	—	1,500	92,700	1,500	680,000	—
Moena	100	401,000	205,000	6,200	407,500	1,500	1,500,000	700,000
Kaffan	82	175,000	1,708,000	52,000	386,200	4,200	1,800,000	12,200,000
Riesekönig	605	1,600,000	2,800,000	3,600,000	37,000,000	76,000	70,500,000	1,000,000,000
Oesterreich	12,187	26,000,000	178,400	1,000	219,400	8,400	182,500,000	500,000,000
Udenburg	116	70,000	12,000	12,000,000	12,732,000	278,000	1,500,000	—
Demannigches Reich	9,817	720,000	—	650	450,000	1,300	25,000,000	100,000,000
Barma	107	450,000	—	—	450,000	—	70,000	100,000,000
Berugal	1,722	3,500,000	—	217,074	14,914,111	532,000	26,000,000	113,650,000
Preußen	5,975	5,612,556	9,084,481	32,100	32,100	450	98,000,000	481,000,000
Reuß ältere Linie	6	—	—	50	73,550	1,000	470,000	—
Reuß jüngere Linie	15½	—	32,100	250	73,550	1,000	470,000	—
Rußland	98,500	6,300,000	1,546,000	40,000,000	47,846,000	900,000	200,000,000	310,000,000
Sachsen	272	30,000	1,680,000	800	1,710,800	24,000	10,000,000	19,000,000
— Altenburg	22½	200	121,000	—	121,200	2,000	1,000,000	1,678,000
— Coburg - Gotha	31½	2,200	134,000	1,200	137,400	2,230	450,000	1,548,000
— Meiningen - Gildburg-Haufen	45½	1,600	145,500	1,500	148,000	2,300	1,350,000	5,278,000
— Weimar	67	10,180	226,000	2,000	248,180	4,000	2,550,000	7,800,000
Sardinien	1,372	4,600,000	20,500	30,000	4,650,500	136,000	25,000,000	581,000,000
Schwarzburg - Gype	10	100	27,500	—	27,600	500	215,000	—
Schwarzburg - Rudolstadt	15½	130	64,000	200	64,350	1,080	180,000	110,000
Sachsen und Normen	15½	50	54,700	500	55,250	1,000	180,000	174,000
Schwaben	13,780	4,000	4,255,200	500	4,260,000	132,000	18,000,000	7,600,000
Reich - Estilien	848	730,000	1,249,000	2,000	1,981,000	61,000	7,000,000	200,000,000
Spanien	8,448	7,300,000	—	85,000	7,585,000	61,000	51,500,000	269,000,000
Lothara	306	12,000,000	—	—	12,000,000	106,000	1,000,000	2,500,000,000
Wabec	21½	1,450,000	4,000	6,000	1,460,000	5,500	7,250,000	—
Wirttemberg	350½	500,000	1,125,000	12,000	1,637,000	20,000	11,400,000	1,400,000

Stenach verliert sich also, nach Russland der größte und Frankreich die zweitgrößte, die Türkei, Spanien, England und Preußen. Russland hat wegen seiner ungeheuren Größe auch die meisten Einwohner, ist aber verhältnismäßig gering besetzt, weit auf der Quadratrunde nur ungefähr 40 Menschen wohnen; hingegen fassen sich in Sachsen, in Nassau, in Preußen, in Schwarzburg und anderen kleineren Ländern auf einer Quadratrunde 5 — 6000 Menschen vor.

Gif het weiter.

Wenigen dürfte bekannt sein, auf welche kräftige Weise der alte treffliche Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig vor 50 bis 60 Jahren die Kirchenzucht gehandhabt hat. Dort hatten nämlich die Männer einiger Dörfer die Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen, und sich in Schnapps zu betrinken. Alle Ermahnungen der Geistlichen blieben fruchtlos, bis diese endlich sich gezwungen sahen, an die Landesregierung darüber zu berichten; worauf letztere sofort an die Frevler einen strengen Befehl zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte, mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säuser fest entschlossen blieben, sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören zu lassen. Am nächsten Sonntage nach Verkündigung der herzoglichen Verordnung, als die Glocken abermals zum Gotteshause riefen, gingen die Bauern mit lautem Lärmen wieder bei der Kirche und dem Pfarrhause vorbei in die Schenke und trieben ihr wüstes Leben je länger, desto schlimmer. Die Sache kam dem Herzoge zu Ohren und er entschloß sich sogleich, selbst einzuschreiten. An einem Sonntage fuhr er incognito nach dem Dorfe. In einen einfachen grauen, bis an das Knie zugedöpften Oberrock gehüllt, trat er kurz vor Anfang des Gottesdienstes in die Schenke, wo ein sehr langer Tisch in der Trinkstube noch die Gäste erwartete. Er hatte kaum oben am Tische Platz genommen, als die Kirchenglocken erschallten, und alsbald füllte sich die Stube mit den Trunkenbolden. Ein großer vierschrötiger Lämmel, welcher in Folge einer vieljährigen Praxis, vom Brantwein schon ganz hochroth gefärbt war, und der Präsident dieser Saufgesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge und musterte ihn mit geringschätzenden Blicken; er schien es mit großem Unwillen zu sehen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz oben am Tische eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch, ließ sich aber mit lümmelhafter Gebärde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die Uebrigen setzten sich ebenfalls und füllten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirth herein und setzte eine ungeheure Kanne (Bottle) voll Brantwein vor den Präsidenten hin. Dieser ergriff das Gefäß mit beiden

Beise
un=
habt
die
die
zu
acht=
des=
die
der
hine
ben,
Am
Ber=
esen,
rche
ihr
kam
lbt
nach
Rnie
des
in
um
er=
fen=
olge
sch=
paf
ihr
ln=
ant
ließ
ogs
alls
ein
ein
den



Gif het weiter.

Hä
der
er
he
nu
Lin
Mi
die
La
wie
ten
spr
spr
sch
Sti
zu
Lün
sie
big
hin
„G
ger
zog
und
den
sche
ten
Für
dert
bis
dies
reich
mit
Die
bar
mal
so
bes
derl
jene

Händen, blickte den Herzog zu seiner Linken wegwerfend von der Seite an, und that einen tüchtigen Schluck. Dann reichte er es seinem Nachbar zur Rechten hin und sprach: „Gif het weiter“ (gieb es weiter). Die große Kummie ging nun der Reihe nach herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab aber dem Herzog durch Blick und Mienen zu verstehen, daß derselbe nichts abtriege, und ließ die Kummie wieder zurückwandern mit den Worten: „Na lat et wedder so herum gahn,“ und das Gefäß ging wieder links herum, bis zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Dieser trank und gab es zurück, mit lallender Stimme sprechend: „Na lat het wedder so herum gahn. Da sprang der Herzog auf, riß seinen Oberrock auf, und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernender Stimme gab er sich den Erschrocknen als ihren Landesheerrn zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Lüderlichkeit, und drohte ihnen mit strenger Strafe, wosfern sie nicht ablassen würden von ihrem Ungehorsam und sündigen Leben. Dann schlug er seinen Nachbar zur Rechten hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten und sprach: „Gif het weiter.“ Dieser gehorchte, aber der Folgende zögerte ungewiß und wußte nicht, was er thun sollte. Da zog der Herzog seinen Degen heraus, schlug auf den Tisch und rief: „Rasch immer weiter gegeben; wer langsam ist, dem greife ich mit dem Degen unter die Arme.“ Diese entscheidende Sprache und der blitzende Degen erfüllten die guten Leute mit einem wunderbaren Eifer, den Befehl ihres Fürsten aus Leibesträften zu vollstrecken. Die Ohrseigen wanderten klatschend von Kopf zu Kopf um den ganzen Tisch, bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken, und kaum hatte dieser die seinigen auf dem linken Backen erhalten, so verabreichte ihm der Herzog eine zweite auf den rechten Backen, mit der Weisung: „Na lat et wedder so herum gahn!“ Die Ohrseigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten; da schlug der Herzog diesen zum zweitenmale hinter die Ohren und sprach: „Na lat et wedder so herum gahn.“ Nachdem er dieses Exercitium ein halbes Duzend Mal hatte durchmachen lassen, stand er auf, wiederholte nochmals seine Ermahnungen, und ging von dannen, jene Saufbolde in der tiefsten Nüchternung hinterlassend. Ihre

Wangen glühten in der schönsten Purpurröthe, schöner als der reichlichste Genuß des Brantweins oder die innigste Andachtsgluth sie hätte malen können, ihre Ohren waren durch das vorgenommene Experiment wohlthätig erschüttert, hinlänglich aufgeräumt und weit geöffnet zur fruchtbareren Aufnahme von Gottes Wort; die wackern Leute sollen darauf die fleißigsten Kirchengänger im Lande geworden sein.

Das Heidelberger Schloß.

Wir haben den Titel unseres Kalenders mit einer Ansicht der ehrwürdigsten und großartigsten Ruine unseres deutschen Vaterlandes, des Heidelberger Schloffes, geschmückt. Die uralten Sagen, die sich daran knüpfen, die Pracht, Größe und Mannigfaltigkeit der Gebäude, die großen Fürsten aus dem Hause der Schyren oder Wittelsbacher, welche es erbauten und von hier aus als Helden und als Väter des Volkes ihr herrliches Land beglückten, die Umwandlung dieser prächtigen und gewaltigen Bauwerke in wunderbare Felsen, theils durch Zerstörung der Franzosen gegen Ende des 17. Jahrhunderts, theils durch Feuer vom Himmel im Jahre 1764 bewirkt, endlich die Lage mitten in der wunderschönen Natur, alles dieses hat den Ruhm des Heidelberger Schloffes begründet und zu einer Quelle der Dichtung und der Kunst geheiligt. In einem Keller dieses Schloffes wird das weltberühmte Heidelberger Faß aufbewahrt, welches 236 Fuder oder 283,200 Trinflassen in seinem Bauche fassen kann. Es ward am 10. November 1752 mit Wein gefüllt, was noch dreimal nachher geschehen sein soll bis zum Schloßbrande 1764, von welcher Zeit an dasselbe leer und unbenutzt liegen geblieben ist, wiewohl das Gedicht, das früher die Vorderseite dieses Fasses schmückte, mit dem Wunsche schloß:

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und andre mehr,
Nicht, wie das alte, werden leer.

während der Schluß des Gedichtes auf der Rückseite noch immer wahr ist:

die
B
gra
Se
Th
vor
Jes
des
gen
Vor
Die
Vor
Ber
Sie
Wo
Sie
Im
Um
Sie
Um
Aus
Sie
Daß
Daß
Der
Mit
Siel
Heiß
Zwe
Mit
Syr
Doch
Zum
emp
unb
mion
(7)

Man brauet Bier im Land zu Meisen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen.
Gott Lob! die edle Pfalz am Rhein
Giebt uns und ihnen guten Wein.

Hier auf dem Heidelberger Schlosse war es auch, wo die drei Fürsten, Ulrich von Württemberg, Karl I. von Baden und der Bischof Georg von Metz, von dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen in der Schlacht bei Seckenheim besiegt, einige Tage in den finstren Räumen des Thurmes geschmachtet haben, bis sie der Sieger, um ihnen die von ihnen verursachte Noth fühlbar zu machen, zu einem Festmahle einlud, das zwar mit den leckersten Gerichten besetzt, des Brotes entbehrete. Dieser Begebenheit verdanken wir folgendes Gedicht unseres trefflichen Gustav Schwab: *)

Von Württemberg und Baden	Sie wollen seiner spotten,
Die Herren zogen aus,	Da sind sie schon umringt,
Von Metz des Bischofs Gnaden	Und über ihren Motten
Bergaß das Gotteshaus;	Sein Schwert der Sieger schwingt.
Sie zogen aus zu kriegen	Vom Hügel sieht man prangen
Wohl in die Pfalz am Rhein,	Das Heidelberger Schloß,
Sie sahen da sie liegen	Dortbin führt er gefangen
Im Sommeronnenschein.	Die Fürsten sammt dem Troß.

Umsonst die Nebenblüthe	Zu hinterst an der Mauer,
Sie trinkt mit mildem Duft,	Da ragt ein Thurm so fest,
Umsonst des Himmels Güte	Das ist ein Sitz der Trauer,
Aus Aehrenfeldern ruft;	Der Schlang' und Gule Nest.
Sie brannten Hof und Scheuer,	Dort sollen sie ihm büßen
Daß heulte Groß und Klein,	Im Kerker trieb' und kalt,
Daß leuchtete vom Feuer	Es gähnt zu ihren Füßen
Der Neckar und der Rhein.	Ein Schlund und finst'rer Wald.

Mit Gram von seinem Schlosse	Hier lernt vom Grimme rasten
Sieht es der Pfälzer Fritsch;	Der Württemberger Uß,
Heißt springen auf die Mofse	Der Bischof hält ein Faßten,
Zween Mann auf einen Sitz.	Der Markgraf läßt vom Truß.
Mit enggedrängtem Volke	Sie mochten schon in Sorgen
Sprengt er durch Feld und Wald.	Um Leib und Leben sein,
Doch ward die kleine Wolke	Da trat am andern Morgen
Zum Wetterhimmel bald.	Der stolze Pfälzer ein.

*) Zu finden in den Gedichten von Gustav Schwab, so wie in dem sehr empfehlenswerthen Büchlein: Auswahl epischer Gedichte für Schule und Haus, herausgegeben von H. Klette. (Berlin, verlegt von M. Simon.) Die Gedichte in diesem Werkchen, das nur wenige Groschen kostet (7½ Sgr.) eignen sich ganz besonders zu Declamationsübungen.

„Herauf, ihr Herrn, gesiegen,
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Dual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es saßen sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebriecht's?“

„Es schiekt zu meinem Tische
Der Ddenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt Ihr heute sparen,
Wo Keiner es Euch wehrt?“

Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:

„Herr, süßlich ist dein Bissen,
Doch eines thut ihm noth,
Das mag kein Knecht vermessen!
Wo liehest du das Brot?“

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blick;
Er that die Fenstersorten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Kings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosse-Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun spricht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reiset eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.“

„Ihr seht, der Westwind säthet
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schlüssel
Das Brot den rechten Platz!“

t r
fam
nen
sag
gef
böf
bitt
unf
mit
ver
hen
tug
glü
ihne
Dor
unte
chen
schle
gott
frag
erwi
ten,
getr
bran
übel
ihr
reits
zweie
Feser
nung
word
komm

Ein Kapitel

aus:

Der Graf Lucanor.*)

Was dem Teufel mit einer Pilgerin begegnet.

Der Graf Lucanor sagte einmal zu seinem Rathe Patronius: als ich neulich mit vielen Andern im Gespräch war, kamen wir auf die Frage, wodurch ein schlechter Mensch seinen Nebenmenschen am meisten Herzeleid anthun könnte. Da sagten Einige: durch Ränkesucht, Andere: durch bucklige Ungestalt, und wieder Andre meinten, das Allerschlimmste seien böse Zeugen und Verläumdung. Bei Eurer guten Einsicht nun bitte ich Euch, sagt mir, welches von jenen Uebeln Euch das unheilvollste scheint. — Herr Graf, entgegnete Patronius, damit Ihr hierin aufs Reine kommt, wäre es mir sehr lieb, ihr vernähmet, was einmal dem Teufel mit einem jener herumziehenden Weiber begegnet ist. Und was war das? fragte der Graf.

Herr Graf, sagte Patronius, in einer Stadt wohnte ein sehr tugendhafter junger Mann mit seiner Frau, und beide lebten so glücklich mit einander, daß es nie eine Mißhelligkeit zwischen ihnen gab. Das verdroß den Teufel, dem das Gute stets ein Dorn im Auge ist, und er ging schon lange damit um, Böses unter ihnen zu stiften, konnte aber niemals seinen Zweck erreichen. Als er nun eines Tages, sehr niedergeschlagen über den schlechten Erfolg, aus jener Stadt kam, begegnete er einer gottlosen Pilgerin, und nachdem sie einander erkannt hatten, fragte ihn diese, warum er denn so betrübt sei? Der Teufel erwiderte, er komme aus der Stadt, wo jene Eheleute wohnen, und habe schon lange ganz vergeblich sie zu verderben getrachtet; erführe aber sein Meister, daß er soviel Zeit verbraucht, ohne etwas auszurichten, so würde es ihm sicherlich übel ergehen, und darum sei er so betrübt. Sie äußerte ihm ihr Erstaunen darüber, daß er, da er doch sonst so klug sei,

*) Dies vortreffliche Buch des Freiherrn von Sichendorff, das sich bereits eine sehr große Zahl von Freunden erworben hat, erscheint so eben in zweiter Ausgabe, mit Zeichnungen von Th. Hofmann geschmückt. Der Lesern unseres Volkskalenders sind sowohl von den Geschichten als den Zeichnungen in den drei letzten Jahrgängen dieses Kalenders Proben mitgeteilt worden, die allgemein angeprochen haben. Der Preis ist trotz der hinzugekommenen Zeichnungen 22½ Sgr. geblieben.

das nicht zu Stande bringen könne; wenn er ihr aber folgen wollte, so wolle sie schon Rath schaffen. Da versprach der Teufel, Alles zu thun, was sie verlangte, um nur diesem Ehepaar beizukommen, und so wurden denn beide des Handels einig.

Jetzt begab sich die Pilgerin in die Stadt, und ruhete nicht eher, als bis sie die Bekanntschaft der Frau jenes Mannes gemacht hatte; bei dieser gab sie vor, sie sei eine ehemalige Magd ihrer Mutter und halte sich aus Dankbarkeit für verpflichtet, nun auch ihr nach Kräften zu dienen. Die gute Frau, die keinen Zweifel in ihre Worte setzte, nahm sie in ihr Haus auf und vertraute ihr alle ihre Angelegenheiten, und dasselbe that auch ihr Mann. Nachdem sie aber lange Zeit so im Hause gewesen und die Vertraute von beiden geworden war, kam sie eines Tages sehr traurig zu der Frau und sagte: ach Kind, wie schmerzt es mich, was ich so eben gehört habe; Euer Gemahl nämlich soll an andern Frauen mehr Gefallen finden, als an Euch; ich beschwöre Euch, thut ihm doch ja nur alles mögliche Liebes und Gutes an, damit er nicht andern nachläuft, denn daraus könnte für Euch das größte Unglück entstehen. Dies ging der guten Frau, obgleich sie noch nicht recht dran glauben konnte, doch sehr zu Herzen, und sie versank in große Betrübniß. Da nun die hoshafte Pilgerin sie so traurig sah, eilte sie an einen Ort, wo der Mann vorübergehen mußte, und als er kam, sagte sie: sein Betragen betrübe sie nicht wenig; so eine gute Frau zu haben und doch eine Andere mehr zu lieben! aber seine Frau wisse schon darum und bekümmere sich sehr darüber; sie habe ihr gesagt: da er so gegen sie handelte, obgleich sie ihm alles Gute erwiese, so wolle sie sich nun auch einen Andern suchen, der sie eben so und noch mehr liebte, als er; doch solle er nur um Gotteswillen reinen Mund halten, daß es die Frau nicht wieder erführe, sonst wäre sie des Todes.

Als der Mann dies hörte, glaubte er's zwar nicht, wurde aber doch sehr nachdenklich. Die hoshafte Pilgerin aber ließ ihn so stehen, ging wieder zu der Frau zurück und sagte, indem sie sich sehr betrübt anstellte, zu ihr: Töchterchen, ich weiß nicht, was für ein Unstern da waltet, aber Euer Gemahl ist sehr ungehalten über Euch, und damit Ihr Euch überzeugt, daß ich die Wahrheit rede, so gebt nur Acht, wie

verdrüsslich und zornig er ankommen wird, was doch sonst nicht seine Gewohnheit war. Darauf, sie ihrem Kummer überlassend, ging sie abermals zu dem Manne und sagte ihm ganz dasselbe. Als nun dieser nach Hause kam und seine Frau wirklich so trübe und Nichts von der alten Fräulichkeit bei ihr fand, die sonst unter ihnen herrschte, blieb er selber immer fort finster. Da sagte die falsche Pilgerin, nachdem er wieder fortgegangen war, zu der guten Frau: wenn es ihr recht wäre, so wolle sie einen gelehrten Mann auffuchen, daß er ihren Gemahl irgendwie von der üblen Laune heile, die er gegen sie bezeige; und die Frau, die das gute Vernehmen mit ihrem Manne wiederhergestellt zu sehen wünschte, erwiderte: sie sei damit zufrieden und würde es ihr sehr danken.

Einige Tage nachher kehrte die Pilgerin mit der Nachricht zurück, daß sie nun einen sehr geschickten Mann gefunden, der habe ihr gesagt, wenn er ein Paar Barthaare ihres Mannes hätte, die aber aus dem Bart an der Kehle sein müßten, so würde er damit ein Meisterstück machen, daß ihr Mann all seinen Zorn gegen sie verlöre, und sie wieder ebenso zufrieden, und vielleicht noch glücklicher als sonst mit einander lebten; sie sollte daher nur, sobald ihr Gemahl zurückkäme, es so einzurichten suchen, daß er auf ihrem Schooße einschummere. Dabei gab sie ihr ein Rasirmesser zum Abschneiden der Haare, und die gute Frau, die voller Kummer über die Entfremdung, die zwischen ihnen entstanden, Nichts in der Welt sehnlicher wünschte, als das vorige Glück wieder zu erlangen, willigte aus großer Liebe zu ihrem Manne ein, und nahm das Messer, das ihr die böse Pilgerin gebracht. Diese aber suchte sogleich wieder den Mann auf, und sagte zu ihm: es thäte ihr so leid um sein Leben, daß sie's ihm unmöglich länger verbessern könnte, denn sie wisse, daß seine Frau ihn tödten und mit ihrem Geliebten davon gehen wolle, und zum Beweise, daß sie die Wahrheit spräche, wollte sie ihm auch entdecken, in welcher Art sie ihn unzubringen beschlossen hätte. Sobald er nämlich nach Hause käme, wolle die Frau ihn auf ihrem Schooße in Schlummer wiegen, und, wenn er eingeschlafen, ihm mit einem Scheermesser, das sie dazu schon bei sich hätte, den Hals abschneiden. Diese falschen Worte erschreckten den Mann heftig und machten ihn noch besorgter als die früheren Zuträgerinnen, er nahm sich indes vor, auf

seiner Gut zu sein, und ging nach Hause, um die Sache zu prüfen.

Zu Hause wurde er von der Frau freundlicher als an den vorhergehenden Tagen empfangen; sie sagte zu ihm: er sei immer so beschäftigt, ohne sich jemals Ruhe und Erholung zu gönnen, er solle sich einmal an ihre Seite hinstrecken und den Kopf auf ihren Schooß legen, sie wolle ihn liebkojen. Bei diesen Worten wurde er immer argwöhnischer, um jedoch zu sehen, was die Frau machen würde, legt er sich auf ihren Schooß zum Schlafen zurecht und stellt sich nach und nach, als schlummere er, und als die Frau meinte, er schlafe fest genug, zieht sie das Rasirmesser hervor, um ihm die Haare abzuschneiden. Der Mann aber, der Kehle sieht, zweifelt nun nicht länger an den Worten der Pilgerin, reißt der Frau das Messer aus der Hand und schneidet ihr damit den Hals ab. Ueber dem Geräusch indeß, das die That verursachte, waren Vater und Bruder der Frau herbeigelaufen, und da sie die Frau ermordet sahen und doch bis auf diesen Tag weder vom Manne, noch von sonst Jemand etwas Schlechtes von ihr gehört hatten, erfaßte sie ein solcher Grimm, daß sie alle über den Mann herfielen und ihn ermordeten. Und auf diesen Lärm rannten wieder die Verwandten des Mannes herzu und erschlugen die, welche ihren Vetter erschlagen, und so wogte das Getümmel hin und her, so daß am selbigen Tage der beste Theil der Einwohner, so viele deren in der Stadt waren, erschlagen wurden; und all' dieses Unglück kam von den falschen Worten jener tückischen Pilgerin.

Wie aber der Herr keine Unthat, so verborgen sie auch sein mag, unbergolten läßt; so brachte er's auch hier an's Tageslicht, daß die böse Pilgerin das ganze Unheil aufgerührt, und so wurde sie peinlich gerichtet und nahm ein schreckliches Ende.

Wenn aber Ihr, Herr Graf Lucanor, erfahren wollt, wer auf Erden der Schlimmste ist und am meisten Unglück stiftet, so wisset: es ist der, der vor der Welt den guten Christen, den Ehrlichen und Tugendhaften spielt, im Innern aber voller Falschheit ist und Lügen und Verläumdungen erfindet, um die Menschen zu verderben. Darum rathe ich Euch, hütet Euch vor den frommen Schleichern, denn die

Sache

n den
r sei
hlung
i und
essen.
ieboch
ihren
nach,
se fest
Haare
ihrer
n den
s der
n Ge-
r und
u er=
Man-
gehört
er den
Lärm
nd er=
yte das
r beste
waren,
en fal-

ie auch
er an's
gerührt,
schreck-

wollt,
Unglück
n guten
Innern
gen er-
athe ich
em die



Was dem Teufel mit einer Pilgerin begegnet.

(Graf Lucanor.)

meisten von ihnen sinnen nur auf Lug und Trug, und um stets wohlberathen zu sein, gedenkt des Rathes des Evangeliums, wo geschrieben steht: A fructibus eorum cognoscitis eos: an ihren Werken werdet ihr sie erkennen. Denn seid versichert, kein Mensch in der Welt, und wenn es auch auf kurze Zeit gelingt, kann für die Dauer verbergen, weiß Geistes Kind er sei.

Der Graf erkannte als wahrhaft an, was ihm Patronius gesagt, nahm sich im Herzen vor, darnach zu handeln, und bat Gott, ihn und alle seine Freunde vor den Heuchlern zu bewahren.

Merk' auf die That, nicht auf den Schein,
Willst Du vor Unglück sicher sein.

Das Reh-Salsband.

Von Gustav Meritz.

(Mit 2 Stahlstichen.)

„Ein Glück, daß unsere Hütte auf dem Felsen und hoch steht —“ sprach der alte Fischer Jakob zu seinem Sohne, welcher mit dem Antlitze am Fensterchen lag und auf die Rhône hinausstarrte, die fast sichtlich anschwell und mit treibenden Eisschollen bedeckt war. „Du hast doch die Rachen weit genug auf's Land herangezogen und gehörig befestigt? Bist du taub, Junge?“ rief er heftig, als ihm der Befragte die Antwort schuldig blieb.

„Seht, Vater —“ versetzte Maraud, die Worte seines Vaters unbeachtet lassend — „wie da unten jetzt auf der Rhône, wünschte ich, daß es auch einmal also im Leben zugehe — Alles drunter und drüber — alle Formen berstend und untergehend — das Hohe gedemüthigt und das Niedere obfliegend. Schaut, wie der Fluß brauset und die Schollen ihre harten Häupter gegen einander zerstoßen.“

„Ha, Junge, —“ versetzte der Alte — „ich merke, woher dieser Wind wehet. Er pfeift von Paris durch Frankreich und du möchtest gern mit ihm segeln. Aber hüte dich, daß der Herr von Brech nichts von deiner Reiselust erfahre.“

Hier wendete sich der junge Maraud um und, eine grimmige Miene ziehend, versetzte er: „Unser Herr — ha! ich wollte —“ „Jakob! Jakob!“ rief plötzlich draußen vor der Hütte eine feine Mädchenstimme — „lieber Jakob! kommt schnell heraus! Ach! kommt schnell!“

„Bleibt, Vater!“ rief Maraud hitzig und drückte den alten Jakob gewaltsam auf den Schemel nieder, von welchem er sich auf den Zuruf erheben wollte. „Es ist Brech's Tochter —“ fuhr er leiser fort — „und wird ihren kleinen Fuß nicht entweihen, betritt sie mit demselben unsre armselige Wohnung. Hat Julie ein Anliegen an Euch, mag sie es hier anbringen.“ Gleich darauf ward ein niedliches Köpfschen, in dessen Angesichte sich eine ängstliche Unruhe abmalte, in der Thüre sichtbar. „Ach, da seid Ihr ja, Jakob, —“ sprach das Mädchen froh — „o sputet Euch lieber Mann! kommt, rathet, helft, und ich will Euch gewiß recht ansehnlich dafür belohnen. Ihr müßt es aus Guerm Fenster dort sehen können, wie ein armes Reh auf einer Eisscholle daher treibt. O! helft dem armen Thiere, daß es an's Land komme.“

Der Fischer und sein Sohn folgten neugierig dem voranspringenden Mädchen, welches draußen mit der Hand die Gegend auf dem Strome bezeichnete, wo wirklich ein Reh auf einer Eisscholle zu sehen war.

Jedenfalls war das Thier bei dem Versuche, über den gefrorenen Fluß zu setzen, von der Eisfahrt überrascht und mit fortgerissen worden. Es bot in seiner Todesangst einen gar beweglichen Anblick dar. Also mochte der letzte übrig gebliebene Mensch bei der Sündfluth auf die ihn von allen Seiten umgebende Wassermasse trostlos hingestarrt haben! Julie wendete kein Auge von dem Reh, sie wollte das Beben seines Körpers, ja sogar es Thränen vergießen sehen, weil nämlich ihr Auge in Thränen schwamm und sie selbst ängstlich zitterte. Das Thier trippelte auf seinem kleinen Grunde und Boden herum, hob die Füße zum Sprunge und setzte sie wieder nieder; es richtete den verlangenden Blick zum Lande und warf den Kopf in die Höhe, wie wenn es um Erbarmung flehen wollte.

„Ich gebe Euch einen Louis'd'or, Jakob, —“ sprach Julie — „wenn Ihr das Thier an's Land herüber holt.“

„Seid Ihr wirklich nicht mehr werth, Vater?“ fragte der Sohn höhnisch. „Ja, ja, den vornehmen Leuten ist oft ein

Reh lieber als ein Mensch, und ein Hund soll in Rußland schon mit fünfzig Bauern bezahlt worden sein.“

„Zwei Louißd'or sollt Ihr haben“ — bot Julie, welche Marauds Worte überhört hatte.

„Und wenn Ihr mir deren Tausend geben wolltet, Fräulein“ — versetzte Jakob — „so muß ich sie ausschlagen. Denn bedenkt selbst, ob ich mit meinem Nachen durch diese tobende Eismasse mich durch zu arbeiten vermöchte? Wie eine Rußschaale würde er zerbrechen und mir es mindestens ebenso ergehen wie dem Rehe.“

Jetzt wurden Stimmen in der Nähe vernehmbar. „Herbei, Ludwig!“ rief Julie laut.

Drei Hunde, immer einer größer als der andere, kamen hierauf in schnellem Laufe herbeigesprungen. Ein Knabe etwa von 12 Jahren, der, wie Julie, kein Stück der damaligen steifen, französischen Tracht an sich trug, sondern wie ein junger Schotte gekleidet war, folgte hinter drein.

„O sieh, lieber Bruder!“ flugte Julie, indem sie auf das gefährdete Reh zeigte — „Zwei Louißd'or habe ich schon dem Jakob versprochen, wenn er es rettet.“

„Ich lege eben so viel dazu“ — sprach Ludwig schnell.

„Vielleicht gelingt es uns,“ — meinte Jakob — „das Reh zu retten, wenn wir uns dorthin begeben, wo die Rhône einen fast spizen Winkel bildet. Es könnte wohl geschehen, daß dort das Eis sich stauete und so eine feste Brücke bildete, über welche dem Thiere beizukommen wäre.“ Mit einer langen Fischerstange und einem Seile versehen ging Jakob in Begleitung der beiden Kinder nach der bezeichneten Stelle ab. Ihnen nach folgte Maraud, der inzwischen eine Flinte aus der Hütte geholt hatte. Der Fischer hatte ganz richtig gerechnet. In dem Bogen, den die weit vorspringende Landzunge hervorbrachte, schoben sich die Eisschollen in tanzender Bewegung über einander und auch diejenige, worauf sich das Reh befand, gelangte glücklich in denselben Bereich. Eine Möglichkeit jedoch, über die schwankende Masse sichern Fuß setzen zu können, zeigte sich freilich nicht. In dem Augenblicke, wo das Reh näher als je dem Lande zutrieb und Jakob deshalb das mit einer Sählinge versehene Seil nach ihm auswarf, bligte die Flinte an Marauds Wange auf, das von dem Schusse getroffene Reh sprang jäh in die Höhe und fiel beim Niederstürzen in die

Fluthen hinab. Den Knall des Feuergewehrs hatte ein Schrei des Schreckens von Seiten der beiden Kinder begleitet.

„Nun —“ sprach Maraud, indem er herzutrat, triumphirend — „habe ich nicht das Reh seiner Noth quitt gemacht? Allein, ha! was seh' ich dort auf dem Wasser?“

Die Kinder und der Fischer mit ihnen sahen auch und überhörten darum Marauds Rede. Der Kopf des Rehes, sein Hals, später seine Vorderbeine, kamen über dem Wasser zum Vorschein. Letztere ruderten eifrig, erkletterten bald diese, bald jene Eisscholle, durchschnitten auf's Neue die Fluthen und halfen zuletzt dem Thiere glücklich an's Ufer, wo es jedoch völlig erschöpft zusammenbrach. Bei näherer Besichtigung, wobei Ludwig seine Hunde an sich behielt, erwies sich's, daß der linke Hinterfuß des Rehes von der Kugel verwundet worden war, stark blutete und dem Thiere das Entkommen unmöglich machte. Als Vater und Sohn, auf der Kinder Geheiß, das Reh nach dem Schlosse schafften, sprach Maraud unterwegs grollend: „Nach den Gesetzen der Natur gehörte das Reh mir, seinem Schützen, zu; allein das menschliche Gesetz spricht Alles, was im Walde, Felde, in der Luft und im Wasser lebt, dem Adel zu. Was meint Ihr, Vater, werdet Ihr die verheißenen vier Louiss'or noch erhalten oder nicht?“

Wiewohl diese weder der alte Fischer noch dessen Sohn, der Wildschütze, verdient hatte, zahlte sie doch Frau von Preech großmüthig aus. Das Reh wurde, bis auf einen hinfenden Gang, glücklich geheilt, gezähmt und den Kindern überlassen, welche es mit einem schönen Halsbände und zwei silbernen Schellen zierten, es auch zu ihrem täglichen Begleiter im Parke machten.

Als jedoch Herr von Preech, welcher längere Zeit verreist gewesen war, nach Hause kehrte und den Vorfall mit dem Rehe in Erfahrung gebracht hatte, begab er sich zum alten Fischer, dessen Sohn er mit harten Worten anließ.

„Um Fische zu fangen —“ sprach er zu ihm — „bedarf man keines Schießgewehrs. Aller Vermuthung nach, magst du schon manchmal mein Wild auf das Korn genommen haben. Geschieht dies nochmals, soll die ganze Strenge des Gesetzes über dich kommen. Und nun giebst du sogleich deine Flinte heraus — zu deinem eigenen Besten, oder ich werde dich dazu zwingen.“

Maraud lieferte die Flinte aus. Sein Mund blieb dabei

stumm; desto lauter murrte sein Inneres, daß von Gift und Galle überkochte.

Herr von Precy hatte seine Jugendzeit in Schottland bei einem nahen Verwandten verlebt und daher rührte auch noch seine Vorliebe für die freie, ungebundene Kleidung dieses Landes, welche er zu derjenigen seiner Kinder gemacht hatte. Kein Puder färbte, kein Eisen brannte, kein Friseur verwirrte das schöne Haar derselben, welches in natürlichen Locken auf den nackten Hals herabwallte. Die Schnürbrust und der Reifrock, diese Auswüchse, erfunden, um vorhandene Gebrechen zu verbergen und nicht vorhandene hervor zu rufen, — sie verunstalteten nicht den Körper der beiden Töchter Precy's. Es gehörte kein kleiner Grad von Seelenstärke dazu, um der tyrannischen Mode zum Trotz diese Ausnahme von der damals allgemeinen Regel zu machen. Herr von Precy war aber auch der Mann darnach. Raub und fest, wie die schottischen Hochländer, aber auch eben so bieder und treu, beharrte er auf dem von ihm als wahr erkannten Rechte und darum sprach er sich auch unumwunden gegen die begonnene Revolution aus, dabei der Rechtfertiger mehr als der Klugheit huldigend. Als der eifrigste Vertheidiger des Königthums in Frankreich war seine öftere Anwesenheit in dem nahen Lyon nöthig, wo die Anhänger des Königs über die Empörer obgestiegen und den grausamen Gallier — den Blutbruder Marats — hingerichtet hatten. Die Stadt und deren Umgegend genoß hierauf einer scheinbaren Ruhe, welche jedoch durch den Anmarsch einer Armee des Convents gar bald bedrohet wurde.

Während die Menschenfinder in Frankreich einander mordeten und Greuel auf Greuel häuften, ließ der liebe Gott nicht aufhören Sommer und Winter, Tag und Nacht, Frost und Hitze, Saatzeit und Ernte. Er ließ seine Sonne scheinen über die Bösen und Guten, und regnen über Gerechte und Ungerechte. Es war im Sommer des Jahres 1793 und einer der schönsten, heitersten Tage. Goldene Saaten reiften, Blumen blühten und über der blutgetränkten Erde sangen die Vögel, wölbte sich der friedlich blaue Himmel. Precy's Kinder genossen die Freuden ihrer Jugend. Während der Vater kämpfte, die Mutter hangte, die Dienerschaft auf der Hut war, spielten jene wie in der Zeit des tiefsten Friedens. Die Hitze des Nach-

mittags hatte sie in eine von der Natur gewölbte Laube des Parks getrieben, wo Julie ihr Reh zu bekränzen beschäftigt war. Das zahme Thier mit den klugen Augen schmiegte sich traulich an seine Herrin an und naschte lüstern von dem Windenlaube in Juliens Händen, die zart geröthet aus dem weißen Pelzbesatz des kurzen, sammetnen Oberkleides hervorkamen. Der eine ihrer kleinen Füße stand auf dem schmucklosen Strohhute des Mädchens und auch Molly, Juliens Hund, hatte darauf Platz genommen, indem er im wahren Sinne des Wortes seiner Gebieterin aufwartete und folgsam die Nase im Munde hielt, die jene in den Windenfranz zu flechten gedachte. Diesem anmuthigen Treiben sahen Ludwig und sein von ihm gehaltener Schäferhund aufmerksam zu, die beide neben der hingeworfenen Jagdtasche am Boden Platz genommen hatten. Hussa, der große Jagdhund, mußte, das Reh nicht durch seine Nähe zu erschrecken, vor der Laube bleiben und rieb seinen Leib an dem Lindenstamme, der die eine Säule des grünen Laubtempels bildete. *) Die achtjährige Rosalie, der hier fehlende Theil des geschwisterlichen Kleeblattes, beschäftigte sich im Rücken der Laube, Julien den noch fehlenden Bedarf an Blumen zu pflücken.

Blötzlich jedoch spitzte Hussa vor der Laube die Ohren und schlug dann an. Starke, eilige Schritte kamen den Kiesweg daher. Es war der Precyschen Diener einer, welcher den Geschwistern sagte: „Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, daß Sie in der Nähe des Schlosses bleiben und nicht mehr diese Laube auffuchen sollten.“

Ludwig sah hierauf seine Schwester Julie fragend an; jedoch gewohnt, den elterlichen Befehlen sofortige Folge zu leisten, begaben sich die drei Kinder nebst den Thieren nach dem Schlosse zurück, wo sie ihren Vater reisefertig und mit der Mutter im Gespräche begriffen fanden.

„In meiner Abwesenheit magst du die Kinder um dich behalten, —“ sprach Precy — „aber wenn ich da bin, sollen sie nach ihrem Belieben frei umherspringen dürfen. Deine Furcht vor dem feigen Gefindel ist zu übertrieben, und hätten alle Edelleute gedacht und gethan wie ich, würde Ludwig XVI. noch heute leben und regieren.“

„Willst du uns denn schon wieder verlassen?“ fragte Frau

*) Hierzu der Staßlich: Die Geschwister.

von Preech traurig. „Lyons Wohl scheint dir mehr am Herzen zu liegen als das deiner eignen Familie.“

„Dort liegt die Stadt, —“ sprach Preech, indem er mit der Hand auf die hervorragenden Gebäude Lyons deutete — kaum dreiviertel Stunde entfernt. Noch vor Einbruch der Nacht bin ich wieder bei euch und bei dem kleinsten Anschein von Gefahr bringe ich euch in die Stadt. Doch Eins will ich noch thun. —“ Preech rief nach seinen Leuten. „Bemächtigt euch —“ gebot er „des alten Jakob Maraud und steckt ihn in das Gewölbe des Hauptthurmes. Er soll uns —“ wendete er sich zu seiner betroffenen Gattin — „als Geißel für seinen heimlich entwichenen Sohn dienen. Der Bursche ist ein Aufwiegler und jedenfalls zu den Rebellen geflüchtet.“

„Der arme Alte!“ versetzte Frau von Preech. — „Was kann er für seinen misrathenen Sohn? Erlaube mir wenigstens, lieber Mann, daß ich das Amt seines Wächters übernehme. Nicht im feuchten, kalten Gewölbe des Thurmes — hier in den wohnlichen Gemächern des Schlosses wollen wir des ehrlichen Fischers hüten.“

Als Herr von Preech das Schloß verlassen hatte, wurde der alte Jakob unter einem Vorwande zu Frau von Preech beschieden.

„Ihr seid ein alter, erfahrener Mann —“ redete ihn dieselbe freundlich an — „und sollt mir in Abwesenheit meines Mannes als Beschützer gelten. Man lebt jetzt in steter Besorgniß und die Diener will man dieselbe nicht immer gern merken lassen. Macht es Euch bei uns bequem und thut hier wie zu Hause.“

Jakob fühlte sich geschmeichelt und that, wie ihm geheißen worden. So kam der Abend heran. Während der Abendtafel hob Julie zu ihrer Mutter an: „Darf ich gehen, meine Mline aus dem Parke zu rufen? Sie kann gar nicht weit vom Schlosse sein.“

Julie ging nach erhaltener Erlaubniß. Noch hatte sie die Schwelle des Vorsaales nicht übertreten, als draußen vor dem Schlosse im Parke ein Schuß fiel, der sie betroffen stehen machte. Sie vernahm das eilige Daherkommen eines Thieres und indem sie die Saalthüre aufstieß, stürzte Mline, mit Blut überströmt, zu ihren Füßen nieder. Die weißen Rosen, die blauen Windenblumen, die grünen Blätter, das gelbe Halsband mit den Silberschellen — Alles war im Nu mit der purpurrothen

Blutquelle gefärbt, welche ihren Ursprung aus dem Halse des Thieres nahm. Aline röchelte schwer — hustete und brach Blut aus — sie leckte mit heißer Zunge die streichelnde Hand ihrer verzweifelnden Herrin — verdrehte das treue Auge und hauchte unter einem hangen Stöhnen ihren Geist aus.

Julien's Wehgeschrei hatte Alle im Schlosse herbeigerufen. Sie lag neben dem todten Rehe auf den Knien und achete es nicht, daß dessen Blut ihr weißes, kostbar gesticktes Unterkleide und die goldgewirkten Gürtelenden benetzte. „Aline! meine Aline!“ rief sie schmerzlich — „bist du wirklich todt? auf immer mir entrißen?“ Unwillig scheuchte sie den Hussa hinweg, der das noch warme Blut vom Boden aufzulecken begann. „Sieh nur, meine liebe Mutter!“ sprach sie lautweinend. Ein plötzliches Geräusch in dem Rücken des Kreises, den die Anwesenden um Julien und das todt Rehe geschlossen hatten, machte diese befremdet sich umwenden. Großer Gott! Ein Haufe wilder, fremder Menschen, der unbemerkt in den Saal gedrungen war, hielt sie Alle umzingelt und die Mündungen drohender Feuergewehre auf sie gerichtet.

„Wer sich rührt, ist des Todes!“ ertönte der gräßliche Ruf. Und aus der Mitte der Bande trat hervor — Maraud, ein teuflisches Lächeln auf dem verzerrten Antlitze. Er schleuderte Julien vom Rehe hinweg, das er hierauf genau betrachtete, wobei er triumphirend ausrief: „Diesmal habe ich es besser getroffen als das erste Mal.“ Er band das blutbenetzte Halsband ab und steckte es in seine Tasche. „Hier, Aubry!“ fuhr er zu Preey's Koche fort — „richte uns das Wildpret ganz nach deines ehemaligen Herrn Geschmacke zu. Das Fell aber händigst du mir aus. Es soll sich gar sanft auf einem solchen ruhen, mir auch ein liebes Andenken des heutigen Tages werden. Und wenn ihr —“ wendete er sich zu seinen Spießgesellen — „in Preey's Gewehrhammer eine Plinte findet, deren Lauf ein eingegrabenes Widderhorn trägt: so wisset, daß sie mir zugehört. Auf, laßt uns nun an die kostbare Beute gehen, nachdem wir dieses adelige Gezücht und dessen feile Dienerschaft unschädlich gemacht haben.“

„O Sohn, was muß ich an dir erleben!“ jammerte der Fischer. „Was werden meine Augen sehen!“

„Den Sieg der Bürger über die Tyrannenknechte!“ rief

Maraud fröhlich. „Fortan sind wir die Herren und lassen uns von den Edelreuten bedienen.“

„Dies wird weder mein Vater noch ich jemals thun —“ sprach Ludwig stolz.

Statt der Antwort legte Maraud sein Gewehr auf den vorlauten Knaben an, den die Seinen mit ihren Leibern zu decken sich bemühten, und drückte wirklich ab. Hatte er aber vergessen, daß er die Ladung bereits an dem Rehe verschossen, oder wollte er nur den jungen Prect in Schrecken jagen?

Der Letzte sah sich hierauf mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in dasselbe Thurmgewölbe eingesperrt, welches Marauds Vater aufzunehmen bestimmt gewesen war. Die Diener des Schlosses, welche mit den Rebellen nicht gemeinschaftliche Sache machen wollten, wurden, mit alleiniger Ausnahme Aubry's, gefnebelt und bewacht. Nicht lange wahrte es, so erscholl das wüste Loben des zügellosen Hauses durch alle Räume des ausgeplünderten und verheerten Schlosses, und drang selbst bis in den stillen Raum, in welchem Frau von Prect um das Leben ihres Mannes bangte, den sie jeden Augenblick im Schlosse zurück erwartete. Eine sich mehrende Feuer- gluth, deren Schein durch das kleine Gitterfenster des Gewölbes hereinsiel, belehrte die Eingesperrten über das Schicksal des Schlosses. Nicht lange darauf vernahmen diese vor der Thüre ihres Gefängnisses die Stimme des gänzlich betrunkenen Maraud, welcher die Worte kahlte: „Geht weg, Vater, oder — es giebt ein Unglück.“

„Barbar! —“ versetzte der alte Jakob zornig — „nur über meinen Leichnam kannst du hier eintreten. Kann ich sie nicht vor deiner Wuth retten, so will ich wenigstens mit ihnen sterben.“

Frau von Prect vernahm einen dumpfen Schlag gegen die Thür, dem ein lauter Schrei und die hastig ausgestoßenen Worte folgten: „Ha, Fluch — und abermal Fluch dir — in alle Ewigkeit!“

Es ward still, nachdem ein Mensch draußen schnell davon gesprungen war.

Eine entsetzliche halbe Stunde verstrich, in welcher die Eingesperrten das Zusammenstürzen der Dächer und Giebelmauern vernahmen und, in der Erwartung eines nahen Todes, ihre Seelen dem himmlischen Vater befohlen. Da ertönte

plötzlich draußen Precy's Stimme in fürchtbarer Stärke: „He-loise! Ludwig! meine Kinder! wo seid ihr?“

Schon in der nächsten Minute lagen die Befreiten an Precy's Brust. Dieser stieß, indem er die Seinen aus dem Thurme geleitete, einen Leichnam aus dem Wege, in welchem Frau von Precy mit Entsetzen den alten Fischer erkannte.

„Er starb für uns —“ klagte sie — „und — schrecklich genug — durch des eignen Sohnes Hand!“

„So ruhe er denn in Frieden —“ versetzte Precy. Dann aber riß er sein Schwert aus der Scheide und solches gen Himmel streckend, daß die Flammen des brennenden Schlosses darin sich blutroth spiegelten, sprach er gelobend: „So lange ich diesen Arm und ein Schwert zu führen vermag, schwöre ich, die Mörderhande zu vernichten, wo ich nur weiß und kann. O daß wir nicht eher hier sein konnten!“ Trauernd zog er mit dem zusammengerafften Haufen Lyoner und den Seinen nach der Stadt zurück.

Am 9. October 1793 brachen aus Lyons Thoren, das seit dem 7. August durch eine Armee des Convents belagert und beschossen wurde, zweitausend verzweifelte Männer hervor. An ihrer Spitze der kühne Precy, und in ihrer dichtesten Mitte dessen Frau und drei Kinder. Die Belagerer empfingen das muthige Häuflein mit Ingrim, und der heißeste Kampf begann, in welchem Precy überall der Erste war. Nicht Franzosen und Landsleute —, wilde Thiere würgten gegen einander, von denen keines um Gnade flehete, noch solche annehmen mochte. Mit Entsetzen sahen Lyons Bewohner von der Höhe der Stadt dem fürchterlichen Gemetzel zu, unter dessen blutigen Streichen das kleine Heer der Ausgefallenen sichtlich zusammen schmolz, obgleich diese ihr Leben doppelt theuer verkauften. In einem fast unkenntlichen Zustande, von Blute starrend und mit Wunden bedeckt, gelang es nur achtzig von den zweitausend sich bis zur nahen Schweiz durchzuschlagen. Die Übrigen alle waren eines ruhmvollen Todes gestorben. Precy, ein anderer Leonidas, dessen Namen uns kaum die Geschichte bewahrt hat, war einer von jenen achtzig Ueberlebenden, doch hatte er außer dem Untergange so vieler tapfren Leidensgefährten, den Verlust seiner Gattin und Kinder zu betrauern, die im Getümmel des Gefechts entweder getödtet oder, was noch schrecklicher war, in

die Gefangenschaft der unmenschlichen Republikaner gefallen waren. Schon den nächsten Tag darauf wurde Lyon, seiner mutthigsten Vertheidiger beraubt, ohne Capitulation von dem Belagerungsheere in Besitz genommen und die Stadt der grausamen Willkür der Sieger preisgegeben. Das Endurtheil des Convents zu Paris lautete über Lyon also: „Lyon war wegen die Revolution — Lyon ist nicht mehr.“

Blos ein Pfahl mit dieser Inschrift sollte die einstige Stelle der großen Stadt bezeichnen, und diese daher dem Erdboden gleich gemacht werden. In diesem Sinne begann auch das große Vernichtungsgeschäft. Mehr als sechstausend der als schuldig befundenen Bewohner wurden in Masse durch Kartätschenladungen gemordet, während ganzer sechs Monate die schönsten Bauwerke Lyons niedergedrückt, bis endlich die Rache erkaltete und die zerstörungswüthigen Arme erlahmten.

An einem Frühlingmorgen des Jahres 1794 wand ein junges Mädchen, das vor einer ärmlichen Hütte des Dorfes Oberhalbstein in der Schweiz auf einer Bank saß, einen Kranz von gelben Schlüsselblumen. Die Sonne mit ihren sanft wärmenden Strahlen meinte es, ob schon es erst im Anfange des Märzmonats war, recht gut; nur wenn ein scharfer Luftzug von dem schneebedeckten Alpengebirge hernieder wehte, fühlte man sich noch in den Winter versetzt. Das Gras grünte bereits lustig im Thale, und die Knospen der Bäume hatten ihre braunen Hüllen zersprengt. Die Hirten bliesen probirend den Kuhreigen, und das Vieh in den Ställen accompagnirte brüllend vor Ungebuld, bald wieder zu den lustigen Höhen emporsteigen zu dürfen. In dem Schooße des Mädchens lag, halb unter den Schlüsselblumen versteckt, ein geflecktes Meerschweinchen, das die ersten Frühlingstinder lüsternd beschnoberte und nur durch die streng geführte Aufsicht von Seiten seiner Herrin, von dem Raschen abgehalten wurde. Als der Kranz fertig war, band ihn die Kleine dem Thierchen um den Hals, wobei sie seufzend sprach: „Wenn es Rosen und Winden wären, so sähe die kleine Aline bald unfer großen ähnlich, als sie damals bei uns in der Parklaube war. Ach damals!“ Sie wischte sich eine große Thräne aus dem glänzenden Auge und fuhr, nach einem schüchternen Umschauen, halblaut in ihrem Selbstgespräche fort: „Damals,

da hatte eins von uns mehr Betten in seinem Lager, als wir jetzt alle zusammen, und vor Freuden springen würden wir, wenn wir jetzt hätten, was die große Mline nicht einmal essen mochte. Die arme Mutter! nicht einmal wieder hat sie uns eins ihrer hübschen Liedchen vorgesungen, seitdem wir unser Schloß verlassen mußten. Und Lachen — das fällt ihr gar nicht mehr ein; aber desto mehr das Weinen. Und dann müssen wir jedesmal mitweinen, wir mögen wollen oder nicht. Wenn diesmal Ludwig keine Nachricht vom Vater aus der Stadt bringt, so weiß ich wirklich nicht, wie es noch werden soll. Der Mutter Geldbeutel, der vorigen Herbst noch so voll und schwer war, ist er nicht weit magerer als wir selbst geworden? Was hat nicht schon die Zeitung und der Mutter Krankheit gekostet! Mit grauem Zwirne hat Julie die Sohlen auf meinen Schuhen anheften müssen, und dünner und dünner wird mein wollener Unterrock. Besäße ich nicht meine kleine Mline —“

Sie hielt plötzlich inne, denn eine Frau, deren zwar abgetragene, doch reinliche Kleidung auf einen höhern Stand schließen ließ, erschien in der Thür der Hütte. Ihr langsamer Gang zeugte von Schwäche, und ihr bleiches Antlitz von tiefem Gram. Ein größeres Mädchen führte sie am Arme und geleitete sie nach der Bank hin, wo die Kleine sofort willig Platz machte.

„So!“ sprach die ältere Schwester, nachdem die Frau sich niedergelassen hatte — „hier können Sie sich sonnen, liebe Mutter, und sind gleichwohl vor dem häßlichen Föhn gesichert, der aus den Alpengründen hervorstreicht.“ Diese Worte wurden, wie die ihrer Schwester, in französischer Sprache geredet. Die Frau saß eine Weile still da und betrachtete das Meerschweinchen mit seinem gelben Blumenhalsschleife. Dann hob sie das blasse Gesicht empor, blickte in die Ferne und sagte: „Julie, kommt Ludwig noch nicht aus dem Städtchen wieder?“

„Dort ist er!“ rief Rosalie freudig und begrüßte den rasch nahenden Bruder mit dem Wehen ihres Taschentuches. „Er weht nicht wieder —“ sprach sie betrübt — „und deshalb bringt er auch keine frohe Botschaft.“

Sie hatte Recht. Alle Aufrufe in den Zeitungen nach dem verschollenen Herrn von Precy waren bis jetzt erfolglos geblieben und nur zu gewiß schien deshalb dessen Tod zu sein.

Während Ludwig seinen trostlosen Bericht erstattete, naheten sich der betrübten Mutter der Ortsvorstand und dessen

Beißter. Eine flüchtige Erinnerung an die Biederkeit ihrer alten Vorfahren machte sie erst einigemal verlegen husten, bevor sie ihre Worte anbrachten.

„Wie Ihr wissen werdet, gute Frau —“ hob der Ortsvorstand an — „so geht Eure Miete mit diesem Monate zu Ende. Wir brauchen dieses Gemeindehaus weiter und daher —“

Er ließ den Schlusssatz unvollendet, der eben nicht schwer zu errathen war.

Ueber das bleiche Antlitz der Frau von Precy hatte sich eine leichte Röthe verbreitet. Ihre Lippen zuckten schmerzlich, als sie entgegnete: „Ich verstehe Euch, guter Mann. Ihr fürchtet, daß die verarmte Flüchtige die Miete ferner nicht wird bezahlen können, wohl gar hier sterben, mit ihrem Begräbniß und ihren Kindern Euch zur Last fallen dürfte?“

Der Vorstand zuckte die Achseln. „Unsere Gemeinde ist sehr arm —“ sprach er — „und vermag kaum die eigenen Dürftigen zu unterstützen. Allein, wir wollen Euch nicht ohne Weiteres vertreiben, vielmehr thun, was in unsern Kräften steht. Glaubt uns: Ihr seid hier am unrichtigen Orte, um Nachricht von Euerm Manne zu erhalten. In unsre Abgeschiedenheit dringt nur selten und zufallsweise die Kunde von den Weltgehändeln. Drüben über dem Gebirge ist dies anders. Dort sind die Leute wohlhabender, darum auch neugieriger und mit den Zeitungen vertrauter als wir. Am Wirthshause hält ein Fremder, ein Landsmann von Euch, mit einem stattlichen Fuhrwerk und zwei raschen Pferden. Willigt Ihr ein, so dingen und bezahlen wir die Fuhr, die Euch mit Euern Kindern über den Julier bringen soll. Wir sind überzeugt, daß Euer Landsmann dann für Euer weiteres Fortkommen kräftiger sorgen wird, als wir armen Leute vermögen.“

Frau von Precy fügte sich in ihr Schicksal, das unabwendbar! Dasselbe wurde in etwas durch den Gedanken gemildert, daß es ein Landsmann war, der sie begleiten sollte. Wer spräche nicht gern einmal von dem geliebten Vaterlande und in dessen Muttersprache? Zwar besaß das Gesicht des Fuhrwerkbesizers eben nichts Einladendes. Eine breite Schmarre über das halbe Antlitz und ein wilder Bart verliehen ihm ein häßliches, ja abschreckendes Aussehen; eben so klangen die kurz und rauh herausgestoßenen Worte gar nicht wie glatte französische Laute. Hierzu kam noch, daß der Mann, nachdem die Abfahrt geschehen war,

sehr oft einer großen Flasche hitzigen Kirschwassers zusprach — ein Umstand, der bei einem Uebergange über den hohen Julier am unrechteften Orte ist. Die Auffahrt ging langsam von Statten. Nach einer Wegstunde gelangte man schon in die Schnee- und Eisregion. Hier war es still und einsam wie auf einem Friedhofe. Die Gipfel der Berge umher streckten ihre weißen Felsenzacken trotzig zum blauen Himmel empor und spotteten des eisig kalten Windes, der sie umbrauste. Dagegen hüllte sich Frau von Brech mit ihren frostbedenden Kindern fester und fester in die Decke ein, welche ihr der Fuhrmann gegen der Kälte Macht geliehen hatte. Murrend entbrodelte ein Bach dem Eisgebilde eines Gletschers und eilte in raschen Sprüngen dem wärmeren Thale zu. Und die Kinder wünschten heimlich mit ihm zugleich hinabzuspringen; denn die Kälte wurde immer schneidender. Mit der verstummten Familie contrastirte grell des Fuhrmanns immer mehr sich steigende, fröhliche Ausgelassenheit, jedenfalls eine Folge des genossenen Branntweins. Er schrie in die Klüfte hinab, das Echo zu wecken; er brüllte das republikanische *Ca ira* und peitschte dazwischen fluchend auf seine dampfenden Pferde ein. Nach vier langsam verstrichenen Stunden hatten die Reisenden die letzte Höhe erreicht, wenige Schritte noch und die Straße senkte sich abwärts. Da machte der Fuhrmann plötzlich Halt.

„Ich muß Euch ersuchen, Madame —“ polterte er — mit Euern Kindern für eine Minute lang abzustiegen. Dann soll es desto rascher mit uns gehen.“ Er half der halb erstarrten Frau und deren Kindern vom Wagen, der hierauf langsam den Gipfel des Julier erklimmte. Dessen ungeachtet vermochten die steif gefrorenen Beine der Brech'schen Familie jenem kaum zu folgen. Jetzt hielt das Fuhrwerk, dessen Besitzer jedoch keine Miene machte, den eingenommenen Sitz zu verlassen, um den Wandrern das Aussteigen zu erleichtern. Vielmehr streckte er, als sie Miene machten, ohne seine Beihilfe den Wagen zu ersteigen, seine Peitsche wie abwehrend ihnen entgegen.

„Kennt Ihr mich, Frau von Brech?“ fragte er mit ganz veränderter Stimme. Während die Aermste hierauf betroffen ihn anstaunte, zog er etwas aus der Tasche. „Kennt Ihr dies, Jungfer Julie?“ Der Mann zeigte Alinens einstiges Halsband mit den silbernen Schellen her. „Kennt ihr dies

Fell, Monsieur Ludwig?“ — fuhr er, an dem Entsetzen der versteinerten Familie teuflisch sich weidend, fort und schlug dabei mit der flachen Hand auf die Decke, die seine Füße umgab. „Freund Aubry, der Koch, hatte uns an jenem lustigen Abende in Eurem einstigen Schlosse den Braten des Reh's ganz delicat zugerichtet. Nun, Rosalie, kennt Ihr wirklich Euern Maraud nicht mehr, der Euch manchmal auf der Rhône umhergerudert hat?“ Nimmer hätte ich mir eingebildet, Euch nochmals in meinem Leben und gerade hier zu begegnen, wo Ihr mir in die Hände laufen mußtet. Frau Prech, schauet her: diese Schmarre zeichnete mir Euer Gemahl in's Antlitz, als er sich aus Lyon fort zu stehlen versuchte. Er ist todt, ich aber lebe noch und stehe eben im Begriffe, mit meiner in Eurem Schlosse gemachten Beute mich drüben in Italien zur Ruhe zu setzen. Ich kann Euch nicht ansinnen, länger noch den Euch verhafteten Maraud zu begleiten und darum —“ er peitschte auf seine Pferde ein — „lebet recht wohl.“

Die Kniee waren unter Frau von Prech zusammengebrochen. Ein Blick jedoch auf die frostzitternden Sammergestalten ihrer Kinder gab ihr die Macht der Sprache wieder. „Maraud!“ rief sie außer sich — „erbarmt Euch unsrer, auf daß sich Gott Eurer wieder erbarme!“

„Gott?“ höhnte der entsetzliche Mensch zurück — „Wißt Ihr nicht, Madame, daß derselbe von dem Convente in Frankreich abgesetzt worden ist und daß nur allein die Vernunft noch verehrt werden darf?“

„Ungeheuer!“ schrie Frau von Prech voll Schaudern.

„Man muß nichts halb sein in der Welt —“ spottete Maraud vom Wagen herab — „selbst kein halbes Ungeheuer. Ich schwöre Euch zu, daß nichts auf der Erde mehr mich zum reuigen Sünder bekehren soll, am allerwenigsten Ihr mit Eurer Brut.“ Die Pferde, von ihm gepeitscht, brausten davon.

„Sie fahren mit ihm zur Hölle!“ sprach Frau von Prech thränenlos und heftig zu ihren Kindern. Wir aber sind in unsers Gottes Nähe. Seht ihr seinen blauen Himmel und die leuchtende Sonne über uns? Und selbst auf dem Rücken jener Eisberge thront die heilige Mutter Gottes mit dem allerbar-menden Kinde. Laßt uns muthig weiter wandern. Dadurch erwärmen wir unsre erstarrten Glieder und Gott wird Kraft

in dieselben gießen, daß wir das Ende unsrer Wallfahrt glücklich erreichen.“

Und die Aermsten umschlossen sich mit ihren Händen und schritten muthvoll durch das Schneegefilde dahin, einander Worte des Trostes und der Aufmunterung zusprechend. Aber ach! gleich einem kurzen Kaufsch zerrann die erkünstelte Kraftäußerung und machte dann einer desto größeren Hinfälligkeit Raum. Von ihr zuerst heimgesucht fühlte sich die krankheitschwache Frau von Precy, die umsonst ihre ganzen Kräfte aufbot, ihren Zustand zu verbergen. Schnell genug hatten die erstarrten Hände sich gelöst, um sich an irgend einem wärmeren Orte des eignen Leibes zu verstecken. Stumm und still schritt Jedes einzeln hinter dem andern hin und der eisige Wind, der das nur spärlich glimmende Lebensflämmchen in der erkälteten Brust zu verlöschen drohte, lösete allgemach die sonst so festen, heiligen Bande der Natur und Zärtlichkeit. Stier und theilnahmslos haftete der Blick auf den dahinwankenden Füßen des Voranschreitenden, und geschah es, daß derselbe vor Schwäche stehen blieb, so schritt der Nachfolgende mit stillem Murren neben ihm vorbei, oder rastete gleich jenem. War es nicht auf dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, wo ein Jeder seinen Weg unaufhaltsam weiter verfolgte, obgleich dicht an seiner Seite der beste Freund, der Bruder, Sohn oder Vater von der grimmigen Kälte darnieder geworfen wurde? — Aber nein! dort waren es ja lauter Männer, keine Mutter, die eher ihr eigenes Leben dahin giebt, als ihr mit Schmerzen geborenes Kind im Stiche läßt. Von derselben Gefinnung beseelt war auch Frau von Precy, welche allmählig die Letzte des kleinen Leichenzugs geworden war. Vor ihr her trippelte die kleine Rosalie, gehütet von der Mutter angstfühltem Blicke. Mehr und mehr sah sie das Kind ermatten, wanken, stehen bleiben und langsam weiter gehen. Ethen gellenden Schrei vermochte die Mutterbrust noch auszustoßen, als Rosalie mit einem Male niedersiel und bewegungslos liegen blieb. Auch die älteren Kinder standen, als Frau von Precy ihr sterbendes Kind in ihre Arme empor riß. Ein Blick voll Schmerz und Zärtlichkeit erglänzte noch aus dem brechenden Auge des Kindes und blieb auf der Mutter haften, bis der letzte Athenzug seine Brust erhob und seine bleichen Lippen bewegte. Als alle Belebungsversuche erfolglos blieben, versuchte die Mutter

ihr Kind auf ihren Armen fortzutragen. Ach, sie vermochte ja nicht einmal den eigenen Körper zu erhalten! Schon nach wenig Schritten mußte sie die schwere, eisigkalte Bürde wieder nieder legen. So stand sie vor der kleinen Leiche, unentschlossen, was sie beginnen sollte. Es war kein Blick frommer Ergebung — wohl aber der bitteren Anklage, den Frau von Precth jetzt zum wolkenlosen Himmel richtete. Aus ihrem dumpfen Brüten weckte sie endlich das laute Weinen der noch lebenden Kinder. Verwundert sah sie dieselben an; denn ihr Auge — das Auge der Mutter, hatte ja keine Thränen für die Geschiedene! Ach, Julie und Ludwig weinten nicht vor Trauer, sondern vor Frost, der ihre Gebeine durchschüttelte und ihre Zähne laut zusammenklappen machte.

Instinctmäßig handelte nun Frau von Precth. Sie küßte ihr Kind, das erkaltete, segnete und bettete es sorgsam in den Schnee. Das Meerschweinchen, das, leblos wie seine kleine Herrin, in deren gegen die Brust gedrückter Schürze ruhte, blieb auch im Tode ihr Eigenthum. Von den erstarrten Füßen zog, nicht ohne Anstrengung, Frau von Precth die durchnäßten und schadhafsten Schuhe des Kindes ab; denn sollte nicht die Kleine schlafen gelegt werden, wo man gewöhnlich auch die Strümpfe entfernt? Hierauf schaufelte die Mutter mit ihren Händen über die Leiche eine Schneedecke, die zum weißen Grabhügel wurde. Hoffte sie dabei vielleicht noch immer auf eine mögliche Wiederbelebung oder wollte sie dadurch ihr Kind vor den Angriffen der Wölfe und Raubvögel sichern? Die unscheinbaren Schuhe, welche Frau von Precth als das einzige, theure Andenken ihres Kindes einzustecken ging, waren sie nicht von der Mutter selbst in guten Zeiten in Wolle genäht worden? Wie die Schuhe hatte sich auch das Glück der Precth'schen Familie umgewandelt. Eine Holzstange, welche ein Fuhrmann von seinem Wagen verloren haben mochte, und deren die Mutter jetzt ansichtig wurde, veranlaßte dieselbe zu einer schnell ausgeführten Handlung. Sie steckte die Stange in den Schneehügel, unter welchem die kleine Rosalie friedlich schlief, und hing den einen ihrer Schuhe darauf. Lieber Leser! was anderes sollte diese kunstlose Grabchrift besagen als: „Wandrer, der du diese Stange nebst dem kleinen Schuhe darauf erblickst, öffne den darunter befindlichen Schneehügel und bestatte die darin ruhende Kindesleiche, dafern sie nicht wieder in's Da-

sein zu rufen sein sollte, in geweihter Erde, auf daß die gebeugte Mutter wenigstens diesen Trost noch habe?“ D hinfällige Eitelkeit dieser Welt! Eine Stange nebst einem Schuhe stellte das marmorne Grabdenkmal vor, auf welchem mit großen, goldnen Schriftzügen die Inschrift prangt: „Allhier ruhet in Gott die reiche Erbin der Herrschaft von Château rouge!“

In den nächsten tausend Schritten ähnelte Frau von Brech dem heidnischen Gotte Janus mit dem doppelten Gesichte, indem sie bald auf den Grabhügel zurück, bald auf ihre Kinder vor sich blickte. Dann riß auch ihr Lebensfaden, den leibliche wie geistige Noth zernagt hatten. Sie sank in den Schnee dahin, wie eine vom Hagel geknickte Pflanze, und ihre beiden Kinder mit ihr, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Urheberin ihres Lebens zu erretten. An jeder ihrer Seite lag, von ihren Armen umschlungen, ein Kind, eng an die Mutter angedrückt, als hätten sie versuchen wollen, so unter den mörderischen Hieben des bleichen Sensenmannes hinweg zu schlüpfen. Und der Himmel trauerte nicht — er blieb heiter und blau. Und der Bach hüpfte wie zuvor munter von Stein zu Stein. Die Genssen trieben sich lustig auf den Felszacken umher, und der Adler schwebte in weiten Kreisen hoch über den drei Gefallenen. Der Eisvogel setzte sich neugierig auf den bunten Schuh der Stange und pickte in denselben, daß er hin und her sich bewegte. So wohnen und freuen sich in und auf den Gräbern unsrer Lieben eine Menge Thiere ihres Lebens, und die Stätte unsers Schmerzes wird für vernunftlose Geschöpfe eine Quelle der Lust!

Der erste Mensch, welcher nicht lange darnach den Ort betrat, wo die Brechische Familie ihren Untergang gefunden hatte, war ein gutmüthiger, wohlhabender und wohlbeleibter Viehhändler, den zwei muntere Braunen in einem leichten Kollwagen den hohen Zulier hinauf zogen. Sein großer, zottiger Hund, der den Vorläufer machte, hatte nicht sobald das menschliche Kleeblatt im Schnee liegend entdeckt, als er auch schon seinen Fund durch ein lautes Wellen kund machte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief der Mann erschrocken aus, indem er die Frau mit ihren Kindern erblickte — was ist das? Der Spitzhube von Franzose, der mir begegnete, mußte die armen Menschen noch lebend oder schon todt hier oben ange-

troffen haben. Warum hat er sie in beiden Fällen nicht in seinen Wagen genommen? warum nicht einmal ein Wörtlein mir von ihnen gesagt — mir vielmehr eifrigst von dem Weiterfahren abgeredet, vorgebend, daß der Berg nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr zu passiren sei? Seht einmal, wie das unvernünftige Thier diesen unbarmherzigen Menschen beschämt!“

Wirklich bezeugte der Hund eine wahrhaft rührende Theilnahme gegen die Verunglückten. Er heulte laut und schmerzlich, leckte mit seiner warmen Zunge abwechselnd der Mutter und Kinder Antlitz und Hände, und war wie sein Herr bemüht, die Erfrorenen in's Leben zurück zu rufen. Und der wackere Viehhändler handelte wie der barmherzige Samariter. Zwar gab es hier keine Wunden auszuwaschen und zu verbinden; auch fehlte ihm das Fläschchen mit dem Oele und der treue Esel. Allein dafür besaß er rührige Hände, die mit Schnee die erstarrten Glieder rieben — eine Flasche voll feurigen Kirchwassers und einen Wagen mit wärmenden Decken versehen — Dinge, die er nach bestem Wissen jetzt anwendete.

Bei dem Knaben glückte es ihm zuerst, den erloschenen Lebensfunken wieder anzufachen. Dieser schlug die matten Augen auf, die sich in denen des ihn leckenden Hundes abspiegelten. Da überflog der Abglanz eines freudigen Lächelns das bleiche Antlitz Ludwigs und mit leiser Stimme hauchte er die Worte hervor: „Du bist's Hussa?“ Dann schlossen sich wieder die todmüden Augen. Der Mann hingegen bettete hierauf unter frohem Jauchzen die nur Scheintodten in seinen Wagen, dort, während er die Pferde rasch laufen ließ, seine menschenfreundlichen Bemühungen fortzusetzen. Demnach würde er jedenfalls Rosaliens Kühler Grabstätte vorüber geflogen sein, ohne das sonderbare Grabdenkmal zu bemerken, wäre nicht wieder der Hund dessen scharfsinniger Entdecker gewesen. Durch Hussa's lautes Winseln aus seinen Wiederbelebungsversuchen gewaltsam gerissen, blickte der Viehhändler in demselben Augenblicke um sich, als unter den scharrenden Füßen des Hundes die Stange nebst dem darauf gestreckten Schube umfiel. Wie nun unter dem aufgewühlten Schneehäuflein das bleiche Antlitz noch eines zarten Kindes zum Vorschein kam, da überströmten heiße Thränen die gebräunten Wangen des Menschenfreundes, dessen erneuerte Fürsorge sich sogar bis über das erstarrte

Meerschweinchen erstreckte, und der, als er schon nach einer Stunde mit den schweißgebadeten Pferden in Oberhalbstein einfuhr, bald dessen Ortsvorstehern mit der schärfsten Ahndung drohte, bald den glücklich in's Leben Zurückgebrachten den kräftigsten Trost zusprach.

Unter der sorgsamten, kein Opfer scheuenden Pflege des Ehrenmannes erholten sich die Kinder wie das Meerschweinchen in kurzer Zeit. Allein Frau von Prech war unfähig geworden, fortan ihre Beine zu gebrauchen. Sie fühlte sich gänzlich gelähmt und darum freudenlos. Aber auch da verlor der Viehhändler den Muth und die Hoffnung nicht. „Unser heißes Pflasterbad —“ tröstete er die Klagende — „hat schon viele Wunder gethan und manche Arme und Beine wieder rührig gemacht. Sobald Sie die Reise vertragen können, schaffe ich Sie dahin, und ist ihr Gatte noch unter den Lebenden, so will ich ihn schon ausfindig zu machen wissen. Aber Gnade Gott dem Glenden, der Sie und Ihre Kinder auf dem Julier aussetzen konnte, wenn er mir in den Weg kommt! Hufsa soll ihn mit seinen Zähnen zerreißen und so der Rächer seiner alten Herrschaft werden. Schon deshalb müssen Sie mir den Hund lassen, den ich noch zehnmal lieber gewonnen habe. Guter Gott, wer dieß geahnt hätte, als ich das treue Thier von einem Schweinetreiber aus Languedoc für 10 Franken erhandelte!“

Nur zu oft pflegt es zu geschehen, daß die Menschen, wenn sie gefährlich erkrankt sind, ihren Arzt als einen rettenden Engel betrachten und als einen solchen preisen. Mit der allmählichen Besserung schwindet auch stufenweise diese innige Verehrung gegen ihren Helfer, und nach erfolgter Genesung erinnert sich der Patient mit Widerwillen daran, daß er des Arztes Belohnung klingend abzutragen habe. Wie mit dem Arzte, verfährt der Mensch auch mit Gott, und nur allzuwahr sagt die Schrift: „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich, und wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstlich.“ Der gute Mensch jedoch vergißt nie des Helfers und dankt demselben zu allen Zeiten. Also machte es auch Frau von Prech, nachdem der Besuch des Pflasterbades ihr den Gebrauch der Glieder wieder gegeben hatte. Es war ihr erstes Geschäft, den Tempel des Herrn nach ihrer Wiederherstellung aufzufu-

hen und dem Allerbarmen, im Vereine mit ihren Kindern, für die wahrhaft wunderbare Rettung ihrer Mütter zu danken. Da knieet die schwer geprüfte Dulderin vor dem Altare, umgeben von ihren wieder fröhlich blühenden Kindern, die, ihre Mutter vor einer möglichen Erkältung auf den kühlen Steinplatten zu bewahren, unter deren Kniee ein Federkissen sorglich untergebreitet, auch der noch immer etwas Schwachen einen Stuhl bereit gestellt haben. *) Man sieht auf dem Bilde die heiligste Andacht in den Augen und Mienen der Mutter und ihrer beiden älteren Kinder glühen, und wenn die voran knieende kleine Rosalie ihr liebliches Antlitz lächelnd auf den Beschauer gerichtet hält, so ist das mit der Jugend der Beterin wohl zu entschuldigen. Niemand aber lächle über Frau von Precty, wenn sie die nun entbehrlich gewordenen Krücken vor dem Altare dankend niederlegt und solche, zum Troste für andere Leidende, dem Gotteshause hinterläßt. Bald sollte auch Frau von Precty eine noch größere Freude — die Wiedervereinigung mit ihrem Gatten — erleben, welche, gleichfalls von dem braven Viehhändler Bertram herbeigeführt, nicht beschriebe, sondern nur mitgeföhlt werden kann. Eine vor Lyon erhaltene Wunde, die den rechten Arm gelähmt, verhinderte den Herrn von Precty, seinen gethanen Schwur ferner zu erfüllen und verurtheilte ihn sonach zu einer Unthätigkeit, die seine Gattin im Stillen segnete, auch später die Folge ward, daß er nach dem Regierungsantritte des Kaisers Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland und mit ihr zugleich sein Erbe wieder erhielt.

Das gerettete Meerschweinchen zog mit in das wieder neu aufgebaute Schloß ein; eine andere Mähe fand sich auch in einem gezähnten Mehe wieder, und Bertram sprach, öfter als sein mit Glück fortgeführtes Handelsgeschäft erheischte, in dem Precty'schen Schlosse ein, stets als der treueste, beste Freund empfangen und geehrt. Nur bei dem Andenken an einen Menschen kochte jedesmal Precty's Blut heiß auf, und allein diese Erinnerung trübte sein jetziges Glück: Maraud stand oft im Wachen wie im Traume vor ihm und forderte ihn höhnißch auf zur Vergeltung seiner schwarzen That.

Elf Jahre waren entflohen, als der zum Manne aufge-

*) Hierzu der Stahlstich: die Genesung der Mutter.

schlossene Ludwig von Prech mit seinem Vater in Lyon bei einer Trödlerbude vorbei ging, wo ihm ein dafelbst aufgehängtes Lederhalsband mit zwei blank gepuzten Silberschellen in die Augen fiel. Das Band war unscheinbar geworden, doch erkannte Ludwigs Scharfblick alsbald die auf den Silberschellen eingegrabenen Schriftzüge als den Namen seiner Schwester Julie. Und sein Vater, aufmerksam gemacht durch die sichtliche Betroffenheit seines Sohnes, begriff blickschnell, um was es sich hier handle. Ohne erst nach dem Preise zu fragen, bemächtigte er sich des Bandes, dann zahlte er mit zitternden Händen die ziemlich hohe Forderung, dabei mehrmals den Namen und die Wohnung des vormaligen Besitzers, der als ein verarmter und erkrankter Bürger geschildert wurde, sich wiederholen lassend. Ohne Raft rannte Prech nach dem bezeichneten Hause, in welches er, das Halsband in der gelähmten Rechten, den gezückten Dolch in der Linken, einstürzte.

„Wo ist —“ feuchte er zu einem weinenden Weibe, das in dem elenden Vorgemache neben zwei in Lumpen gehüllten Kindern saß — „Maraud — der Teufel?“

„Dann seid Ihr fehl gegangen, mein Herr —“ versetzte das Weib, sich die Augen trocknend — „mein Mann heißt nicht Maraud, sondern Jilet. Eben sagt er dem hochwürdigen Vater Paroche seine Beichte her, denn er hat wohl kaum noch eine Stunde zu leben.“

Indem Prech die nächste Thüre aufreißen wollte, trat ein ehrwürdiger Geistlicher mit dem Allerheiligsten in den Händen heraus. „Freuet Euch, arme Frau —“ redete er die Schluchzende feierlich an — „setzt mit den Engeln im Himmel über einen großen Sünder, Euern Mann, der Buße gethan hat. Bittet zugleich Gott mit mir, daß er darin beharre bis an sein, Gott gebe baldiges Lebensende. O, es bedurfte einer so langen, schmerzlichen Züchtigung, um ein ehernes Herz zu schmelzen wie Wachs an der Sonne —“

Der ältere Prech wartete das Ende dieser Rede nicht ab, sondern stürzte in das Krankenzimmer und zu dem darin befindlichen Bette hin, in welchem der Kranke mit emporgerichtetem und gegen die Kissen gelehnten Oberleibe saß. Nein, das war der Teufel Maraud nicht! Dieses abgemergelte Ge-
rippe in der weißen Jacke, dieses entfleischte Todengesicht mit den tief liegenden, erloschenen Augen, dieses verlängerte Grei-

senantlig mit hervorstehendem Kinne und fletschenden Zähnen war der ruchlose Vaternörder nicht. Auch blieb sein stierer Blick selbst bei Precty's bedrohlichem Herzutreten theilnahmlos und in sich versunken. Aber — die breite Schmarre in dem kreideweißen Gesichte, die allein noch in ihrer blutrothen Färbung von Leben zeigte — ferner der kohlschwarze Bart und die gekrausten Haupthaare, die den Totenkopf einrahmten, verriethen den Bösewicht.

Unentschlossen stand Precty, der Vater, vor der Jammergestalt. Die erhobenen Hände mit dem Neh-Halsbände und dem funkelnden Dolche sanken hernieder. Indeß wendete sich Ludwig von Precty zu der nachgefolgten Frau mit der Frage:

„Was fehlt Euerm Manne?“

„Ach mein gütiger Herr —“ versetzte diese — „die Aerzte sagen, es sei die Darmverknöcherung, an welcher mein armer Mann seit elf Monaten schon leidet. So lange bereits erwacht er jeden Morgen, um jeden Tag Hungers zu sterben. Jeder Bissen Essen, jeder Schluck Getränkes bereitet ihm in dem verschlossenen Leibe die grausamsten Schmerzen und kein Gott selbst kann ihm helfen.“

In dem alten Precty wogten die streitendsten Gefühle.

„Erwache, Maraud —“ sprach er dumpf, indem er mit den Schellen des Halsbandes vor den Ohren des Gequälten klingelte — „ein Precty ist's, der vor dir steht.“

Da richtete sich das brechende Auge Marauds langsam zu dem Rächer auf. Nicht mit Schrecken, wohl aber mit Sehnsucht blickte er zu dem erhobenen Dolche empor. Aber auch wenn Ludwig und die Frau dem alten Precty nicht in den Arm gefallen wären, hätte dieser nimmer zugustoßen vermocht. Denn, hatte nicht der starke Gott bereits vergolten? Als nun der Glende sich in seiner Erwartung getäuscht sahe, mochte er Precty's Blick nicht länger aushalten. Langsam erhoben sich die Knochenhände — bevor sie aber sich vor das Angesicht legen konnten, war Marauds Geist entwichen. Haupt und Hände sanken schlaff hernieder. Und der junge Precty, indem er mit seinem tief erschütterten Vater das Sterbezimmer verließ, drückte der gebeugten Wittwe seine volle Börse in die willig geöffnete Hand.

„Irrret euch nicht — Gott läßt sich nicht spotten!“

Der Grecurator,

oder:

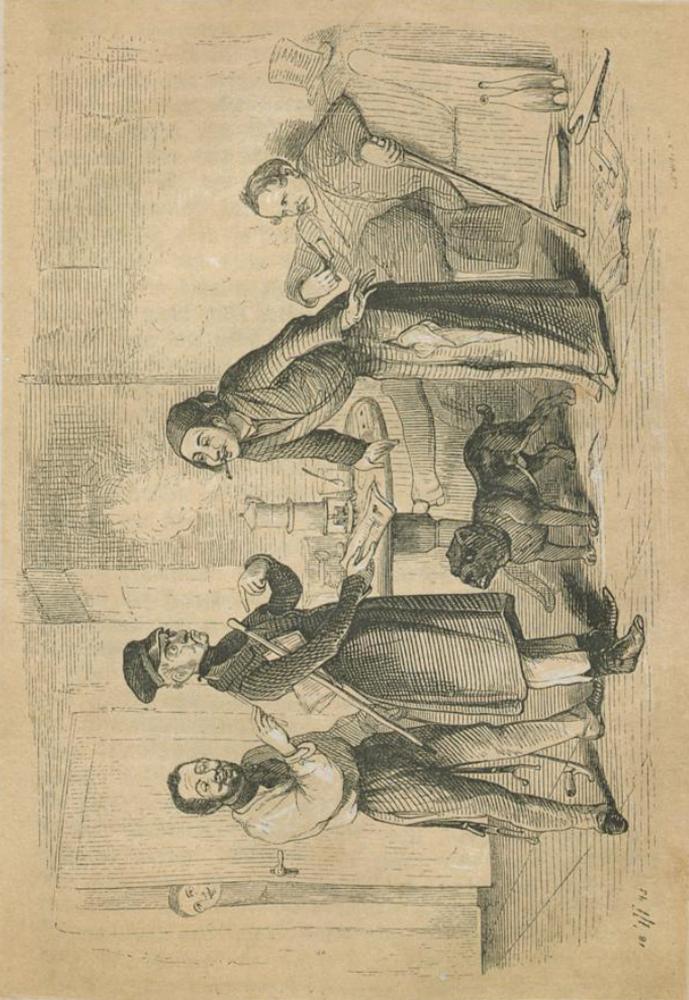
Jugend hat keine Tugend.

Von August Pfaff.

Das ist doch, weiß Gott, eine schöne Zeit, das lustige Studentenleben, wo man den lieben langen Tag nichts thut und Bier dazu trinkt, wo man sich um nichts kümmert und wieder Bier dazu trinkt, und wenn's einem die Philister gar zu toll machen, so trinkt man eine Kanne Bier.

Die drei da auf unserm Bilde haben's wohl auch so gemacht, und wenn die klugen Leute auch sagen, daß bei solchem Leben nicht viel herauskommt, so ist doch hier wahrlich nichts dringeblichen, nämlich in der Tasche, und mögen die soliden Leute sagen was sie wollen; Jugend hat nun einmal keine Tugend, und wenn man sich die toll'n Hörner abgelausen, ist's um so besser. Ich weiß immer noch, wie mein Onkel seliger zur Frau Mama sagte, wenn ich 'mal einen dummen Streich gemacht hatte: „Laß nur gut sein, der Junge ist ein Genie, und ist das besser, als wenn er eine Schlafmütze wäre; aus dem wird noch mal was Rechtes werden.“ — Ja, ja, es war ein kluger Mann, mein Onkel, und wollen hoffen, daß er auch hierin Recht gehabt! — Wahrhaftig man kann schon etwas vertilgen in bairisch Bier, und kommt dann noch hinzu, daß man mal Appetit auf eine Flasche Latour oder gar Champagner hat, so ist der Wechsel zum Teufel und es ist ein Glück, daß der Wirth zum hölzernen Stiesel ein Mann ist, der bis in die Pechhütten hinein pumpt. Mit dem Pumpen ist's nun zwar wohl eine leichte Sache; aber das Bezahlen nachher ist desto unangenehmer und bezahlt muß einmal werden, wenn man ein ehrlicher Mann ist. Daher glaube man ja nicht, daß hier unser Geld mit dem warschauer Schlafrock die Absicht hat, nicht zu bezahlen; — bewahre Gott, er wird bezahlen, wenn auch nicht gerade in dem Augenblicke, wo der Grecurator vor ihm steht, sondern später, sehr später, wenn sein Wechsel eingelaufen ist, oder wenn er eine Anstellung bekommen, oder wenn er eine reiche Frau geheirathet hat.

Und das letzte ist denn auch wirklich eingetroffen. — Der Leser wird sich zwar wundern, woher ich das weiß, aber ich



Der Circulator.

tige
hut
und
gar
ge=
sol=
lich
die
mal
au=
nein
men
nge
tze
Ja,
of=
nan
ann
our
und
ein
em
Be=
in=
her
uer
ott,
cke,
ter,
ing
Der
ich

fam
als
Stu
so i
erst
thun
trag
und
ein
Gef
lun
anf
fel,
nun
gen
zur
ende
den
das
nur
ihre
bach
gepl
fel
und
die
vern

und
den
mal
inn
ein
ter
sond
und
Ein
Sta
hat.
S d

kann ihm versichern, daß ich diese drei genau gekannt habe, als sie noch den Carcer und den Hörsaal besuchten, um ihren Studien obzuliegen, denn wenn auch das Bildchen hier neu ist, so ist die Geschichte doch sehr alt, und wer da meint, sie sei erst gestern oder vergangene Woche passirt, ist gewaltig im Irrthum und denkt nicht daran, daß die Bulldoggs jetzt Maulkörbe tragen müssen, und die Juristen keine Schulden machen dürfen, und das wird mir doch Niemand abstreiten wollen, daß das ein Jurist ist, der mit der Zipselmütze und dem freundlichen Gesicht, denn ich habe ihn noch neuerdings in derselben Stellung gesehen, eben so freundlich die Achseln zuckend, als er mir ankündigte, daß mein Proceß in der letzten Instanz verloren sei, bloß ein bißchen ällicher sieht er jetzt aus. Da wird man nun also wohl nicht mehr zweifeln, daß ich diese drei Herren genau kenne und selbst das niedliche Karolinen, das da hinten zur Thür hineinguckt, um zu sehn, wie diese fatale Geschichte enden wird, ist eine alte Bekanntschaft, und jetzt ist sie an den Thorschreiber in Kyritz oder anderswo verheirathet, denn das Mädchen hatte von je einen Nagel im Kopfe und wollte nur einen Studirten nehmen; — hat mich auch leztthin bei ihrem Jüngsten zu Gevatter gebeten und Napfstücken dazu gebacken, wie sie weiß, daß ich ihn gern esse, und da haben wir geplaudert von der Vergangenheit, als ich noch Kanonenstiefel und Lederhosen trug und nicht an's Bücherschreiben dachte, und sie als Hausmädchen bei der alten Mamsell Meier diente, die immer die große Vorderstube an die Herren Studiosen vermiethtete.

Ja, ja, so ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen, und glaubt jetzt keiner mehr in dem reichen Herrn Justizrath den ehemaligen Studiosus wieder zu erkennen, dem sie damals den Spitznamen Leer gegeben hatten, weil seine Taschen immer so leer waren, als hätte der Schneider absichtlich ein großes Loch hineingeschnitten. — Das ist nämlich so unter den Studenten gebräuchlich, daß Jeder noch einen besonderen Namen bekommt, der zwar nicht im Kirchenbuche und auch nicht im Doctordiplom steht, aber oft weit mehr Sinn hat, als den die Frau Mutter vor der Taufe für ihren Stammhalter aus irgend einem alten Romane herauspintisirt hat. Die Beiden, die wir hier noch abgebildet sehen, waren Schwer und Bär getauft worden. Schwer war nämlich so

genannt, weil ihm sein Kopf in Folge des Biertrinkens immer schwerer gewesen sein soll als der Rumpfs, was in der That eine sehr merkwürdige Erscheinung ist und nur bei Kindern vorkommen soll, die einen Wasserkopf haben; — aber wie gesagt vom Wasser hatte der's nicht. Er sitzt daher auch noch ganz ruhig auf dem Sopha, wenn er gleich die Hand nach dem Ziegenhainer ausstreckt, um nöthigenfalls dem ungestümen Mahner eine Lection zu geben, wie sich ein Executor gegen Leute benehmen muß, mit denen er im täglichen Umgange steht. Indessen sich aber Leer bemüht, dem Manne des Gesetzes mit höflichen Worten von vorn einen Zopf zu machen, hat Bär die gleiche Absicht und steckt einen Fidißus in den Rocktragen des Executors, der in seinem Amtseifer nichts von alle dem bemerkt. — Ueberhaupt war Bär von je her ein lustiger Bursche und heller Kopf und hatte seinen Namen wegen der vielen Bären bekommen, die er beim Stiefelwirth angebunden. Er studirte damals Medizin und zeichnete sich besonders im Whistspielen aus, und soll er es auch gewesen sein, der bei'm Examen in der Klinik den Puls eines Kranken ergriff und in der Zerstreung zählte: sieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König, As, was einem wohl leicht passieren kann, wenn man nicht aufpaßt. Ja, ja, sie haben stott genug gelebt, die lustigen Jungen, die beiden ersten Semester hindurch, obschon schwere Zeiten waren damals Anno 1812; und hätten's vielleicht im dritten nicht besser gemacht, wenn nicht eines Tages Schwer nach Haus gekommen wäre und hätte ein Zeitungsblatt mitgebracht, worin stand, daß die Franzosen aus Rußland zurückkämen und der König rufe sein Volk auf zum heiligen Kampfe. Wie sie nun das gelesen hatten, ließen die Drei alle die Leute kommen, denen sie Geld schuldig waren, was die Studenten Philister nennen, und sagten zu ihnen: „Hört einmal, Ihr lieben Leute, wir haben zwar einen Wechsel bekommen von dem Herrn Papa, um Euch zu bezahlen, aber wenn's Euch recht ist, wollen wir uns lieber für das Geld eine Büchse und Patrontasche kaufen und nach Breslau gehn, um dem Könige zu helfen, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Wenn wir dann wieder kommen, wollen wir Alles bezahlen, Kapital und Zinsen bei Heller und Pfennig.“ — Die Philister waren's zufrieden, denn es giebt auch viel brave Philister, und so zogen die Drei hinaus in's

Feld und haben sich wacker gehalten an der Katzbach und bei Leipzig und in Paris eine Flasche Champagner getrunken auf das Wohl des Königs und des Vaterlandes. Und als nun wieder Ruhe war im deutschen Reiche, sind sie auch zurückgekommen und jeder hatte das Band im Knopfloche und Schwer noch dazu das eiserne Kreuz. Da stellten sie die Büchse in den Winkel und nahmen das Corpus Juris vor und den Galenus und haben studirt und gearbeitet, daß sie so freudigen Muthes vor den Examinator hintreten konnten, als damals vor den Feind. Denn es ist auch keine Kleinigkeit, so ein Staats-Examen, und ist's schon Manchem grün und gelb dabei vor Augen geworden. — So bestand denn auch Freund Bär sein Examen mit Glanz und ist jetzt Doktor und praktischer Arzt, jedoch entschiedener Gegner der Hydropathie, zu deutsch Wasserkur, was bei ihm im Blute liegen mag, denn sein Vater seliger hat auch das Wasser nie leiden können.

Ehrenhalber muß ich nun auch noch ein paar Worte von meinem guten Freund dem Executor reden, denn wenn's auch heißt, man soll den Teufel nicht an die Wand malen, so ist ein Executor doch noch lange nicht so schlimm als Satan, der nimmt gleich Leib und Seele, während Jener sich schon mit der Person begnügt; und wenn Eins sein muß, will ich schon lieber im Schulfuhrn schwitzen als unten in der Hölle, wo man keine Zeitung und Glas Wasser bekommt und wo mindestens 500 Grad Hitze nach Fahrenheit sein sollen, was noch weit mehr ist, als in Afrika in den Hundstagen, wo die Sonne ganz allein die Straußeneier ausbrütet und das Zuckerrohr im Freien wächst, wie bei uns die Ziegenhainer. — Ja ja die Ziegenhainer hat mein guter Freund der Executor nie mehr leiden können, seitdem er damals die Prügel im goldenen Mohren bekommen, wie er noch mit der Jungfer Susanna Johanna Kamaschenband verlobt war, und sagte, seine Braut habe sich mit den Studenten abgegeben. Die Parthie ist auch deshalb nachher zurückgegangen und mein guter Freund Hagestolz geblieben bis an sein seliges Ende. — Hätt' es doch nicht thun sollen, der alte Junge, denn es ist eine hübsche Sache um eine Frau, und Susanna hätte ihn gewiß nicht so ausgehn lassen, wie wir ihn hier sehn, daß das Band hinten aus der Halsbinde hervorguckt, und die leinenen Hosen so eingelaufen sind, als wäre er darin eingeseget und die

Haare so struppig sitzen, als wenn nicht noch eine Meige Braunbier übrig geblieben wäre, sie damit glatt zu streichen. — Aber wie gesagt er blieb Junggeselle, und wollte nichts mehr von den Frauen wissen, obschon die ihn gar wohl leiden mochten, denn er soll in seiner Jugend besonders ein hinreißendes Auge gehabt haben. — Nun, Gott hab' ihn selig; er ist jetzt todt und hat freilich nicht nöthig gehabt, seine Frau in die Wittwenkasse einzukaufen; aber's ist doch schön, wenn man so ein Wesen hat, das einem die Augen zudrückt in der letzten Stunde und nachher hinauskommt auf den Kirchhof und Blumen auf das Grab pflanzt und dem Todtengräber ein Zweigroschenstück giebt, damit er sie recht fleißig begieße. — Wahrhaftig, man wird ordentlich weich bei solchen Gedanken, und ich will mich auch nächstens verheirathen; — das soll ein Wort sein. —

So hat's auch unser Freund Schwer gemacht und ist ganz solide geworden. Er hat eine Anstellung als Censor bekommen; weiß aber nicht, wie es dato mit seinem Kopfe stehen mag. Wenn aber die drei alten Häuser jetzt zusammenkommen, so sprechen sie vom Kriege und Frieden, von Kirche und Staat, von Reaction und Indifferentismus und daß die Kartoffeln so theuer und die Kinder viel Geld kosten; und alle setzen recht tief und von Herzen, wenn sie an die schöne Vergangenheit zurückdenken, nur Freund Bär hat seinen Humor nicht verloren und ruft dann zum Schluß mit komisch ernsthafter Miene: „Ja, ja, Ihr lieben Brüder: Sic transit gloria mundi!“ — Das heißt in gutem Deutsch: So hört zuletzt Alles auf! —

Die Heimkehr von der Kirmes.

Mit einem Stahlstich.*)

Mann: „Sonne, Mond und Sterne drehen
Sich am Himmel, das ist klar;
Weib, Du mußt mich nur verstehen,
Sieh, das Ding ist offenbar.
Erst dem Küster, dann dem Schenke
Kam es plötzlich in's Gelenk,

*) Nach Jacob Becker, mit Genehmigung der Lüderik'schen Verlags-Kunsthandlung, Eigenthümerin der Lithographie dieses Bildes.

Drehen um die Säule sich,
Mir ward gar zu wunderbarlich.
Gar zu wunderwunderlich,
D je!"

Frau: ""Komm nur, komm, Du kannst kaum stehen,
Komm dabeim, ich führe Dich.
Wenn Dich so die Leute sehen,
Gleich heißt's: Bruder Lieberlich!"" —

Mann: „Erst die Stern' und die Planeten
Um die Säule, daß es kracht,
Dann die Erde, die wir drehen —
He wie hat der Schulz gelacht!
Erst die Erde, dann der Himmel,
Hei, juchheißa! welch Gewimmel!
Juchhe! Weib, das war ein Spaß,
Schenke noch ein volles Glas!
Volles Glas, ein volles Glas!
Juchhe!"

Herzhaft zieht sie die Planeten,
Sonn' und Erde, Mond und Mann,
Daß sie nicht zu sehr sich drehen,
Treibt die Frau ihr Eh'gespann.

Aber seht nur, seht, da wandelt
Noch ein Pärchen heimlich sacht!
Ei, wie flüsternd da verhandelt
Wird von süßer Liebesmacht!

Seht, wie zärtlich sie sich neigen,
Wie das Herz dem Herzen lauscht,
Und die Lippe, wenn sie schweigen,
Statt der Worte Küsse tauscht,

""Komm, nach Hause!"" stönt's dort oben;
„Liebe Kiese!“ seufzt es hier.
""Wart die Nachbarn werd'n dich loben!""
„Um die Säule drehen wir!"

""Komm nach Hause!"" — „In 'nem Jahre
Bist Du mein, herzliebster Schatz!" —
""Komm nach Hause, "" — „Tausend Paar
Schwenkten auf dem Nasenplag."
Heidi, juchhe!

Die Chinesen.

China, das in neuester Zeit ganz besonders Aller Augen auf sich gezogen hat, ist zwar durch den Krieg mit den Engländern in größere Verbindung mit Europäern getreten und uns wenigstens einigermaßen bekannt geworden; dennoch hat der Chinese nicht aufgehört, seinen Grundsatz, oder seinen Trieb der Ausschließung beizubehalten, und unsere Kenntniß von China und dessen Bewohnern ist daher immer noch sehr unvollkommen. Die folgende Mittheilung verdanken wir einem Engländer, welcher selbst längere Zeit in China gelebt hat.

Der Kopf der Chinesen ist im Vergleich mit dem unsrigen, hinten breit, und vorn schmal; häufig findet sich vom Scheitel zu der Stirn herablaufend, eine stark hervortretende Erhöhung, welche in China als eine Schönheit oder ein Zeichen der Klugheit zu gelten scheint, da die chinesischen Maler besonders ältere Männer gar gern mit dieser seltsamen Zier abbilden. Das Haar eines Chinesen ist so auffallend steif und struppig, daß ein Fremder Mühe hat, wenn er es zum erstenmal sieht, sich davon zu überzeugen, es gehöre einem Menschenkopfe an. Dieser Umstand hat vielleicht zu dem Gebrauche Veranlassung gegeben, den größeren Theil der Haupthaare abzuschneiden, und die übrigen in einen zierlichen, vom Scheitel herabfallenden Zopf zu ordnen. Das Gesicht eines Chinesen ist breit, Augen, Mund und Nase aber klein, so daß, die stark hervorragenden Backenknochen abgerechnet, der ganze übrige Theil nichts zum Ausdruck der Gesichtszüge beiträgt, welcher sehr stumpf erscheint. Wenn aber das Gesicht eines Chinesen sich mit dem Ausdrücke des Wohlwollens belebt oder vom dem Lächeln der Höflichkeit oder der guten Laune erhellt wird, so vermiffen wir darin sehr wenig, werden vielmehr durch den hervortretenden Ausdruck des Gefühls angezogen, welcher dem Gesichte lebendige Frische und Schönheit verleiht.

An Größe sehen uns die Chinesen nicht nach; manche unter den Lastträgern haben ausnehmend wohlgebildete Gliedmaßen, indem Anstrengung und Uebung stets zur Muskel-Entwicklung beitragen; in Beziehung auf Symmetrie und Gedrungenheit der Formen kommen sie jedoch den Europäern nicht gleich.

Die Kniee des Chinesen stehen in der Regel zu weit von einander ab, als daß sie ihm eine graziose Haltung und Bewegung des Körpers gestatten könnten. Dies, glaube ich, ist ihm angeboren, doch bin ich früher der Ansicht gewesen, die Schuld liege an der grotesken Weise, wie man die Kinder in frühesten Jugend einzuwindeln und aufzuputzen pflegt. Statt unseres langen, hellfarbigen Kleides und der schneeweißen Mütze, mit dem zierlichen Spitzenbesatze, die zu der

lieblichkeit und Unschuld des Säugling-Alters zu passen scheinen, überladet man das kleine Geschöpf mit allen Kleidungsstücken eines Erwachsenen, so daß es aussieht wie eine befahrene Person en miniature. Das Auseinanderstehen der Kniee ist wohl schuld, daß ein Chinese auf seinem Wege gleich einem Tagelöhner dahinschreitet, der mit seinem Sacke auf dem Rücken nach Arbeit ausgeht; sein Gang ist unsicher, schwerfällig, unbeholfen. Im Uebrigen ist er jedoch keineswegs ungelent, so daß er mit Leichtigkeit und Anstand eine andre Stellung annimmt, seine Verbeugung macht, oder seine Hände bewegt.

Die vorzüglichsten Eigenschaften im Charakter der Chinesen, die sich gewissermaßen auch in ihrem Aeußern auszudrücken scheinen, sind: Beharrlichkeit, die sich besonders in dem Festhalten der angeerbten Gewohnheiten ausdrückt, gute Laune und Unterwürfigkeit. — Die Ungeneigtheit, aus dem einmal wohlgehabnten Gleise herauszugehen, ist eine von allen Seiten anerkannte Eigentümlichkeit der Chinesen. In ihrer Handlungsweise, ihren Gebräuchen, ihren Belustigungen, beweisen sie eine auffallende Anhänglichkeit am Alten; doch darf man nicht vergessen, daß diese Geistesrichtung durch die Alles überwältigende Liebe zum Gelde mannigfach gestört und abgelenkt wird. Von Erfolgen, die sich durch einen geduldrigen Fleiß erlangen lassen, sieht man nirgends so häufige Beispiele, als in China. Die Schönheit ihrer Handschrift, die vollendete Grazie ihres Styls, die Vortrefflichkeit ihrer Seidenfabrikate, Stickereien u. s. w., die Vorzüglichkeit ihres Porzelans und jedes anderen Produktes der Kunst oder des Wissens sind die reinen Ergebnisse eines geduldrigen, stets auf denselben Gegenstand gerichteten Fleißes.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so bemerken wir überall, wo wir in eine Gesellschaft treten, an jedem Einzelnen diesen Trieb der Geselligkeit, die gute Laune, das milde Wesen und die gutartige Geneigtheit, an der Freude und Heiterkeit der Uebrigen Theil zu nehmen. Wir sehen Werkstätten voller Arbeiter, die oft ganz verschiedenartige Beschäftigungen treiben, aber dennoch in der größten Harmonie mit einander leben. Das gesellige Leben gehört zu den ersten Bedürfnissen der Chinesen, in Gesellschaft mit seinesgleichen wird etwas aus ihm, allein für sich ist er Nichts.

Kommen wir zu der dritten dieser besonderen Eigenschaften, der Unterwürfigkeit, so dürfen wir keineswegs annehmen, daß dieselbe von der in despotischen Staaten natürlichen Furcht erzeugt wird, sie wurzelt vielmehr in der Natur des chinesischen Charakters und äußert sich auch da, wo die Furcht keinen Einfluß auf sie haben kann. Sie beugen ihre Häupter bis auf die Erde vor den Manen ihrer Vorfahren und der Weisen, welche durch ihr mildes Wesen und den wohlthätigen Einfluß ihres Wandels eine Zierde der Vorzeit waren. Die Wurzel ihrer Pflichten ruht in der Verehrung, welche der Jüngere dem Älteren zollt. Von Geschäftsverhältnissen abgesehen, besteht

der Verkehr der Eingebornen mit einander aus einer Reihe kleiner Höflichkeitsbeweise. Ihre Regeln über die Pflichten gegen den Nächsten gebieten, ihn als einen älteren Bruder zu betrachten und ihn demzufolge mit der ihm gebührenden Achtung zu behandeln.

Die moralische Bildung der Chinesen ist in mancher Beziehung herrlich entwickelt, und könnte vielen Europäern zum Vorbilde dienen. Von Kindheit an wird ihrem Gemüthe die Bedeutung der Nächstenpflichten tief eingepägt. Hochachtung gegen Verwandte und ältere Personen, Gehorsam gegen die Gesetze, Keuschheit, Freundlichkeit, Sparsamkeit, Klugheit und Selbstbeherrschung sind die unerschöpflichen Gegenstände der Erziehung. Und man kann nicht läugnen, daß diese Tugenden von der großen Mehrzahl, ja einige derselben von fast Allen mit so seltenen Ausnahmen geübt werden, als man schwerlich erwarten möchte.

Der Name eines rechtlichen Mannes gilt in China eben so viel, als in irgend einem andern Lande. Verschmitzte Diebe und schlechtes Gesindel jeder Art findet sich freilich in China in großer Menge, wozu die dicht gedrängte Bevölkerung sicherlich viel beiträgt; sie sind aber doch nicht so zahlreich, um das allgemeine Urtheil über den Nationalcharakter zu bestimmen. Wenn aber auch vielleicht eigener Vortheil dem Chinesen die Uebung der Ehrlichkeit anempfehlen mag, so kann er doch nur einer wahren Herzensgüte den Edelmutb verdanken, den er so oft an den Tag legt. Ein Freund erzählte mir vor kurzem einen Fall, der zu dem Kreise seiner eigenen Erfahrungen gehörte. Ein Europäer schuldete einem chinesischen Kaufmanne eine bedeutende Geldsumme, über die er zu dessen Sicherheit eine Verschreibung ausgestellt hatte. Es bot sich dem Ersteren die Gelegenheit dar, in seine Heimath zurückzukehren, und indem er vor seiner Abreise die üblichen Abschiedsbefuche machte, ging er auch zu seinem Gläubiger. Bei der Trennung fiel ungefähr folgendes Gespräch vor: „Der Gedanke, in mein Heimathland zurückzukehren, thut meinem Herzen wohl; aber wie sehr verwandelt meine Freude sich in Bekümmerniß, wenn ich daran denke, daß ich dieses Land verlassen soll, ohne meiner Verpflichtung gegen Euch nachgekommen zu sein.“ — „Wenn dies allein Euch traurig macht,“ erwiderte der edelmüthige Chineser, „so können wir das bald in Ordnung bringen.“ Damit ging er zu seinem Schreibriße, nahm die Obligation heraus und zerriß sie.

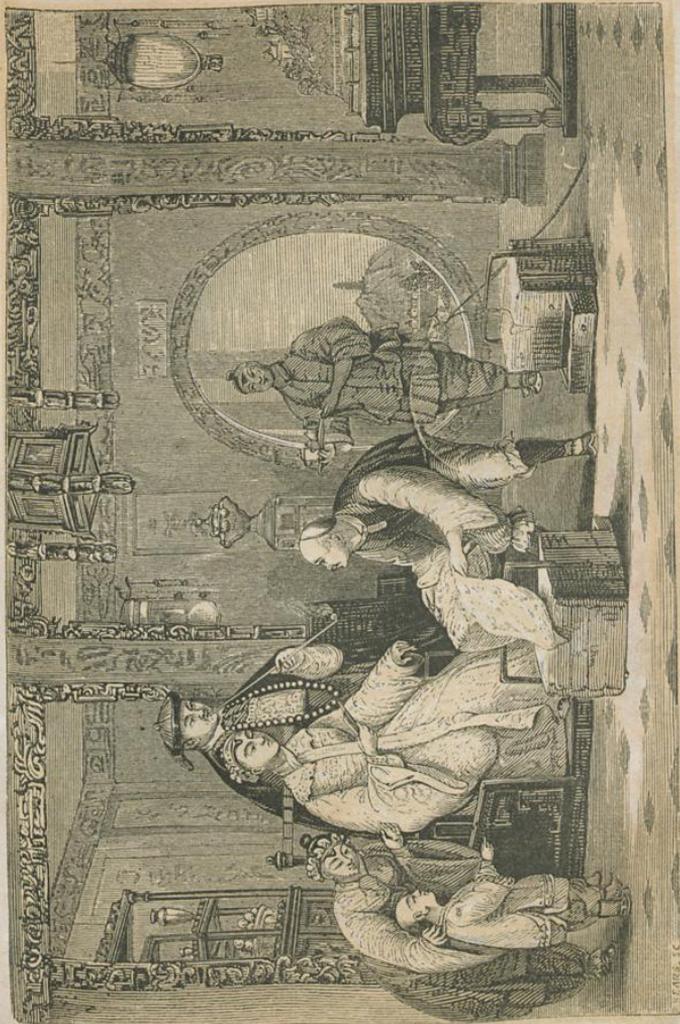
Die Chinesinnen, deren Gesicht sich ebensowohl durch die Breite desselben als durch die Kleinheit von Auge, Nase und Mund auszeichnen, haben daher auch ebenso wie die Männer eine gewisse Ausdruckslosigkeit der Züge, so lange sie in völliger Ruhe sind. Sobald aber die Chinesin zu lächeln anfängt, empfindet man nichts mehr von diesem Mangel, es giebt vielmehr keinen reizenderen Gesichtsausdruck als den einer lächelnden Chinesin. Die Tracht der Chinesinnen ist vielleicht die kleidsamste in der ganzen Welt. Niedrige

kleiner
Näch-
d ihn

ehung
diene.
chsten-
ältere
ckheit,
höpfl-
a, daß
n von
chwer-

o viel;
lechtes
Menge,
e sind
n Ra-
e Wor-
ng, so
anken,
urzem
ehörte.
utende
g aus-
eine
blichen
Bei der
fe, in
aber
an ich
pplich-
i Euch
n wir
chreib-

ch die
Mund
gewisse
sind.
nichts
n Ge-
ht der
bedrige



Ein Zimmer im Hause eines Mandarin in China.

Schultern gelten für prächtig, ein Vorzug, welchen in China die Frauen vor den Männern voraushaben. Den langen Hals umgibt daher ein seltsam gearbeiteter Krage, während das Kleid lose von demselben Punkte herabhängt, und so dieses bewunderte Sinken der Schultern begünstigt. Die Ärmel sind kurz und weit, mit einem gestickten Besätze, so daß man bei einer leichten Bewegung des Arms den größten Theil desselben erblicken kann, während die prachtvolle Stickerei seine gerundete Form und seine Weiße noch mehr hervorhebt. Der Arm der Chinesin ist nämlich in der Regel wohlgerundet, und dient dazu, die Reize natürlicher Anmuth bewundern zu lassen. Die Finger sind lang, laufen schmal zu und sind mit Nägeln verziert, die in Betracht ihrer Länge sich mit unseren Begriffen von Schönheit durchaus nicht vereinigen lassen. Dies möchten wir ihnen jedoch gern verzeihen, hätten sie nur nicht die empörende Unsitte, den Fuß zu verzerren. So aber wirkt die allbeherrschende Mode, die ja auch viele unserer schönen Landsmänninnen verleitet, mit dem Schnürleibe einen Theil ihres Körpers zu einstellen. Hat die Tochter eines Reichthums das fünfte Lebensjahr erreicht, so preßt man ihr den Fuß dergestalt zusammen, daß das Ganze, wie man sich ausdrückt, „gebildet“ wird. Der Fuß wird vom Gelenke abwärts in eine Linie mit dem Beine gezwängt, um dadurch den Körper der kleinen Dulderin zu vergrößern, während zwei Zehen unter die Fußsohle gebogen werden, um die Breite des Fußes auf das geringste Maß zu bringen. Von den Schmerzen, die ein solches Verfahren verursachen muß, kann man sich kaum eine Vorstellung machen; man sagt jedoch, daß sie sich nach etwa sechs Wochen verlieren.

Ein Fuß von zwei Zoll Länge ist das Ideal eines Chinesen. Ein Glück ist's, daß derselbe den Männern selten oder vielleicht nie entblößt zu Gesicht kommt; denn unmöglich könnte der Anblick eines unförmlich zerdrückten Gliedes Bewunderung, er müßte vielmehr nur Mitleid erregen. Es scheint aber mit dem kleinen Fuße eine mystisch geheimnißvolle Vorstellung verknüpft zu sein, so daß er nie den Blicken entblößt wird, denn selbst die Magd, wenn ihre Herrin anfängt, die Binden loszumachen, erröthet und wendet ihr Gesicht ab. Beim Gehen biegt die Chinesin das Knie gar nicht, daher der vielbewunderte eigenthümlich trippelnde Gang, wobei die Chinesin, um das Steife desselben zu mildern, den Körper beständig in einer Art von Beugungen erhält und die Stellung der Arme fortwährend verändert. Eine besonders wichtige Rolle spielt der Fächer in China, seinem Geburtslande; die Frauen verstehen ihn so geschickt zu handhaben, daß er den Ausdruck jedes Wortes, jeder Bewegung, bedeutend erböt, und schon in der frühesten Kindheit werden die Mädchen darin geübt.

Wie die Männer, üben auch die Frauen in China die Tugend der Beständigkeit in seltenem Maße; ihre Liebe ist treu und heftig. „Es giebt nur Einen Himmel“, sagte ein trostloses Mädchen, dem

seine Aeltern vorwarfen, daß es seine Tage mit Weinen und schmerzlichen Klagen auf dem Grabe des Geliebten hinbrächte, „und er war mein Himmel.“ Der tiefe Brunnen und der stuhende Strom haben oft ein trauriges Zeugniß von dieser Unzerstörbarkeit weiblicher Liebe abgelegt. „Eher in's Wasser gehen als einem Andern denn ihm mich hinzugeben!“ ist der trübe Entschluß so Mancher geworden, die nicht wußte, daß Gott den Selbstmord verboten habe. Die chinesischen Frauen sind ihren Männern fast ohne Ausnahme mit demuthvollem Gehorsam ergeben; nichts desto weniger ist es falsch, wenn man ihnen slavische Herabwürdigung zutraut, sie zeigen vielmehr wohl, daß sie sich ihrer eignen Würde vollkommen bewußt sind. Die Vielweiberei ist in China gestattet, scheint jedoch nur selten vorzukommen.

Die Neigung zur Geselligkeit ist bei den Frauen ebenso stark als bei den Männern. Morgens sieht man die Sänften, welche in China die Stelle der Rutschen vertreten, nach allen Seiten unter den hurtigen Schritten der Träger dahinschweben, gefolgt von einer oder zwei Dienerinnen, je nach dem Range der Herrin. Diese Sänften enthalten Damen, welche sich zu ihren Freundinnen begeben, um mit ihnen einen Tag zuzubringen. Diejenigen, welche keinen Tragesessel zu erschwingen vermögen, gehen zu Fuß, statt der Dienerin von einem kleinen Mädchen begleitet, welches ein Kästchen mit allerlei Kleinigkeiten oder ein Bündel mit den Sachen der Herrin nachträgt. Daheim ist die Chinesin häuslich und die Liebe zu ihren Kindern erreicht den höchsten Grad der Zärtlichkeit. Daher wird auch ihre Bekleidung bei zunehmenden Jahren durchaus einfach und sie denkt nur noch daran, die Tochter mit aller Pracht zu schmücken, deren zierlicher Anzug, der Kopfputz und das Schminken des Gesichts einen guten Theil ihrer Beschäftigungen ausmacht.

Auf unserem Bilde sehen wir das stattliche Zimmer eines Mandarinen in der Gegend von Nanking; so heißen nämlich die durch Bildung ausgezeichneten vornehmsten Beamten des chinesischen Staats, welche je nach ihrem Range 1 bis 3 Pfauenfedern auf ihrer Mütze zur Auszeichnung tragen dürfen. Ein umherziehender Krämer packt aus einem mit Schubladen versehenen Kasten, deren er zwei an einem Stabe über den Schultern zu tragen pflegt, Puffsachen aus, die er der Dame vom Hause zum Kauf anempfehlt. Der Mandarin steht behaglich dabei, seine Pfeife schmauchend und ein Diener bringt den Thee, das gewöhnliche Getränk des Chinesen. An der Ausschmückung des Zimmers erkennen wir die Liebe zu Schnörkeln und Zierrathen, welche der wohlhabende Chinese überall anbringen läßt und die in keinem Gebäude eines vornehmeren Mannes fehlen dürfen.

Paul und Peter.

Aus dem Leben zweier Savoyarden.

Von H. Alethe.

Mit einem Stahlstich.*)

1.

Der Tag neigte sich, die Savoyardenbuben zählten ihr Geld, vielmehr der Eine, welcher die Kasse führte, der andere hielt die schöngeputzte Freundin, die Miterwerberin des täglichen Brotes, ein zierliches Mäffchen, auf seinen Armen. Die Weltstadt Paris und die Freuden und Leiden zweier Savoyardenkinder, welcher Gegensatz des Lebens! Unerfättliche Begierde nach Genuß und beschränkteste Genügsamkeit! In welchem engen Kreise dreht sich Leben und Verlangen dieser armen Kinder! Die Heimath, den täglichen Spielplatz, das Haus, die Hütte der Eltern immer vor Augen, immer entbehrend, immer geschäftig, erwerben sie die kleine Summe, mit welcher sie frohlich zurückwandern, leichten Herzens, Wandervogeln gleich, die vom Flug über das Meer kehren. —

Der kleine Savoyarde zählte die großen Kupferstücke langsam aus einer Hand in die andere; zugleich waren es ihre Tagebücher, denn sie wußten von jedem Sou, wie sie ihn verdient hatten. Nachdem sie wohlgenuth die Rechnung beschloffen und sich des zunehmenden Capitals erfreut hatten, schlenderten sie gemächlich den Weg entlang, die Augen umherwerfend, ob sich irgendwo die Aussicht zu einem kleinen Verdienst darböte. Vor ihnen ging ein ältlicher Mann, der mit einemmale, wie vom Schwindel ergriffen, in eine schwankende Haltung gerieth und bei jedem Schritt gegen das Steinpflaster zu schlagen drohte. Außer den Knaben befand sich Niemand in der Nähe. Unverweilt sprang Peter hinzu, während Paul mit dem Mäffchen zurückblieb, faßte die Hand des Schwankenden und bot sich zur Stütze an. Der alte Mann zog die Hand hastig zurück, und murmelte verdrießlich zwischen den Zähnen; aber seine Schwäche nöthigte ihn doch, sich an den Knaben zu klammern und von ihm leiten zu lassen. — „Mein Zu-

*) Eine schöne Lithographie dieses Bildes ist bei Herrn G. H. Schroeder in Berlin erschienen.

fall — verwünscht — Bettelvolk —“ stieß er in kurzen Pausen feuchend vor sich hin; „kein Geld, nicht einen Sou —“.

„Lieber Herr,“ versetzte der Knabe bescheiden, „ich verlange nichts; ich will Euch bis nach Eurer Wohnung führen, wie leicht könntet Ihr unterwegs ein Unglück haben.“

Jener sagte kein Wort, und humpelte an seinem gutherzigen, jungen Führer durch zwei, drei Straßen, bis sie in einem engen, finstern Gäßchen vor einem unansehnlichen Hause Halt machten. „Hier, nun kannst du gehn, mein guter Bursche,“ sprach der Alte, „und du bist wirklich ein ganz guter Bursche, dem es der Himmel vergelten möge; was mich betrifft, so bin ich ein armer Mann, ich mag die Tasche umdrehn, so fällt mir kein Sou heraus. Meiner Treu ich kann dir nichts geben. Wer dir anders sagt, als daß ich ein armer Mann bin, der belügt dich, mein Kind, und Gott strafe ihn!“

Die abgetragene, verschoffene Kleidung schien freilich diese Rede zu bestätigen, wenn nicht gerade die wiederholte Bethuerung jedem andern als dem arglosen Savoyarden Mißtrauen erweckt hätte. Mit der Anweisung auf das große Bankierhaus des Himmels entfernte sich der Knabe, aber nach wenigen Schritten rief ihn der Alte zurück. Er fühlte die Unmöglichkeit, ohne Hülfe in seine Wohnung zu gelangen. Peter war gleich bereit. Er unterstützte ihn die steilen Treppen hinauf, der alte Mann schloß die Thür auf, die noch überdies mit zwei, drei Vorhängeschlössern verwahrt war und sie traten in ein halbdunkles Gemach, dessen Wände mit veraltetem, werthlosem Hausrath besetzt waren. Der Eigenthümer dieser dürftigen Wohnung warf die Blicke mißtrauisch umher, als ob sich, den Schlössern zum Trost, irgendwo ein unwillkommener Gast eingeschlichen haben könnte; dann setzte er sich auf einen der morschen Lehnstessel, hieß den Knaben dicht vor sich stehn, und sprach, jede Miene des andern beobachtend: „Mein ehrlicher Savoyarde — ich nenne dich ehrlich, weil Ehrlichkeit zunächst der Sparsamkeit die allerschätzbarste Tugend von der Welt ist, und ich dir zutraue, daß du sie wirklich besitzt — nun, wie heißest du, mein Kind?“

„Peter,“ versetzte der Knabe, ohne durch die scharfen Blicke des alten Mannes in Verlegenheit zu gerathen.

„Und nicht wahr, mein lieber Peter, du möchtest um

alles in der Welt nicht einen armen Mann wie mich nur um den Werth einer Stecknadel betrügen, oder, was noch schlimmer ist" — er sah sich schein in allen Ecken des Zimmers um — „ihm etwas stehlen?"

„Mein Herr," entgegnete Peter empfindlich, „die Diebe gehören an den Galgen, und ich habe ehrliche, brave Eltern, denen ich solche Schande nimmer anthun möchte, und anders kann niemand von mir sagen."

„Still, still, du mußt nicht böse sein, Peter, es ist mir lieb, daß du solche Gesinnung hast; ja wohl, um deiner Eltern willen mußt du ein ehrlicher Bursche bleiben, und es wäre auch die größte Sünde, einen armen Mann wie mich — obgleich du nichts finden würdest; dennoch giebt es schlechte Menschen genug auf der Welt, und gegen solche ist noch ein dreifaches Schloß zu wenig. Einen armen, alten Mann zu berauben, das gilt ihnen, Gott strafe solche Bösewichter, für kein Verbrechen." Er sah eine Weile stier vor sich hin, und Peter, der dies für ein Zeichen seiner Verabschiedung hielt, griff nach der Thürklinke.

„Halt, mein Kind, nein, geh noch nicht. Willst du mich hilflos hier verlassen? Es ist mir, ich weiß nicht was zugestoßen, seit einer Stunde — vor morgen Mittag kommt die alte Frau nicht, die mir täglich, was ich bedarf, herzuholt."

„Wollt Ihr, daß ich einen Doctor holen soll?" fragte Peter.

„Was sagst du?" rief der alte Mann erschrocken, „einen Doctor? Um des Himmelswillen nicht! Ich armer Mann kann keinen Doctor bezahlen, und nun die Medizin — ich mag nicht daran denken. Es wird schon vorüber gehn. Mein guter Junge, wenn du diese Nacht hierbleiben wolltest, und mir, so oft ich dich rufe, dort aus dem Krüge einen Trunk Wasser gähst, — weiter bedarf ich nichts. Meiner Treu, wenn ich ein reicher Mann wär', solltest du morgen einen ganzen Frank haben, das solltest du! Ich versprech' dir aber eine gute Abendmahlzeit, die dich auf einen halben Tag sättigen kann. Geh an den Eckschrank, da findest du ein großes Stück Brot, und das kannst du in das Salznäpfchen tupfen, welches da oben steht. Es sollte mein Abendbrot sein; es ist aber besser, daß ich es dir gebe."

Der Savoyardenknabe war mitleidig genug, sich mit diesem kärglichen Lohn zu begnügen; und da er in der

That Hunger empfand, ging er sogleich, sich des Brotes zu Bemächtigen.

„Willst du mich umbringen,“ schrie der alte Mann zitternd, „nicht die untere Thür, um des Himmelswillen, das Brot liegt oben.“

Der hungrige Knabe biß herzhaft in die kleine Portion, die wie im Umsehn unter seinen Zähnen verschwand.

„Was für ein Appetit,“ murmelte der Alte, „Gott sei gedankt, daß ich dich täglich nicht zu sättigen brauche, das äße mich an den Bettelstab! — Nun, mein Knabe, wenn du müde wirst, so darfst du dich auf jenem Bettgestell ausruhn, bis ich dich rufe. Es ist ein schönes, ansehnliches Lager, wie du's nicht oft in deinem Leben haben wirst. Nur sei behutsam, daß du nichts zerbrichst, die Würmer sind in das Holz gekommen.“

Eine halbe Stunde verging, in welcher Peter mit großer Sehnsucht seines Kameraden zu Hause gedachte; es wurde ihm mit jeder Minute unheimlicher; denn der alte Mann seufzte und stöhnte, das hagere Gesicht zog sich immer länger; er sah aus wie im Verscheiden.

„Soll ich Leute herbei rufen?“ fragte der Knabe, welcher selber fast Todesangst ausstand. Der Alte winkte ihm heftig — „aber einen Doctor, gewiß einen Doctor?“ — Der Kranke kämpfte sichtbar mit sich selbst, endlich stöhnte er mit einem tiefen Seufzer: „So geh.“

Peter wartete nicht erst, daß der Kranke dies Geheiß wiederhole; er war mit einem Satz zur Thür hinaus, und stürzte fast die steilen Treppen hinunter. Nun war er auf der Straße, aber wo den Arzt finden? Leute, die er fragte, wollten oder konnten ihm nicht Bescheid geben, und der Knabe, welcher keinen andern Rath wußte, lief ein paar Straßen weit, indem er unaufhörlich: ein Doctor, ein Doctor! schrie. Es traf sich glücklich genug, daß der Knabe, als er um eine Ecke rannte, gerade an den rechten Mann anprallte.

„Was willst du?“ fragte der junge Arzt, der neben einer Bahre ging, auf welcher ein schwer Verwundeter, wie es schien, behutsam getragen wurde.

„Um Gotteswillen,“ antwortete Peter, „wenn Ihr ein Doctor seid, erbarmt Euch eines alten, armen Mannes, der im Sterben liegt.“ — „Wenn er nicht leben bleibt, bis ich

diesen da besorgt habe, so kann ich ihn nicht helfen. Und wo wohnt er?"

Der Knabe beschrieb die Wohnung.

„Das ist ja merkwürdig,“ sagte der Arzt, „eben diese Wohnung bezeichnete der Verwundete halb besinnungslos, und dahin geht unser Weg.“

„Ihr wollt die Bahre dorthin schaffen lassen, wo ich herkomme?“ fragte Peter ganz erstaunt.

„Eben dahin, mein Knabe.“

„Ich hitt' Euch, lieber Herr Doctor, wenn hier nur kein Irrthum ist — er kann unmöglich die nämliche Wohnung gemeint haben; der alte Mann ist nicht für zweie eingerichtet, und wenn er so viele Menschen in seinem Zimmer sieht, — er ist des Todes.“

„Es muß sein,“ versetzte der Arzt, „es ist kein Irrthum, ich weiß wohl, was ich gehört habe. Ueberdies aber, wo sollt' ich den Ohnmächtigen hier hinschaffen lassen? Wenn der alte Mann arm ist, muß er sich fügen, es wird einer seiner Angehörigen sein. So kann ich beiden helfen.“

Je weiter der kleine Zug vorrückte, desto lebhafter wurde Peter's Besorgniß. Der Kranke, mißtrauisch, wie er war, konnte er sich bei dieser unerwarteten Erscheinung nicht das Wunderlichste einbilden? Und doch, es war kein anderer Rath; ein Verzug der ärztlichen Hülfe konnte ja den alten Mann tödten.

Also brachten sie nach einer kurzen Weile die Bahre mit dem Verwundeten mühsam die Treppe hinauf. Bei dieser Gelegenheit verschob sich die Decke, der Knabe sah in ein wüßtes, leichenblaßes Gesicht; die Kleidung des jungen Mannes, dem es angehörte, war elegant und modern.

Es verlohnt sich kaum der Mühe, brummte einer der Träger; er ist schon so gut wie todt. — Ich kenn' ihn recht wohl, sagte der andere, es war ein lustiger Bursche, der wild in den Tag lebte. Zuletzt soll er einen Deutschen mit falschen Würfeln betrogen haben, und der hat ihn so übel zugerichtet.

2.

Verlassen wir Peter auf eine kurze Zeit und sehen, wie es inzwischen seinem kleinen Kameraden erging. Den Affen auf dem Arme und die Drehorgel, setzte er langsam seinen Weg fort. Ein elegant gekleideter Herr rief ihn an: „Mein

kleiner Saboyarde, komm her, du sollst dir ein Paar Frank's verdienen." — „O, das wünschte ich gerade," entgegnete Paul lebhaft, „befehl' nur, was ich dafür thun soll."

„Eine Kleinigkeit. Kann dein Affe tanzen?"

„Ich will nicht behaupten, daß er schön tanzt; wenn ich ihm aber ein Paar Nüsse verspreche, so wird er sich keine Schande machen, das weiß ich."

„Versprich ihm was du willst. Du siehst dort jenes Haus mit den Erkerfenstern? Gut, du stellst dich mitten auf die Straße, der kleinen Thür da gegenüber, grad' auf das Mittel-fenster zu, lässest das Aeffchen tanzen, leierst dazu ein wenig auf dem Hackbrett, und rufest abwechselnd, so laut du kannst:

Demoiselle Marcelline!

He, Pariser, kommt und seht,

Wie sich Marcelline dreht!"

Der Saboyardenbube war nicht auf den Kopf gefallen; er entgegnete ein wenig ängstlich: „Mein Herr, der Affe heißet nicht Marcelline, sondern Laurette."

„Thu', was ich dir sage; du sollst aber Marcelline rufen."

„Mein lieber Herr, wenn aber" —

„Mach' dir keine Sorge; sag' du nur Marcelline, und ich versprech' dir dieses Sech'sfrankenstück."

Ein Sech'sfrankenstück, das ist wohl für einen armen Saboyardenknaben eine allzu große Versuchung, auch wenn er fürchtet, daß der Auftrag nicht ganz unschuldiger Art sei. Paul that wie ihm geheißen, pflanzte sich mit dem Affen und der Drehorgel vor dem bezeichneten Hause und Fenster auf, ermunterte das Aeffchen zum Tanze und sang sein Verschen, wie es der Besteller verlangte. Dieser aber hatte sich ein wenig zurückgezogen, so daß er nicht gerade zu dem Sängers- und Tänzerpaar zu gehören schien.

Nun muß man wissen, daß in dem Hause, vor welchem diese Scene stattfand, eine Ballettänzerin wohnte, Namens Marcelline, und es ist wohl nicht schwer zu errathen, daß der Sech'sfrankenmann der Tänzerin eben nichts Liebes erweisen wollte, als er dem Affen ihren Namen gab und ihn gerade an dieser Stelle tanzen ließ. Da der Name der Tänzerin bekannt war, so konnte es nicht fehlen, daß sich bald eine Menge Leute um den Kleinen versammelten, und durch Hohn und Gelächter ihre besondere Theilnahme zu erkennen

gaben. Die Tänzerin selbst streckte bei dem Lärm den Kopf zum Fenster hinaus, sie zog ihn aber, als sie die Ursache hörte, eben so schnell wieder zurück.

So standen die Sachen eine kleine Weile und der Anstifter im Hintergrunde mochte sich seines Erfolges nicht wenig freuen, als die Scene sich mit einem Male tragisch genug veränderte. Die Hausthür öffnete sich und mehrere Männer, mit tüchtigen Stöcken bewaffnet, stürzten heraus auf den kleinen Savoyarden zu. Mit einem kräftigen Schlag war das Instrument in Stücken zertrümmert. Bei dieser drohenden Behandlung nahm der Affe ohne Weiteres Reißaus, sein Heil in der Flucht suchend. Nicht so glücklich erging es seinem Herrn. Erst das Instrument, dann der Eigenthümer. „Nichtswürdiger Bube, wir wollen Dir solche Späße vertreiben!“ Damit hieben sie so unbarmherzig auf den Knaben los, daß er, um sich zu retten, nachdem er vergebens seine Unschuld behauptet hatte, den Sechsfrankenmann angab. Und das war wohl dem armen Jungen unter so grausamen Schlägen und Stößen keinesfalls zu verdenken. Während sich die Leute jenem zuwendeten, benutzte Paul die Gelegenheit, ihnen ganz und gar aus den Augen zu kommen. Er ergriff die Flucht, ohne die versprochene Belohnung abzuwarten, und in seinem ganzen Leben war er so flink noch nie auf den Beinen gewesen.

Als er diesen Wettlauf durch zehn Minuten fortgesetzt hatte, und nun glauben durfte, außer aller Gefahr zu sein, fiel ihm erst sein trauriges Schicksal schwer auf die Seele. Er bedachte seine unerseßlichen Verluste und weinte bitterlich. Wie sehr bereuete er, sich zu einem so schlimmen Handel haben gebrauchen zu lassen, vor dem ihn gleich Anfangs sein Gewissen gewarnt hatte. Nun war die schöne Leier in tausend Stücken und Gott weiß, ob sie den Affen je wieder sahen! Alles dahin, und zugleich die Hoffnung, in kurzer Zeit ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem sie in die Heimath zurückkehrten. Was sollte er seinem Kameraden sagen? Es ist schmerzlich genug, für sich selbst so viel Unglück zu erdulden, aber es noch an einem zweiten verschuldet zu haben, — o abscheuliches Sechsfrankenstück, in welchen Jammer hast du einen armen Knaben verlockt!

Die traurigen Erfahrungen dieses Tages sollten noch nicht zu Ende sein. Ein armer gutmüthiger Bürgermann hatte

den kleinen Savoyarden unter dem Dache ein Plätzchen eingeräumt, wo sie des Nachts über ihr Lager aufschlagen konnten. Dafür besorgten sie ihm diese und jene kleinen Gänge und machten den Kindern mit dem Messchen tausend ergötzliche Poffen vor. Auch daß sie das letztere nun nicht mehr konnten, und so den guten Leuten ihren Dank zum Theil schuldig bleiben mußten, betrückte den Knaben. Er fand daheim die Familie des Bürgers in einem Zustande, der fast noch kummervoller schien als sein eigener. Paul wagte nicht, sich nach der Ursache zu erkundigen, in diesem Augenblick aber hatte er sein eigenes Unglück ganz und gar vergessen. Die kleine Marion, das jüngste von den sechs Kindern des Bürgers, flüsterte dem Knaben vertraulich zu: „Ach du guter Paul, die Mutter hat schon recht geweint und wir Alle mit. Da ist ein böser Mann, dem ist der Vater viel Geld schuldig und kann es ihm nicht bezahlen, weil er das andere Jahr so lange krank gewesen ist. Und wenn der Vater morgen nicht das Geld bezahlt, so kommen sie her und nehmen uns Alles, Alles fort, was du hier siehst. Nichts lassen sie uns. Die arme Mutter; wir haben den ganzen Tag nicht einen Bissen gegessen.“

Paul sagte kein Wort; hastig stieg er nach dem Dachwinkel hinauf und zog die kleine Baarschaft hervor, welche ihm und seinem Kameraden gemeinschaftlich gehörte. Sie bestand aus dreißig Franks. Er theilte sie in zwei Hälften, nahm die eine und schlich die Treppe hinab. Verstohlen winkte er dem kleinen Mädchen, und drückte ihm dann ganz heimlich, daß es Niemand sehe, seine funfzehn Franks in die Hand. „Da, liebe Marion, ich bitte dich, nimm; gib es den Eltern, sag' aber nicht, wer es dir gegeben hat.“

Marion sah den Knaben groß an: „Nein Paul, ich nehm' es nicht.“

„Nimm es doch,“ bat der kleine Savoyarde, „vielleicht läßt sich der böse Mann mit diesem Gelde beruhigen, daß er noch wartet. Um deiner Eltern willen nimm es.“

Das Mädchen gehorchte; aber die ehrlichen Bürgerleute erschrakten, da sie das Geld sahen: „Um Gotteswillen, Kind, hast du das Geld gestohlen?“ — Ein solcher Verdacht schmerzte Marion zu sehr, als daß sie nicht den Geber hätte nennen sollen. Wie schämte sich Paul, als ihm die dankten, denen

er selbst so viele Wohlthaten schuldig war. Aber die guten Leute weigerten sich, von dem armen Knaben sein ganzes Hab' und Gut anzunehmen. Nachdem sie lange darüber hin und her geredet, mußten jene doch den dringenden Bitten des Savoyarden so weit nachgeben, es wenigstens für den äußersten Fall, wenn sich morgen gar keine andere Hülfe fände, zu benutzen. Nimmer als je, aber leichteren Herzens, als da er gekommen war, begab sich Paul nach seiner Lagerstätte, und ruhte bald in einem festen Schlummer, der, wenn er ihn hätte verkaufen können, wohl von Manchem in Paris mit Gold bezahlt worden wäre!

3.

Wir kehren zu Peter zurück. — Der alte Mann, dem er so hülfreich beigestanden hatte, hieß Martin, und der junge Mann, der, tödtlich verwundet, zu ihm gebracht wurde, hieß auch Martin. Nun merkt der Leser wohl, wie dieser halb besinnungslos darauf kam, die Wohnung des alten Herrn Martin anzugeben; in gesundem Zustande, bei rechtem Bewußtsein, hätte er es nicht gethan, denn Vater und Sohn, dies waren beide, hatten, schrecklich genug, kein Herz für einander, und kamen sich nimmer zu Gesicht, außer wenn der Sohn trotzig Geld verlangte und den Geiz des Vaters schalt, dieser aber den Sohn als einen nichtswürdigen Verschwender verfluchte, und zu Gott schwor, eh' er ihm einen Sou gäbe, lieber das Geld in die Seine zu werfen.

Geld war freilich bei dem leichtsinnigen, verschwenderischen Menschen übel angewandt; hätte der reiche Herr Martin aber dem Sohne nicht früher auch das Nothwendige entzogen, so hätte dieser wahrscheinlich nicht auf unrechtmäßige Mittel gedacht, sich noch mehr als das zu erwerben, er wäre nicht alle Gänge des Lasters gegangen, bis ihn plötzlich die üble Folge eines Gaunerstreiches in einem so verworfenen Leben unterbrach.

An der blutigen Brust des jungen Menschen lag noch ein Brief, in welchem er nach seiner Weise trotzig und dem Vater mit aller Schande drohend, Geld verlangte. Der Vater hatte ihn zurückgeschickt, mit wenigen an den Rand geschriebenen Worten: „Und wenn du hier vor meinen Augen umkommst, nicht einen Sou!“

Furchtbare Worte, die sich rasch genug erfüllen sollten! — Der Arzt hatte den alten Mann in einem sehr bedenk-

lichen Zustande getroffen. Nachdem er ihm zur Ader gelassen, und sich der Kranke ein wenig erholt hatte, wandte sich jener aufs neue zu dem Verwundeten. Dieser lag, den Kopf aufgerichtet an der Rückwand des Bettgestells lehrend, auf welches ihn die Träger niedergelassen hatten. Mit besorgter Miene hielt der Doctor, den Puls fühlend, die schlaffe Hand. Das Gesicht des Jünglings hatte einen eigenthümlichen Ausdruck bekommen. Forschend betrachtete ihn der Arzt. Nach einer kleinen Weile sagte er leise: „Er ist todt!“

Peter konnte sich nicht enthalten, in lautes Schluchzen auszubrechen. Er hatte den Todten nie gekannt, nie Lieb' oder Leid von ihm erfahren, und doch machte der Gedanke des Todes sein junges Herz so bekommen, als wär' ihm in dem unbekanntem Jüngling ein Bruder gestorben.

Der alte Herr Martin, welcher bis dahin seine Umgebung gar nicht bemerkt zu haben schien, richtete sich bei dem Weinen des Knaben wie ermuntert empor und sein erster Blick fiel auf die Wand gegenüber, auf das Gesicht des Todten, dessen Züge nach dem letzten Kampfe des Irdischen um vieles milder geworden waren.

„Charles!“ rief der Alte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck.

„Seien Sie ruhig,“ entgegnete der Arzt, „er schläft.“

„Er ist todt, mein Sohn ist todt!“ sagte der alte Mann leise, und faltete die Hände. In diesem Augenblicke fühlte er ein langes Leben. Und wer in diesem Augenblick in sein Herz gesehen hätte, der hätte gefunden, wie es von Neue zerissen war, wie der alte Mann gern eine Lebenszeit durchgebettelt hätte, den Sohn wieder zu erkaufen. So verfährt der Tod, und knüpft, wunderbar genug, die durch das Leben zerissenen Bande des Blutes wieder an.

Eine so furchtbare Ueberraschung, statt den Kranken augenblicklich zu tödten, schien im Gegentheile seine Lebenskräfte noch einmal zu sammeln und ihnen, wenn auch nur für kurze Zeit, neue Spannung zu geben. Von dem Leichnam seines Sohnes fiel der Blick des alten Mannes auf den weinenden Savoyarden, dessen Gesicht ein so theilnehmendes inniges Gefühl ausdrückte.

„Ist ein Notar in der Nähe?“ fragte Herr Martin. Und auf die bejahende Antwort bat er, denselben sofort herbei zu holen. Der Notar erschien. Der Kranke richtete sich auf und sagte mit fester Stimme: „Mein Herr, ich bin ohne Angehörige

und vermache diesem Savoyardenknaben hier mein ganzes Vermögen, bewegliches und unbewegliches. Diese Herren sind Zeugen meines Willens. Sehen Sie schleunigst einige Worte auf, die ich unterzeichne.“

Der Notar befragte Peter, der kaum einen Begriff hatte, was hier vorging, über Namen und Geburtsort, und nach wenig Minuten unterzeichnete Herr Martin ein Dokument, welches den Savoyardenknaben in den Besitz eines Vermögens von 15000 Franks jährlicher Renten setzte.

Dieser letzte Act, den der Kranke anscheinend mit so viel Lebenskraft vollführt hatte, war indeß auch der letzte seines Lebens. Es war, als hätte sein fester Wille den Tod nur bis dahin aufgehalten. Nun sank der alte Mann mit einemmal in sich zusammen. Keinen Blick verwendete er mehr von dem Leichname seines Sohnes und mit gebrochener Zunge dessen Namen stammelnd, schloß er ein, um nicht mehr aufzuwachen.

4.

Am andern Tage kam der gestrenge Gläubiger wirklich, wie er es angedroht, wollte sich auch durch die ganze Baarschaft des Savoyarden, jene fünfzehn Franks, nicht beruhigen lassen; und die mitleidlosen Diener des Rechts singen an, die Wohnung der Bürgerleute, des Flehens und Wimmerns der Kinder ungeachtet, allmählig zu leeren. Da waren Noth und Jammer wohl groß. Aber sie sollten nicht allzu lange dauern. Kam doch der kleine Peter mit dem Arzt und dem Notar in einem prächtigen Wagen angefahren, und wie der Gläubiger hörte, daß der Knabe so reich geworden sei und die ganze Schuld seines guten Wirthes vor Zeugen zu bezahlen versprach, da nahm er höflichst seine Müze ab, ließ die Sachen wieder in die Wohnung zurück tragen und empfahl sich.

Dem Leser aber empfehlen sich die beiden kleinen Savoyarden gleichfalls, und daß Paul, da sein Kamerad so vermögend geworden, nun weder mit dem Messchen mehr Kunststücke zu machen noch auch so gefährliche Aufträge, wie den gestrigen, zu übernehmen brauchte, — das wird der Leser, wie er den Peter kennen gelernt hat, unfehlbar überzeugt sein.

Das alte Haus.

Von Friedrich Güll.

Enkelin.

Großvater, laß Dich bitten,
Zieh' in ein andres Haus;
In dieser Räume Mitten
Du wohnen ist's ein Graus.

Die morschen Balken hängen,
Und Band und Fuge reißt,
Und in den finstern Gängen,
Da spukt ein böser Geist.

Dort winkt in Pracht und Schimmer
Der neue Bau zum Kauf. —
Ach, in die hellen Zimmer,
Wie seh'n' ich mich hinauf!"

Großvater.

In meiner Väter Hause,
Da wird es mir nicht bang,
Es stund im Wetterbrause
Schon manch' Jahrhundert lang.

Wohl trocken Grund und Giebel
Den Stürmen also fort.
Mein Haus und meine Bibel,
Die sind mein Schutz und Hort.

Drum laß Dein Fleh'n und Bitten,
Machst nicht mich Alten weich,
In dieses Hauses Mitten
Allein nur bin ich reich.

Erinnerungen viele
Weckt es in meiner Brust:
Des Kindes Scherz und Spiele,
Des Mannes Schmerz und Lust.

Hier schlief ich unbesümmert
Den süßen Wiegenraum,
Hier hat mich oft umstümmert
Der gold'ne Weihnachtsbaum.

Der ersten Liebe Sehnen
In jagem Flüsterlaut
Halb lächelnd, halb in Thränen
Hab' ich ihm anvertraut.

Großmutter ohne Sorgen
Als holde Braut im Kranz;
Führt' ich am Hochzeitmorgen
Herein zu Spiel und Tanz.

Bald gab es trübe Tage
Und wenig Raß und Ruh',
Der Kummer und die Plage
Sie gingen ab und zu.

Doch war im Zeitenlaufe
Die Lust oft unser Gast,
An Deines Vaters Tausche
Klang Becher und Toast.

Er war ein munter Knabe,
Und ward ein ernster Mann,
Und schon liegt er im Grabe,
Und Lust und Leid zerrann.

So pflegten wir noch Sieben
In dieser Mauern Schooß.
Und zogen sie in Lieben
Und Hoffen fromm und groß.

So schwanden Jahr um Jahre,
Der Jammer kam in's Haus,
Sie trugen auf der Bahre
Die Kinder alle hinaus.

Großmutter ging mit Wanken,
Und seufzte still nach Ruh',
Bis ihr die Augen sanken
Zum ew'gen Schlummer zu.

So alle meine Lieben
Himwelkten, wie ein Strauß,
Und mir ist nichts geblieben
Als Du nur und dies Haus.

Und hast Du bei mir Scheue,
Und wenn Dir's bangt und graut,
So zieh' Du in das neue
Als holdselige Braut.

Ich
Mit
Sei
In

hero
den
risc
Frie
der
nen
treff
vorg
geste
fale,
ernw
zeug
stor
als
einer
das
fühl
und
gesch
ten
welc
helm
dere
D
ten
Gen
dere
Ueb
sagt
Ma
sich
den

Ich geb' Dir meinen Segen	Ich aber bleib' alleine
Mit Herz und Mund und Hand:	In meinem alten Haus,
Sei glücklich allerwegen	Bis man im engen Schreine
In Deinem Wert und Stand.	Mich endlich trägt hinaus.

Aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Der Bischof Eylert hat vor Kurzem ein treffliches Buch herausgegeben über den hochseligen König Friedrich Wilhelm den Dritten. Es führt den Titel: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. 2 Bände. Magdeburg, 1843. In der Heinrichshofenschen Buchhandlung.“ Unter diesem bescheidenen Titel hat der hochwürdige Herr Herausgeber eine so vorzügliche Charakteristik des Königs gegeben, daß sie neben die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art der alten und neuen Zeit gestellt werden kann. Kein todtes Gerippe äußrer Lebensschicksale, sondern ein selbst lebendes Gemälde des inneren Lebens, erweckt und befestigt dies köstliche Volksbuch, in Liebe erzeugt, Liebe in den Herzen der Leser. Der Charakter des verstorbenen Königs, nicht bloß als König, sondern mehr noch als Mensch, ist hier ohne knechtische Schmeichelei, wie in einem treuen Bilde auf's treffendste abgespiegelt; dabei wird das Interesse des Lesers fortbauernnd festgehalten, und man fühlt sich selbst zur Betrachtung seines eignen Lebenswandels und zur Nachstrebung angeregt. So soll ein solches Buch geschrieben sein. Wir wollen hier vorläufig einige neue Anekdoten aus dem Leben Friedrich's des Großen daraus mittheilen, welche an der Tafel des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. von ausgezeichneten Männern erzählt worden sind, deren Wahrheit daher nicht bezweifelt werden kann.

Friedrich der Große redete bei Tafel am liebsten von Schlachten und Siegen und gruppirte diese historisch-militärischen Gemälde lebendig zum Anschauen. So erzählte er unter anderem eine Afsaire bei Gelegenheit eines feindlichen nächtlichen Ueberfalls bis ins kleinste Detail. Nachdem er ausgesprochen, sagte der neben ihm sitzende General Zietzen: „Halten Ew. Majestät zu Gnaden, so ist die Sache nicht gewesen; sie trug sich anders zu.“ „Nun so erzähle Er mal.“ Nachdem Zietzen den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und

sagte: „Das ist nicht wahr; will Er's besser wissen, als ich?“, „In diesem Falle ja, Ew. Majestät, denn ich selbst habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da eben sehe ich im Nebenzimmer den wachhabenden Wachtmeister Krüger, der bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten hat. Wollen Ew. Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede ist, herantreten und die Sache erzählen darf.“ „Gut! dann wird Er's hören.“

Mit festem Tritt, kühnem Blick und martialischem Wesen stand der herbeigerufene alte Husar neben dem Stuhle des Königs. Der König sah ihn wohlgefällig an, er hatte die Physiognomie und Haltung, das charakteristische Gepräge der damaligen großen Zeit. „Krüger, hast Du die und die Affaire mitgemacht?“ — „Ja, Papa.“ — „So erzähle mal!“ und ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache gerade so, wie Zietzen. Der König sah ihn verdrießlich an und sagte: „Krüger, Du lügst.“ Der Husar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorstehende Schüssel Fasanen, hielt den gepießten Fasan in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod in diesem Fasane fressen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe!“ — und rechts umkehrend ging er, unter dem lauten, beifallenden Lachen der ganzen Tischgesellschaft, mit seiner königlichen Beute auf seinen Posten zurück. Der König selbst lachte herzlich, ließ dem biederem, treuherzigen alten Wachtmeister eine Flasche Wein und Kuchen von seiner Tafel bringen, und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten alten, braven Jungs. Nun Zietzen, eine Prise!“ und er reichte ihm, — was er selten zu thun pflegte, seine Dose.

Friedrich hatte, wie oft geschah, anhaltend gearbeitet und saß noch schreibend an seinem Pulte, als die Mitternachtsstunde schon geschlagen hatte. Der hereintretende Kammerdiener Heise, der bei dem königlichen Vertrauen, das er besaß, sich mehr erlauben durfte, wie ein Anderer, erinnerte daran, daß es schon spät und Zeit zur Ruhe sei. Der König sagte: „Ich habe da eine wichtige Arbeit vor, die keinen Aufschub leidet. Wenn ich jetzt zu Bette gehen soll, so muß Er mich spätestens Morgen früh um 4 Uhr wieder wecken. Ich werde dann noch schläfrig sein, nicht aufstehen wollen, und Ihn wieder wegschicken. Aber ich befehle Ihn, sich nicht abweisen

ch?
e die
ben=
die=
ollen
ß er,
und
ren."
Besen
des
e die
e der
ffaire
ganz
wie
Krü=
n die
hüffel
t den
wenn
hrend
anzen
Posten
edern,
Luchten
ch sie,
rife!"
Dose.

t und
achts=
erddie=
befaß,
daran,
sagte:
ffschub
r mich
werde
o Ihn
weisen



Friedrich der Große und sein Fusar.

1773.

zu
mi
mei
uni
ruf
als
leid
Er
„ G
und
ja,
und
Kön
rech
rath

unt
von
chen
an
Mi
entf
wei
geh
blie

lich
lich
der
den
am
dur
telte
tief
Sti

ges-
von

zu lassen, und authorisire ihn, im Falle der Weigerung, mir die Bettdecken abzuziehen. Hört Er? — beim Verluste meiner Gnade!“ Mit dem Glockenschlage Vier trat der treue und furchtlose Diener herein und sah den König sanft und ruhig schlafen. Aber mit lauter Stimme weckte er ihn, und als der König die Augen aufschlug, sagte derselbe: „Es ist mir leid geworden, ich muß noch zwei Stunden schlafen: komme Er um sechs Uhr wieder. Nun fort zum Zimmer hinaus!“ „Erinnern Sie Majestät an Ihren mir gegebenen Befehl und Ihre Drohung!“ „Schäfer!“ rief Friedrich, „Er hört's ja, ich will nicht!“ „Majestät, Sie müssen,“ antwortete Heise, und zog damit die Bettdecke entschlossen weg. Nun stand der König auf, und als er, noch schlaftrunken, gähnte und sich reckte, rief er aus: „Ach Gott! wäre ich doch ein Kriegsrath geworden.“*)

Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Zietzen, und mußte derselbe, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei ihm an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagessen am Charfreitage einladen lassen; Zietzen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem Tage immer zum heiligen Abendmahl zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.“

Als er das nächste Mal wieder in Sans-souci zur königlichen Tafel erschien, und die Unterredung bald, wie gewöhnlich, einen heitern, geistreichen Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun Zietzen, wie ist ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen?“ Ein lautes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Zietzen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem Könige sich gebeugt, richtete er in lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„Sw. Königl. Majestät wissen, daß ich im Kriege keine

*) Die Landescollegien, die jetzt Regierungen heißen, hießen damals: Krieges- und Domänen-Kammern und ihre Räte Kriegsräthe; der König hatte von ihnen die Meinung, daß sie sich's gerne bequem machten.

Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für sie gestorben und uns alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre Armee muthig gekämpft und gesiegt, unterminiren Er. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!“

Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke Hand auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen.“

Zwanzig Hausmittel und Bauernregeln,

mit Erläuterungen versehen.

Vom Oldenburger Volksboten.

Weil so Viele sich ängsten und quälen, wo sie doch könnten fröhlich und guter Dinge sein (weil sie nämlich ihre Sache nicht Gott anheimstellen, sondern ihr ganzes Schicksal von Heren, Gespenstern, wo nicht gar vom Teufel selber herschreiben), so theilt der Volksbote eine Sammlung von Hausmitteln, Regeln und Sprüchlein mit, wie man sie hie und da findet, und selbst oft bei Manchen, wo man es am wenigsten vermutet. Dieses hat oft aber seinen guten Grund darin, daß manche Regel weit mehr in sich faßt, als man Anfangs vermeinet, und an den schlechten Bauernregeln sich mancher gute Wissen findet. Darum ist den Leuten denn auch ihr Glauben nicht so geradezu zu nehmen, sondern vielmehr zu läutern und zu säubern, und kann man auf diesem Wege manchen alten Schaden curiren, und selbst in die finsternste Nacht ein freundliches Lichtlein hineinbringen. Wie das geschehen mag, mögen folgende Bauernregeln jetzt zeigen:

- 1) In dem Hause, in welchem die Grillen (Heimchen) laut schreien, da geht's glücklich zu.

Wenn nämlich diese Grillen nicht in den Köpfen sitzen; denn diese vertreiben Glück und Freude, wenn auch gleich der Himmel voller Geigen klinge. — Die andern Grillen aber, oder die Heimgen, die mögen sich da aufhalten, wo fleißig eingehejzt wird, und wo es für sie etwas zu nagen und zu beißen giebt: beim Müller, beim Bäcker, beim Brauer. Wenn sie nun da vollauf haben, so geht's ihnen wohl, wie ihren Hausherren auch, und da singen die Thierlein fröhlich zusammen: Herr Gott dich loben wir! und machen es besser, als ihre Hausherren vielleicht selber, die nicht daran denken, daß alle guten Gaben von oben herkommen.

2) Wer seines Nachbars Gut schwälert, muß nach seinem Tode umgehen.

Umgehen muß er, in der Leute Mäulern, viele Jahre lang, und zwar mit bösem Leumund. Denn von einem solchen Erzzißbuben redet man oft länger, als von einem Dutzend Reblichen. — Und beim Weltenrichter da muß er auch umgehen, links um, an der Himmels- thür vorbei; denn es steht geschrieben: Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze verrückt, und alles Volk soll sagen: Amen.

3) Wenn eine Henne kräht wie ein Hahn, so bedeutet es ein Unglück.

Darum hat mein vorsichtiger Nachbar auch schon zu dreien Malen mitten in der Nacht einer Henne sofort den Hals umgedreht, Und zwar folgt dann sofort ein doppeltes Unglück, weil überhaupt ein Glück oder Unglück selten allein kommt. Eine solche Henne legt erstens keine Eier, und das ist schon ein Unglück, doch noch ein kleines; das andere Unglück aber, das dadurch angezeigt wird, ist viel größer, nämlich: die Henne wird übermäßig gefüttert, darum kräht sie wie ein Hahn, statt Eier zu legen, wie eine Henne. Es wird also im Hause nichts gespart. Es wird also an die Hennen und Gänse, wohl auch an Schafe, Pferde und Rindvieh noch einmal so viel verschwendet, als nöthig wäre. Da geht's also nicht her, wie es sollte. Das zeigt eine krähende Henne an.

Meinst Du aber vielleicht, das Sprichwort rede von einem Hause, darin die Frau das Wort und Regiment führt, statt des Mannes, daß also diese Henne kräht, wie ein Hahn, so magst Du auch nicht neben der Scheibe vorbeigeschossen haben; dann denk' ich an manchen verkümmerten Pantoffelbruder, dem solch ein unglückliches Loos widerfährt, das er selber verdient hat, und das Sprichwort hat wieder Recht. — Liebe Nachbarin, kräht zuweilen doch nicht so laut!

4) Wenn man aus einem Sätuche säet, das ein Mädchen vor ihrem siebenten Jahre gesponnen hat, so geräth die Saat wohl.

Ja da ist schon ein Saame gut gerathen, nämlich der Saame der Unterweisung und Lehre, wo ein siebenjähriges Mädchen das Spinnen bereits so gelernt hat, daß man aus ihrem Garne ein Säu-

tuch machen kann. — Diese Bauernregel will die kleinen Mädchen antreiben, daß sie am Spinnrad schön sitzen bleiben; die Männer aber sollen ihre Töchterlein zeitig dazu anhalten. — Das giebt dann fleißige und geschickte Hausfrauen, die ein gutes Theil von ihrem Heirathsgut in sich selber tragen. Und das sind die Bornehmsten.

5) Wer am Freitage seine Nägel abschneidet, hat Glück. Dieses Glück besteht darin, daß er am Sonnabende nicht mehr so verwahrloßt aussieht, als vorher, und daß man dann am Sonntage nicht mehr meint, er wolle mit den Klagen Bataille halten, oder Adlersklauen heranziehen. — Der Freitag aber, der soll dich mahnen, daß du dich von Allem, was unblöblich an dir ist, so frei machen sollst, als möglich. Vergiß es nicht, daß alle Woche ein Freitag ist; macht in 60 Jahren 3120 Freitage.

6) Wenn man den Saamen, den man säen will, auf den Tisch legt, so geht er nicht auf.

Auf dem Tisch geht er freilich nicht auf. — Und doch kann er daselbst aufgehen! — In dem nassen Jahre 1830 ist all mein Saamengetreide auf dem Tische aufgegangen, und ist doch Niemand satt dabei geworden. — Die Regel meint: Was auf dem Tische aufgeht, das geht auf dem Acker nicht auf.

7) Wenn ein Fremder aus der Stube geht, ohne daß er sich niedergesetzt hatte, so trägt er die Ruhe aus dem Hause.

Wenn ein achtbarer Fremder zu dir kommt, du aber bist (ich will's jedoch nicht hoffen) ein Grobian, und heißest ihn nicht niederstehen, so hat der Gast keine Ruhe in seinen Gliedern, so lange er vor dir steht; und im Herzen wurmt's ihn auch. Da spart er seine Ruhe auf ein anderes Haus, und trägt sie aus dem deinigen zu einem Nachbar, der freundlicher ist, als du. — Wist du aber ein wackerer Hausherr, und hast's etwa aus Versehen nur vergessen, was die Regel gern haben möchte, und dies fällt dir erst ein, wenn der Fremde schon weggegangen ist, dann wirst du es bei dir selbst verspüren, daß er dir auch deine Ruhe fortgetragen hat. Hättet ihr beide euch freundlich zusammengesetzt, so wäre euch beiden geholfen gewesen. — Indesß jeden hergelaufenen Lumpen laß ich auch nicht zu mir an den Tisch sitzen.

8) Wenn Jemand etwas erzählt, und nieset dazu, dann ist's wahr.

Was ist dann wahr? Das, daß er dazu genieset hat. Wär's anders zu verstehen, und so, wie die Meisten meinen, dann brauchte jedes Lügenmaul nur zu niesen, wenn es Wind machen wollte, und man müßte dann seine falsche Waare für ächte nehmen. Aber wie würde da ein wahrhafter Mann bestehen, der bei seinem: ein Wort ein Mann, nicht nieset? — Wem ich auf's Niesen glauben soll, der mag mir ein Windbeutel sein. Und wer auf's Niesen glaubt, dem ist gut was aufzubinden. Merk's!

9) Wer bei seiner ersten Gebatterschaft ein uneheliches Kind aus der Taufe hebt, hat Glück zum Feirathen.

Da hat neulich so ein armes Würmlein 14 volle Tage dagelegen, und hat nicht können getauft werden, weil kein Mensch Gebatter sieben wollte; denn Niemand wollte sich's zur Ehre anrechnen. Auf einmal kommt diese Bauernregel zweien ledigen Leuten zu Ohren, die einander für's Leben gern geheirathet hätten, aber nicht konnten, wie sie wollten. Die melden sich dann freiwillig selber als Gebattern, und gaben dem Kindlein die Namen: Johanna Margarethe. (Ihr werdet nachher schon hören, warum?) — Nach der Taufe, was geschah? Nun, sie lassen einander nachher noch weniger als vorher, bedenken dabei auch mehrmals das zarte Kindlein mit Gabe und Rath. — Was geschieht? — Eben weil sie einander, in fester Hoffnung auf obige Regel, nicht lassen, um's Leben nicht — nach vielen Kämpfen und Mühen, nach hundert Gängen von einem Gerichte zum andern, kommt doch endlich der Tag, da der Bräutigam seine Braut zum Altare führt. — Am Morgen darauf, so sagte er: „Margarethe, denkst du noch an das Sprüchlein? Es hat doch zuletzt noch müssen Recht behalten.“ — „Ja, Hans,“ sagte sie, „es muß doch wahr sein, und: des Herren Rath ist wunderbar, und führt's herrlich hinaus.“ Merke: Diese Regel will den armen, unehelichen Kindlein, die doch ganz unschuldig, ja viel unschuldiger sind, als ihre leiblichen Eltern, ehrliche Taufpatthen verschaffen.

10) Wer lange schläft, wird weis.

Habe ich doch mein Lebtag nicht gewußt, warum so viel vornehme Frauen so Schnee-Kreideweiß sind. Jetzt weiß ich's. — Aber wie kommt's denn, daß auch manche von ihnen aussteht, als ob sie täglich nicht länger als eine halbe Stunde schlief? — Nun, das mußst du eben nicht gerade läbel auslegen. Die Murmelthiere schlafen auch den ganzen Winter hindurch, und wird doch keins weis. Das ist ihre Natur so. — Indeß, eine saubere und reine Seele, unter einer bräunlichen Haut, ist mir doch viel lieber, als ein Teufel in Engelsgestalt. Freilich, wo hinter einer lieblichen Gestalt und Farbe auch noch ein Engel verborgen steckt, da ist's um so besser. — Nichts für ungut, ihr vornehmen Frauen. Ich gehöre auch nicht zu den Weisern.

11) Wer unterwegs nach einem Gespenste umschaut, dem wird der Hals umgedreht.

Daß der Hals umgedreht wird, ist ganz richtig; denn der wird jedes Mal umgedreht, so oft ich nach etwas umschaue, und dazu ist er vom Schöpfer auch eingerichtet, daß darin nichts bricht oder verzerrt wird. — So meint's aber die Bauernregel nicht; denn sie spricht mit Hasenfüßen und feigen Memmen, die etwa in der Nacht über Feld müssen, die jede Mücke für einen Elephanten ansehen, und allerlei Gespenster erblicken, die gar nicht da sind. Da sagt die Regel: Gehe deines Weg's gerade aus, und wenn du kein Herz im Leibe

hast, so schau nach nichts, als nach deinem Wege, denn sonst könntest du leicht in einen Graben fallen, und da ist schon Manchem der Hals nicht nur umgedreht, sondern gar gebrochen worden. Und das hat dann freilich das Gespenst gethan.

12) Wenn es auf ein Kind regnet, ehe es ein Jahr alt ist, so wird es muckisch.

Da merkt man gleich, was das Sprüchlein will. Es will, ich soll mein Kind nicht der Nässe und Kälte aussetzen, ehe es erstarkt ist; kann das ja mancher Erwachsene nicht 'mal aushalten. —

13) Wenn man ledige Personen zu Gevattern bittet, so hat man Glück.

Ledige Gevatterleute halten eine Gevatterstelle, und zwar mit Recht, für eine große Ehre, beschenken und lieben ihr erstes Patschen über die Maßen; selbst die Hebamme geht nicht leer dabei aus. Das alles ist Glück. — Demnächst kann man bei ihnen zur Hochzeit und kaum ein Jahrlein danach zur Taufe kommen. Wieder Glück! — Endlich hat man, will's Gott, an ihnen auch länger, als an alten und hochbejahrten. Noch einmal Glück!

14) Kirchhoferde hilft gegen das Fieber.

Wo schläft sich's süßer, wo geneset man so leicht, wie in der Kirchhoferde? Da wird kein Leid, kein Schmerz, keine Thräne mehr sein, und hättest du auch zehn Jahre am Fieber laboriret, so wird's daselbst von dir doch heißen: Da verließ ihn das Fieber, und er ward gesund zu derselbigen Stunde. — So hat die Kirchhoferde schon Vielen geholfen. — Merke aber, so lange Du am Leben bist, kann sie Dir nichts helfen, Du magst sie nun als Pulver einnehmen oder als Pissen, magst davon unter Dein Kopfkissen legen, oder eine Messer Spitze voll auf Dein Essen streuen; so haben's freilich auch schon Viele probirt und — es hat nichts geholfen.

15) Wer seine Thränen auf ein Todes fallen läßt, bekommt die Auszehrung.

Laß sie ruben, die Todten! der Leichnam ist ja nicht die ganze Person, die ich verloren habe, sondern nur ihre Hülle, ihr Kleid. Wenn ich aber das Kleid für die Person ansehe und wie die Person selber beweine, ist das nicht übertrieben? Man muß aber nichts in der Welt übertreiben, Jammer und Wehklage auch nicht. Was hilft's denn auch? — Und wenn Dein Liebes an einer bössartigen Krankheit gestorben ist, und Du hänast Dich über den dunstenden Leichnam her, und beneckst ihn mit Deinen Thränen, so kann ihm das nichts helfen, Dir aber schaden. Laß Dich lehren und warnen durch die Regel.

16) Wenn man einen Schatz hebt, darf man nichts dazu reden, sonst verschwindet er.

Das geht fast bei jedem Geschäfte so. Je mehr Geplauder und Geschwäg, desto weniger Arbeit. Doch beim Schatzgraben ist es noch

anders. Wenn Du etwa schon vorher Dein Vorhaben ausplauderst, dann werden viele Gehülften herbeilaufen und sprechen: Bruder ich halt's auch mit. Dann ist der Schak schon zum Theil verschwunden. — Oder Du geräthst an einen klugen Freund, der spricht: O Du Erz Narr, laß Dich nicht anführen. Siehe, da könnte gar der ganze Schak verschwinden. Das wäre denn auch für Deinen Schakgräber oder Hezenmeister ein schlechter Nutzen. — Oder: Du wolltest beim Heben des Schakes plaudern, dann würdest Du mit manchen ungelegenen Fragen Deinem Schakmeister beschwerlich fallen, es könnten Forscher herbeigelockt werden, die könnten's der hohen Obrigkeit hinterbringen, die würde dem Schakmeister sein Wanderbuch abnehmen, und den Tagebied ins Arbeitshaus wandern lassen, und Dich auch dazu, und das von Rechts wegen. — Die Regel sieht also fest, man mag sie packen, von welcher Seite man will. — Nicht vergebens sprach jener alte Weise: Reden hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit.

17) Wenn man auf Blumen riecht, die auf einem Grabe gepflückt sind, verliert man den Geruch.

Nämlich den Todtengeruch, den vertreiben wohlriechende Blumen. — Die Regel meint aber noch etwas. Sie will die Unverschämten abschrecken, die ohne Sinn und Gedanken beklümmte Gräber ihres Schmuckes berauben und darüber herfallen, als wären es nur Blumenbeete schlecht weg. — Laßt sie doch stehen und blühen die Blumen auf den Gräbern, diese freundlichen Stifungen zärtlicher Liebe. Vielleicht kommt noch ein Anderer vorbei am Grabe, sieht die Blumen und läßt sich von ihnen daran mahnen, daß es nicht nur da außen auf dem Grabe blüht, sondern inwendig auch; und es wird ihm, als hörte er mit sanfter rührender Melodie singen: Auferstehn, ja auferstehn wirst Du, mein Leib, nach kurzer Ruh'. Aus seinen Thränen glänzen dabei Liebe, Sehnsucht und freudige Hoffnung. — Siehe, so haben die Blumen mit dem Wanderer einen ganzen Gottesdienst gehalten. Sie haben gepredigt, und gesungen ist auch worden, gebetet wird wohl er selber haben.

18) Wenn man sein Geld mit Wasser abwäscht, und Salz und Brot daneben legt, dann können böse Leute nichts davon haben.

Es haben sich schon Manche ihr Geld sauber ab- und gewaschen mit Kaffee, Wein und Brantwein, und Gefottenes und Gebratenes dazu gelegt, nämlich zum Getränk, und siehe, viele böse Leute haben ihnen doch in die Taschen gegriffen und geholt, bis nichts mehr darin war. — Bleibst Du aber bei Deinem klaren, frischen, gesunden Wasser und bei Deinem Brot und Salz, so wirst Du bald bemerken, daß dieses die beste Wäsche für Deinen Geldbeutel sei. — Uebrigens meint es das Sprichwort nicht gut mit den Herbergsvätern der Fresser und Säuser, denn es gebietet, Maaf zu

halten, jene aber wollen immer lieber ein Maas um das andre einschicken und dann mit doppelter Kreide anschreiben.

19) Wo drei Lichter brennen, kann keine Hexe ankommen.

Wo zwei brennen, auch nicht, wo eins brennt, auch nicht, wo keins brennt, auch nicht. — Wo aber einmal eine Hexe in Deinem Gehirn festsetzt, da hilft kein Mittel, man müßte Dir denn gar den Kopf herunter reißen und einen geschiedtern aufsetzen. Kannst selber zusehen, wer mit Dir tauschen mag; aber nimm Dich in Acht, daß der letzte Betrug nicht ärger werde, als der erste.

Item. Wo die drei Lichter des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung brennen, da wird eine Hexe auch wohl schwerlich beikommen können.

20) Wer auf Johannis vor Sonnenaufgang sein Gesicht mit Thau wäscht, kann sich die Sommer sprossen damit vertreiben.

Hab's auch probirt in meiner Jugend, hat aber nichts geholfen. Da habe ich dann gedacht: bringe ich die Flecken im Gesicht nicht weg, so will ich mich desto mehr hüten vor den Flecken im Gewissen, die möchten auch nicht mehr wegzubringen sein. Und das ist mir mehr als ein Mal gut bekommen. — Eigentlich will das Sprüchlein wohl nur die trägen Schläfer und Schläferinnen aus dem Bette bei Zeiten hinausjagen, um sie von den Flecken der Faulheit und des Müßiggangs zu säubern.

Eine Prozession in Sevilla.

Eine Fülle historischer Erinnerungen knüpft sich an Sevilla, die umfangreichste Stadt in Spanien, nächst Madrid die erste im Range. Der Muth, den es von der Zeit der Griechen und Römer bis auf die neueste Zeit herab, seinen Feinden entgegengestellt, machen mit Recht den Sevillaner stolz. Aber so schön die Stadt an den Ufern des Guadalquivir gelegen ist, in der Mitte einer weiten fruchtbaren Ebene, von dem mildesten Klima begünstigt, und so oft auch um dieser Vorzüge willen mit der hartnäckigsten Tapferkeit um ihren Besitz gekämpft wurde, so ist sie dennoch gegenwärtig sehr vernachlässigt und wenig bevölkert. Unter der Herrschaft der Mauren hatte sie den Gipfel ihres Glanzes und ihres Wohlstandes erreicht; die ganze Umgegend, die jetzt einer Wüste gleicht, blühte in der üppigsten Fülle. Seit ihrer Eroberung durch



Eine Procession in Sevilla.

ein=
an=
wo
nem
den
elber
daß
der
som=
Ge=
er=
fen.
nicht
ssen,
mfe
stich=
dem
lheit
Se=
orid
der
nen
olz.
ge=
von
eser
estig
sch=
au=
an=
cht,
urch

die
H

rä

S

ne

de

fer

dir

hie

frü

läu

M

len

M

es

ein

ein

go

we

bet

pet

Tr

ses

S

des

ha

St

hei

vill

un

50

an

des

ren

bis

fin

der

die Christen unter Ferdinand III. ist die Stadt von ihrer Höhe herabgesunken.

Die Straßen sind unregelmäßig und eng, wenige so geräumig, um einen Wagen durchzulassen, und an manchen Stellen kann man mit ausgestreckten Armen beide Seiten der Straße erreichen. Der Anblick, den Sevilla gewährt, erinnert mehr an eine maurische als an eine spanische Stadt; desto zahlreicher sind die öffentlichen Gebäude, die zu religiösen und wohlthätigen Zwecken bestimmt sind. Während Cadix der entschiedene Sitz ausgelassener Fröhlichkeit ist, herrscht hier düsterer Ernst und ein strenger Glaubenseifer. Von dem frühesten Morgen bis in die Nacht erschallt das Glockengeläute von den zahlreichen Kirchen und Klöstern. Ueberall Mönche und Geistliche in ihren verschiedenen Ordnungen, zu allen Zeiten Gottesdienst. Es wird Abend: plötzlich ertönt Musik, ein großer Platz bedeckt sich mit wandernden Lichtern, es ist eine von den Nobenas, die begangen wird, das heißt: eine jener großartigen Processionen, die neun Nächte hintereinander mit feierlicher Pompe stattfinden. Einer reichen goldgestickten Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau werden acht silberne Lampen vorgetragen, während blumenbekränzte Kinder mit Leuchtern folgen. Ein Militär-Trompeter eröffnet den Zug, Musiker und Chorsänger schließen ihn.

Besonders großartig und feierlich wird in Sevilla das Frohnleichnamsfest begangen. Wir sehen eine Procession dieses Tages auf unserem Bilde, welches die Plaza Real in Sevilla darstellt. Vorangetragen wird das Panier der Kirche, dessen Schafft und Verzierungen von Silber sind; unmittelbar darauf folgt das Mysterium der Töpfertöchter, deren Statuen eine Nachbildung der Giralda tragen. Die Giralda heißt nämlich der berühmte Thurm der Domkirche in Sevilla, der größten Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und herrlichen Gemälden, mit 82 Altären, einer Orgel von 5000 Pfeifen und dem Grabmale des Columbus; der Thurm an derselben (Giralda), den wir im Hintergrunde unseres Bildes erblicken, noch ein herrliches Werk aus der Zeit der Mauren, ist 364 Fuß hoch und im Innern so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Die Töpfertöchter aber sind in Spanien als zwei der ersten Märtyrer bekannt, die bei der Einführung des Christenthums ihr Leben geopfert. Ihre

Heiligkeit ist noch außerordentlich durch den Glauben gehoben, daß sie bei einem mächtigen Erdbeben den Thurm der Giralda unerschüttert, ohne von dem Erdbeben berührt zu werden, getragen haben. Diesen Heiligen ist daher auch in dem Dome eine besondere Kapelle geweiht. — Unmittelbar hierauf folgt die Custodia, welche die geweihte Hostie enthält; der Kasten ist von gediegenem Silber, überaus kunstvoll gearbeitet und so schwer, daß sechszehn Menschen daran zu tragen haben. — Die Knaben, im altspanischen Kostüme, vor dem Mysterium der Löffertöchter, tanzen während der Messe Morgens und Abends vor dem Hochaltare. Es ist dies eine besondere Begünstigung dieser Kirche, welche ihr der Papsi verliehen und worauf Sevilla nicht wenig stolz ist.

M a r i a.

Historische Erzählung von August Brak.

(Mit einem Stahlstich.)

Von den Bergen herab flammten die Feuersegnale; von der Bastion der Festung donnerten die Lärmkanonen, und die Landbewohner flüchteten sich und ihre beste Habe in das Innere der besetzten Plätze; denn auf der Höhe des Vorgebirges von Cassoffo zeigte sich die türkische Flotte.

Das siebenzehnte Jahrhundert war, besonders in seiner letzten Hälfte, für das Schicksal der so blühenden Insel Candia unheilbringend gewesen. — Unter der Regierung Ibrahim's des Vierten, jenes blutdürstigen Tyrannen, der im Jahre 1648 bei einer Empörung der Janitscharen das Leben verlor, war ein von Maltesern aufgebrachtcs, türkisches Prisen Schiff, an dessen Bord sich der Aga der Verschnittenen, so wie die Favoritin des Sultans Ibrahim und dessen Lieblingssohn befanden, in Callsmene, einem candiotischen Hafen eingelaufen. Obgleich die Venetianer, denen Candia damals gehörte, durchaus keinen Antheil an diesem Vorfalle hatten, so stellte sich doch der Sultan auf's Höchste darüber erzürnt und ließ bereits im Juni 1645 ein großes Heer auf Candia landen, welches die beiden Städte Canea und Retimo so wie die Hauptstadt der Insel Candia ebenfalls angriff. Die Belagerten vertheidigten

sich indessen so tapfer, daß die Türken abziehen mußten, und ein zweites Unternehmen, vier Jahre später, war ebenfalls von keinem günstigeren Erfolge begleitet. 1656 wurde die Stadt auf's neue eingeschlossen; jedoch auch diese Blokade fast zehn Jahre hindurch ohne Erfolg fortgesetzt, da die Venetianer als Herren der See die Festung mit Lebensmitteln, Mannschaft und Kriegsbedürfnissen versahen.

Da erschien in der Mitte des Mai 1667 die türkische Flotte im Angesicht der Insel, und der Großvezier Khyoperli, der diesmal die Expedition selbst befehligte, landete mit 80,000 Mann Landtruppen, um die Festung Candia einzuschließen.

Es mochten ungefähr zwei Wochen vergangen sein, seitdem die Geschütze der Festung den anrückenden Türken den blutigen Willkommengruß entgegen gedonnert hatten, und die Sonne begann sich allmählig in's Meer hinab zu tauchen, als drei Personen mühsam eine jener felsigen Anhöhen hinab kletterten, die, südwärts von der Stadt Candia gelegen, sich an das Idagebirge anschließend und den Namen der heiligen Berge führen. — Von diesen drei Wanderern, deren Kleidung auf den ersten Blick die Einwohner der Insel erkennen ließ, waren zwei mit Büchse und Dolch bewaffnet, außerdem steckten ein Paar doppel-läufige Pistolen in dem Gürtel eines Jeden. Die dritte Person gehörte indessen dem schwächeren Geschlechte an. Es war ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem jener regelmäßig schönen Gesichter, wie man sie bei den Bewohnerinnen Candias noch heut zu Tage häufig findet. In dichtem, üppigen Locken hing ihr rabenschwarzes Haar auf den von der Sonne leicht gebräunten Hals herab, und diente mit den scharf gezeichneten Braunen, die ihr großes, schönes Auge beschatteten, dazu, ihrem sanften, freundlichen Gesichte den Ausdruck einer festen Entschlossenheit zu geben.

Als der Vordere der beiden voransteigenden Männer den Gipfel des Felsenvorsprunges erreicht hatte, der nur mit niedrigem Strauchwerk bewachsen, eine weite Aussicht auf die untenliegende Thalebene und das Meer verstattete, blieb er stehen. Er hielt die Hand vor die Augen, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen und deutete mit der Büchse auf das sich vor seinen Blicken öffnende Panorama hinab.

„Hab ich's dir nicht gesagt, Laskaris;“ wendete er sich zu seinem Gefährten, der augenscheinlich um die Hälfte jün-

ger sein möchte als er selbst; „hab ich's Dir nicht gesagt, daß wir von hier aus bequem das Lager übersehen können, ohne uns deshalb der geringsten Gefahr auszusetzen. Aber bei'm heiligen Theodoros, diese Moslems haben die Stadt so fest umringt, daß wir fast keine Hoffnung haben, auf der Landseite hinein zu kommen.“

„Leider scheint Ihr Recht zu haben;“ entgegnete der Angeredete nachdenklich, und blickte, auf seine Büchse gestützt, scharfen Auges über die Ebene, wo sich rings die weißen Zelte in halbmondförmiger Ordnung um die Stadt erhoben. „Wären wir allein, so könnten wir's immerhin wagen; — aber Maria!“

Er warf bei diesen Worten einen besorgten Blick auf das junge Mädchen, die vielleicht weniger als die Männer an ihre gefährvolle Lage denkend, neugierig auf das ungewohnte, großartige Schauspiel blickte, das sich unten in der Ebene zeigte; die Worte des Sprechers zogen indessen ihre Aufmerksamkeit davon ab, und sie erwiderte mit Lebhaftigkeit: „Um mich sorgt nicht, Laskaris; der Vater weiß wohl, daß ich eine Büchse zu führen verstehe und daß ich nicht vor der Gefahr zurückschreke.“

Der alte Grieche lächelte über das stolze Selbstbewußtsein, welches die Tochter an den Tag legte. „Ich weiß, mein Kind, ich weiß;“ sagte er; „aber wir müssen's dennoch zu Wasser versuchen, und zwar sobald als nur irgend möglich. Die Küste ist nicht fern und ein Segelboot wird sich auch finden; denn es wäre eine reine Tollkühnheit, wenn wir wirklich versuchen wollten, quer durch diese verschanzten Linien zu dringen. Kommt Kinder, die Sonne ist im Sinken begriffen und wir müssen eilen.“ Mit diesen Worten warf der Alte die Büchse über die kräftigen Schultern und schritt rüstig voran, während seine beiden Begleiter schweigend folgten.

Damit nun aber auch der Leser erfahren möge, welche Bewandniß es eigentlich mit diesen Personen hat, die wir ihm hier in unsrer Geschichte vorgeführt haben, so wollen wir ihm mit kurzen, bündigen Worten darüber Aufschluß geben. —

Auf der ganzen Insel, von Cap Spado bis zum Vorgebirge Salamone, gab es keinen entschlosseneren, gefährlicheren Gegner der Türken, als den alten Johannes Georgaki. In seiner Jugend hatte er unter den Venetianern gedient, und

manchen wackern Streifzug gegen die Dsmankl's mitgemacht, bis er sich endlich nach seinen heimischen Thälern zurücksehnte. Am Fuße des Psiloriti, des alten Ida, verlebte er an der Seite einer treuen, liebenden Gattin einige glückliche Jahre, sich mit der Jagd und dem Weinbau beschäftigend, bis das Unwetter des Krieges über jene friedlichen Thäler hereinbrach. Eines Tages überfielen die Ungläubigen seine stille Hütte. Georgaki sah zähneknirschend sein geliebtes Weib vor seinen Augen durch die rohen Barbaren geschändet, er konnte ihr nicht zu Hülfe kommen, denn seine Arme waren gefesselt; aber die Heldenmüthige, die ihre Schmach nicht überleben mochte, entriß einem ihrer Henker den Dolch und stieß ihn sich selbst in die Brust. Georgaki sollte als Sklave fortgeführt werden, aber er entledigte sich seiner Bande und floh in die Wälder, seine Büchse und sein kleines Töchterchen, das einzige Andenken seiner gemordeten Gattin, mit sich führend. So wuchs Maria mitten unter den Gefahren und Entbehrungen eines so wilden Lebens, als ihr Vater führte, heran. In einer Höhle des Psiloriti, des alten Ida, fand der Geflüchtete mit mehreren, anderen Bergbewohnern ein Asyl, bis endlich die Türken abgezogen waren und die Candioten auf eine bessere Zeit hoffend ihre Schlupfwinkel verließen. — Auf eine ähnliche Weise wie Maria war der junge Mann, den wir in ihrer Gesellschaft gefunden haben, aufgewachsen. Johannes Laskaris hatte seine Eltern ebenfalls durch die blutgierige Hand der Türken verloren, der Knabe aber war den Erbfeinden seines Glaubens entflohen, und Georgaki nahm sich des Hülflosen an, der zum kräftigen Jünglinge heranwuchs und seinen Pflegevater dann auf dessen Streifzügen gegen die Dsmankl's begleitete, denen sie, unterstützt durch eine nicht unbedeutende Schaar gleichgesinnter Bergbewohner, so bedeutenden Schaden zufügten, daß die Namen Georgaki und Laskaris von den Türken nur mit Schrecken genannt wurden. — Ungeachtet der rauhen Zeitumstände, war aber zwischen Laskaris und Maria ein innig zartes Liebesverhältniß aufgegangen; von Jugend auf an einander gewöhnt, hielten sie es fast unmöglich, zu leben, ohne sich zu besitzen, und als nun endlich die Türken nach der vergeblichen Blokade von Candia absegelten, war Laskaris nur darauf bedacht, sich zuerst seinen Hausstand zu gründen, um sodann die Geliebte heimzuführen.

Die abermalige Landung des Großveziers Khyoperli machte jedoch seinen frohen Aussichten bald ein Ende, und nicht einmal so viel Zeit blieb ihnen, die Stadt Candia vor ihrer vollständigen Einschließung durch die Türken zu erreichen, wohin der Commandant der Festung, Morosini, die beiden tapferen Griechen schon früher berufen hatte, um ihnen ein größeres Commando anzuvertrauen. —

So gefährlich aber auch das Wagniß war, die von den Osmanen eingeschlossene Festung zu erreichen, so hatte doch Georgaki fest beschlossen, das Unternehmen zu wagen, und jeden möglichen Auf der Feigheit von sich abzuwälzen. Von der Landseite her war dies indessen eine vollkommene Unmöglichkeit, nur der Weg zu Wasser war noch frei, und so folgen wir denn ihm und seinen beiden Begleitern zur Küste.

Der Weg war zwar ziemlich weit und führte die drei Wanderer durch schwer zugängliches Waldgebirge, aber alle drei, an solche Beschwerlichkeiten gewöhnt, achteten es nicht, als die Sonne allmählig gänzlich in's Meer tauchte, und der Mond langsam empordämmernd nur schlecht die Tageshelle ersetzte.

Nach einer mehrstündigen Wanderung, welche sie immer bergab führte, ward der dichte Hochwald lichter, und endlich hatten sie den Fuß des Gebirges erreicht. Eine, vielleicht eine halbe Meile breite, Ebene lag jetzt vor ihnen, in der Ferne zu ihrer Linken hörten sie das dumpfe, verworrene Gesumme aus dem Türkenlager zu sich herüber tönen, und sahen die Wachtfeuer blitzen.

Georgaki, der bisher immer vorausgeschritten, stand still und blickte nachdenklich auf die mondbeleuchtete, offene Gegend, wo kein Baum, höchstens nur ein kleiner Strauch einen zum Versteck geeigneten Platz darbot. „Besser wär' es auch, der Mond schiene weniger klar, oder wäre wenigstens eine Stunde später aufgegangen;“ sagte er sich zu Lasfari's wendend; es ist ein gefährlich Stück, hier in der Nähe des Lagers diesen Platz auf's Geradewohl zu passiren, wo man auf zweitausend Schritt alles so deutlich sehen kann, als wäre es heller, lichter Tag. Ich will dir etwas sagen, mein Sohn: einer von uns kann mit dem Mädchen hier zurück bleiben, während der Andere am Strande nach einem Fahrzeuge sucht, welches zu unserm Zwecke taugt.“

„Gewiß, Vater, Ihr habt Recht; ich will mich auf den Weg machen;“ erwiderte Laskaris.

„Nein, nein, Du bleibst bei Maria; ich kenne diesen Theil der Küste am Besten, und werde am Leichtesten ein Fahrzeug finden;“ entgegnete Jener mit Bestimmtheit; — „ruhig mein Sohn, ich bin von Deinem guten Willen überzeugt, aber ich will, daß Du bleibst und mich hier erwartest.“ — Diese bestimmte Rede machte allen ferneren Einwendungen des jungen Mannes ein Ende, und während Georgaki, nachdem er seinem zukünftigen Schwiegersohne und der Tochter die Hand zum Abschiede gereicht, schnell, doch vorsichtig über die mondbehlängte Ebene eilte, setzten sich die Zurückbleibenden in den Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes nieder, von wo aus sie selbst bequem Alles übersehen, von einem Fremden aber nicht leicht bemerkt werden konnten.

So mochten ihnen anderthalb bis zwei Stunden im traulichen Gespräche verstrichen sein, als Laskaris, dessen scharfes Auge unablässig über die Ebene streifte, rasch aussprang und mit der Hand auf eine dunkle Gestalt deutete, die sich ihnen eilig näherte. „Es ist der Vater;“ sagte er nach einer Pause, und wirklich war es Georgaki, der bald die Seinen erreicht hatte.

„Es ist alles in Ordnung; kommt Kinder, kommt;“ sagte er; „ich habe eine Schaluppe gefunden, die hinter den hohen Uferfelsen in einer kleinen Bucht versteckt liegt, und nur darauf wartet, bis der Mond untergegangen ist. Die Leute sind treu und verschwiegen und flüchten selbst vor den Ungläubigen. Dennoch war ich vorsichtig genug, meinen Namen nicht zu nennen, Ihr habt Euch darnach zu richten. — Aber nun vorwärts!“

Gleich als ob seine muskulösen Glieder durchaus keiner Ermüdung fähig seien, schritt Georgaki auf's Neue den Seinen voran, und alle drei bewegten sich geräuschlos und doch mit einer Schnelligkeit durch das hohe Gras vorwärts, welche bewies, daß die Zeit allen in gleichem Maße kostbar sei. So hatten sie schon ein beträchtliches Stück ihres Weges zurückgelegt; der Mond bligte nur noch hier und da zwischen den Klippen der Felsen hervor, die sich in der Ferne vor ihnen am Meeresufer erhoben, und dicke Schatten lagerten sich bereits auf die Ebene, als Laskaris einen Augenblick hochend

stillstand und dann durch einen leisen Ausruf den voranschreitenden Georgaki, der sich nicht umgesehen hatte, an seine Seite rief.

„Hört Ihr nichts, Vater?“ fragte er dann.

Der Angeredete horchte mit der Spannung des Edelhirsches, der den verfolgenden Jagdhund wittert; dann schüttelte er mit dem Kopfe. — „Du weißt, daß mein Ohr schwach ist;“ sagte er.

Laskaris hatte sich indessen auf die Erde geworfen und winkte Jenem, still zu sein. „Es ist Reiterei;“ flüsterte er dann in tiefem, eiligem Tone, „ein nicht unbedeutender Haufe; sie scheinen gerade auf uns zuzukommen, wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, daß wir die Felsen erreichen!“

„Du hast Recht Junge, ich höre es jetzt auch;“ entgegnete Georgaki, „weiß Gott, wir haben schon zu lange gezögert. — Wenn wir uns in den Felsen verbergen können, kann uns die Reiterei nicht folgen; dies ist die einzige Rettung.“

Alle drei eilten nun im flüchtigsten Laufe vorwärts; aber obgleich Maria an jede Art Anstrengung von Kindheit an gewöhnt war, fiel es ihr doch, da sie durch ihre Kleidung gehindert wurde, unmöglich, mit den Männern auf die Dauer gleichen Schritt zu halten. Mengflich blickte sich Laskaris nach ihr um, während sie ihre Anstrengungen verdoppelte, ohne deshalb die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu mehren. Das Pferdetrappel, welches hinter ihnen immer deutlicher hörbar wurde, vermehrte ihre Angst. Auch Georgaki war stehen geblieben.

„Vater,“ sagte Laskaris; „ich werde Maria tragen, nehmet Ihr meine Büchse.“

„Nicht doch, nicht doch, es wird schon gehn;“ erwiederte Maria. Aber der junge Mann reichte schweigend dem Vater das Gewehr und hob dann das junge Mädchen in seinen muskulösen Armen leicht empor. Ein unglücklicher Zufall machte indessen, daß Georgaki die Büchse, welche ihm Jener reichte, in demselben Augenblicke zur Erde fallen ließ. Durch die Erschütterung ging der Schuß los; Blitz und Knall der abgefeuerten Flinte folgten.

Eine Minute hindurch standen alle drei wie von plötzlichem Schreck gelähmt. — „Wir sind verloren!“ rief Laskaris.

„Noch nicht,“ entgegnete Georgaki nach augenblicklichem Nachdenken, „wir müssen die Richtung unseres Weges verändern. Es ist so dunkel, daß sie uns ganz nahe sein müssen, um uns

zu sehen. „Er raffte bei diesen Worten die Büchse vom Boden auf, und schritt mit der Entschlossenheit eines Mannes vorwärts, der selbst im Augenblick der Gefahr die Besinnung nicht verliert; Laskaris folgte mit Maria auf dem Arme.

Der Todtenstille, welche nach dem unfreiwilligen Schusse einige Augenblicke eingetreten war, folgte plötzlich ein lautes Allahrufen hinter den Flüchtigen, dieselben überzeugend, daß sie wirklich von einer Abtheilung türkischer Reiterei verfolgt würden, die noch dazu in einzelnen Pikets die Ebene zu durchstreifen schien, da der Kampfruf auch von den entfernteren Gegenden her wiederholt wurde.

„Wir werden als Männer sterben müssen, es ist unmöglich zu entkommen;“ sagte Georgaki zu seinem Begleiter, der unter der Last seiner Bürde nur mühsam Schritt mit ihm halten konnte. „Der Knall der Büchse hat diese Hunde auf unsre Spur gebracht, sie scheinen nicht saumselig mit der Verfolgung.“

„Laskaris;“ flüsterte Maria; „laß mich von deinem Arme herunter, wir werden so schneller fortkommen, wo nicht, so laßt mich allein zurück, und rettet Euer Leben!“ Sie machte bei diesen Worten eine unvermuthete Anstrengung sich von den Armen des jungen Mannes loszurichten, wirklich gelang ihr dies, und mit allem Aufwand ihrer Kräfte eilte sie vorwärts. Aber diese heftige, gewaltsame Anstrengung erschöpfte sie vollends, halb ohnmächtig sank sie zur Erde nieder. Ihre beiden Begleiter standen neben ihr still. — „Es ist, wie ich sagte; wir werden die Sonne nicht wieder aufgehen sehen, Laskaris;“ sprach Georgaki düster. „Nimm deine Büchse, mein Sohn, und lade sie auf's Neue.“

„Nicht doch, mein Vater;“ entgegnete das junge Mädchen mit schwacher Stimme, während Jener mechanisch der Anforderung des Vaters Folge leistete; „warum wollt Ihr hier mit mir umkommen; laßt mich zurück, allein werdet Ihr Euch retten können.“

„Und ich sollte Dich in der Gewalt dieser Barbaren wissen, die vielleicht Dich so behandeln, wie sie an Deiner Mutter gethan? — Nimmermehr!“

„Meinst Du, daß sie mich lebend finden werden, mein Vater? Hast du keine Kugel für mich in deiner Büchse?“

Georgaki schrak zusammen; der Hufschlag der nahenden Feinde tönte immer näher.

„Du wirst mich rächen, Vater, und du auch, Laškariš. — Das könnt Ihr aber nicht, wenn wir hier zusammen sterben. Fort!“

Der alte Grieche stand noch immer stumm, seine Faust umkrampfte die Büchse, als wollte er das Metall des Laufes zerdrücken. Endlich beugte er sich rasch zu seiner Tochter nieder. „Segne Dich Gott und die heilige Jungfrau, mein Kind;“ rief er. „Sie mögen mir meine That vergeben, aber lieber todt, als in den Händen dieser Ungläubigen. — Komm, Laškariš!“

„Ihr wolltet wirklich?“ rief der junge Mann entsetzt, und machte eine Bewegung, als wollte er die Geliebte schützen.

„Zurück, Knabe!“ rief Georgaki mit befehlender Stimme. „Es ist mein Kind, und die That ist auch mein; ich werde sie dereinst vertreten!“

„Allah! Allah!“ tönte es in diesem Augenblicke ganz nahe. Ein türkischer Reiter sprengte aus der Dunkelheit auf die Gruppe, ohne sie zu bemerken, zu.

„Der ist für Dich, Laškariš;“ flüsterte Georgaki mit heiserer, tonloser Stimme. Der Schuß krachte durch die stille Nacht, und der Reiter stürzte vom Pferde. — „Und nun vorwärts; — mein Sohn, vorwärts! Der zweite Schuß ist mein. — Gott mit Dir, meine Maria, bring Deiner Mutter meinen Gruß, und sage ihr, daß ich Dich rächen werde, wie ich sie gerächt habe!“

Maria war auf die Kniee gesunken; sie hob ihre Arme bedend in die Höhe, als ihr Vater, nachdem er etwa zehn Schritte vorwärts gethan hatte, stehen blieb, sich umwendete, und die Büchse auf sie anschlug. Einen Augenblick schien er unentschlossen, schwankend; das Gewehr zitterte in seinem nervigten Arm, da tönte dicht in der Nähe der Hufschlag der nahenden Feinde. „Allah! Allah!“ — Georgaki zielte fest auf die Tochter; der Schuß krachte, und als wenige Momente nachher ein türkischer Janitscharen-Offizier sein schäumendes Ross an dieser Stelle zügelte, lag das unglückliche Mädchen blutend am Boden; von den Flüchtlingen war keine Spur zu entdecken.

Eine höhere Macht hatte indessen über das Geschick Marias gewacht. Es war ihr nicht bestimmt gewesen, den Tod von der Hand des Vaters zu empfangen; die Kugel hatte ihre linke Schulter getroffen, ohne einen edleren Theil des Körpers zu

verwunden, und als sie aus der Ohnmacht erwachte, in welche sie ihre Aufregung und der erlittene Blutverlust versetzt hatten, befand sie sich im türkischen Lager und in den Händen eines jüdischen Arztes, der bei den Türken die Stelle eines Feldschereks vertrat. Der junge Türke, menschlicher denkend als die Meisten seiner Glaubensgenossen, hatte die Verwundete aufheben und in das Lager bringen lassen, wo er die nöthigen Mittel zu ihrer Wiederherstellung anordnete.

Ihre Genesung schritt bald genug vorwärts, und bereits nach wenigen Wochen konnte sie sich von ihrem Lager erheben. Ihr Herr, davon in Kenntniß gesetzt, suchte sie eines Tages auf, und nachdem er ihr angedeutet, daß sie seine Sklavin sei, fragte er nach ihrem Geschlechte, nach ihren Eltern. Sie hütete sich indessen wohl, den Namen ihres Vaters zu nennen, der bei den Türken nur zu gut bekannt war, sondern gab sich für die Tochter eines armen Bergbewohners aus, der in jener verhängnißvollen Nacht nach der Festung habe flüchten wollen. Ihr Herr begnügte sich mit diesem Bescheide, verhiess ihr eine gute Behandlung, und forderte sie dann auf, ihm zu folgen. Zitternd, aber mit dem festen Entschlusse, lieber das neugewonnene Leben, als ihre Religion oder ihre Ehre zu opfern, folgte ihm Maria. Ihre Befürchtung war indessen grundlos. Der Türke führte sie in ein nah' gelegenes Zelt, wo eine nach morgenländischer Art tief verschleierte Dame saß, die bei ihrem Eintritte aufstand. „Hier Fatime;“ sagte Marias Herr; „hier bringe ich Dir die Sklavin, von der ich Dir schon gesagt habe. Ich schenke sie Dir; aber behandle sie gut, und brauche sie nur zu leichtem Dienste; die Wunde ihres Armes hat sich noch kaum geschlossen.“

Diese Worte waren hinlänglich, um Maria völlig über ihr augenblickliches Schicksal zu beruhigen, und auch ihre neue Gebieterin redete sie so liebevoll und freundlich an, daß sie sich fast gänzlich mit ihrer unglücklichen Lage ausöhnte. Ihr Geschäft war es, das Innere des Zeltes zu schmücken und in Ordnung zu halten. — Zu diesem Zwecke ging sie täglich in den nahegelegenen Wald, um frische Blumen zu pflücken, mit denen sie ihre Gebieterin erfreute. — So sehen wir sie auf unserem Bilde. — Von der Erinnerung überwältigt, in Gedanken verloren, was aus dem Vater, was aus dem Geliebten geworden sein möchte, saß sie oft, stundenlang träumend,

in der Waldeinsamkeit da und blickte hinaus auf den weiten Ocean. Und wenn sie dann ein Schiff gewahrte, das unter der blendenden Decke weißer Segel die blaue Fluth durchsuchte, rannen Thränen aus ihren Augen, denn sie gedachte, daß das Fahrzeug vielleicht nach Candia segle, wo Georgaki und Laslariis sie als eine Todte betrauerteten, und im stummen Gebete für das Wohl ihrer Lieben sank sie auf die Knie bis der Donner der Kanonen von der belagerten Festung sie aus ihren Träumereien wach rief.

So verflossen ihr zwei Jahre; noch immer ließen die Türken kein Mittel unverjucht, sich der Festung zu bemächtigern; noch immer war der Muth der tapferen Vertheidiger nicht erschöpft. — Diese Belagerung Candias ist überhaupt eines der merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse; sie zeigt deutlich, was christliche Tapferkeit gegen osmanische Wuth und Ueberzahl selbst zu einer Zeit vermochte, wo die europäische Kriegskunst nur unvollkommen, das türkische Reich dagegen in seiner Blüthe war. Freilich befanden sich die Venetianer im Besitze der See, und konnten von dieser Seite aus die Belagerten mit Verstärkung und mit Kriegsbedürfnissen aller Art versehen; aber dennoch wird die muthvolle Vertheidigung der Festung selbst den spätesten Jahrhunderten noch zum Muster dienen, denn nachdem die Francheen fast zwei Jahre eröffnet gewesen waren, hatten die Türken doch kaum die äußersten Werke genommen. Sie richteten daher ihre Hauptangriffe auf einen andern Punkt, auf die beiden Bastionen St. André und Sabionetta, die allerdings die schwächsten waren, und als nun der Frühling des Jahres 1669 hereinbrach, war das erstere Werk ein Trümmerhaufen, und nur ein während des Winters aufgeworfener Wall die einzige Schutzwehr der Venetianer.

Mit der größten Betrübniß hörte Maria die Türken von ihren gewissen Siegeshoffnungen sprechen; sie hatte ihr eigenes Schicksal fast gänzlich über das ihrer Landsleute vergessen, und schauernd dachte sie an den Augenblick, wo die Festung erkürrt werden dürfte. Schon bereiteten die Türken Alles zu einem letzten, entscheidenden Sturme, der das von Vertheidigern entblößte Candia unrettbar in ihre Gewalt liefern mußte, als sich plötzlich die Nachricht im Türkenlager verbreitete, daß den Vertheidigern neue Verstärkungen gekommen seien. Wirklich waren die Herzöge von Beaufort und Navailles mit einer

französischen Flotte und 7000 Mann Landtruppen in den Hafen der belagerten Stadt eingelaufen, und die frohen Ausfächten der Türken sanken wieder bedeutend herab.

Nichts desto weniger beschloß der Großvezier, die Ungnade des Sultans fürchtend, diesen Zeitpunkt nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, und, womöglich noch vor der Ausseifung der neu angekommenen Truppen, einen Sturm zu wagen. Maria hörte aus dem Gespräch ihres Herrn, was im Werke sei, sie erfuhr, daß die Unternehmung in der nächsten Nacht stattfinden sollte und zitterte, daß dieselbe gelingen möchte. — Da fuhr es ihr wie ein Blitz durch den Kopf, daß sie die bedrängten Glaubensgenossen retten müsse, sollte es auch ihr eigenes Leben kosten.

In ihrer gewöhnlichen Kleidung war, das sah sie ein, auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden, einen günstigen Erfolg zu erzielen; denn man würde sie schon angehalten haben, bevor sie das äußere Ende des Lagers erreicht hätte; aber Zeit war nicht zu veräumen. — So eilte sie in das Zelt ihres Herrn, den der Lagerdienst entfernt hielt, und unter dem Vorwande, daß ihre Gebieterin etwas bedürfe, schickte sie den daselbst befindlichen Sklaven fort. Kaum sah sich Maria allein, als sie ohne Zögern an's Werk ging. Ihre erste Sorge war es, das lange Haar in die Falten eines Turbans zu verbergen; es gelang nach Wunsch und nun eilte sie, ihre Toilette zu vervollständigen. Wenige Minuten reichten hin, sie in einen Janitscharen-Offizier zu verwandeln, und aufmerksam sah sie sich vom Kopf bis zum Fuß an, ob nichts an ihrem Anzuge vergessen sei.

Entschlossen öffnete dann die Jungfrau die Zeltthür und schritt keck, aber eiligen Laufes, als hätte sie ein wichtiges Geschäft, durch die weiten Lagergassen. Die Janitscharen, die vor den Zelten damit beschäftigt waren, ihre Waffen zu putzen, grüßten ehrerbietig ihren vorbeieilenden Vorgesetzten, und ohne aufgehalten zu sein, erreichte Maria bald genug die Fronte des Lagers. Sie hätte auch in der That keinen glücklicheren Tag zur Ausführung ihres Vorhabens wählen können. Die höheren Offiziere waren bei dem Großvezier Khyperli zum Kriegsraath versammelt, und in den Außenwerken besanden sich nur die Arbeiter und die dieselben beaufsichtigenden Personen. Dessenungeachtet wurde von beiden Seiten ein heftiges

Geschützfeuer unterhalten, und die Kugeln schlugen oftmals in die Tranchéen. — Die Türken hatten sich nämlich, von dem bisher bei Belagerungen gewöhnlichen Verfahren abweichend, dadurch der Festung genähert, daß sie durch eine große Menschenmenge einen tiefen Graben ausheben, die Erde gegen den Platz zuwerfen, und dieselbe mit Schaufeln immer weiter vorbringen ließen, bis sie mit dieser Erdwalze dem Graben nahe kamen und diesen ausfüllten, während noch außerdem die Laufgräben so nahe als möglich geführt wurden. Maria hatte das äußerste Ende der Tranchéen erreicht; sie befand sich ungefähr dreitausend Schritt von der Festung.

„Herr;“ sagte einer der Schanzarbeiter, als sie bei den letzten derselben vorüber schritt; „Herr, es ist gefährlich weiter zu gehen, erst vor einer Stunde haben sie einen der Unsern fortgetragen, dem eine Kugel den Kopf fortgerissen hatte. Ihr könnt noch den Blutstreck sehen.“

Der vermeintliche Offizier achtete indessen nicht auf diese Worte, sondern kletterte, so gut es der herabrollende Sand erlaubte, über die Brustwehr der Tranchéen gegen die Festung herauf. Rechts und links neben ihr schlugen die Kugeln ein, sie stand einige Augenblicke unentschlossen, ob sie warten sollte, bis das Feuer vielleicht etwas nachgelassen hätte. Als sie sich aber wieder umblickte, gewahrte sie mit Entsetzen eine größere Zahl reichgekleideter Türken, sich den Laufgräben nähernd. Es war der Großvezier, der wahrscheinlich noch einmal die Arbeiten der Seinen und den Zustand der Festung recognosciren wollte. In diesem Moment schlug eine Kugel dicht vor ihren Füßen in den Sand der Brustwehr, auf welcher sie stand. Vor ihr und hinter ihr Verderben. — Aber ihr Entschluß war gefaßt; sie stürzte sich eiligen Laufes den Wall hinab, und lief mit verzweifelter Schnelle quer über die Ebene, gerade auf die Mündung jener Geschütze, die ihr Tod und Verderben entgegen spieen, während die Zurückbleibenden nicht wußten, was sie im ersten Augenblick von diesem sonderbaren Benehmen denken sollten.

Unmittelbar während dieser Vorfälle hatten sich auch die Befehlshaber der Festung, Morosini und der Chevalier St. André Montbrun mit den beiden Herzogen von Beaufort und Navailles in die Außenwerke der Festung begeben, um den Zustand der Bastion St. André zu besichtigen; in ihrem Gefolge befanden

sich die ausgezeichnetsten ihrer Offiziere. Sie waren eben im Begriff die Schanze zu verlassen, als einer ihrer Begleiter, der mit einem Fernglase in der Hand nach den feindlichen Werken hinübergeschaut hatte, durch einen Ausruf des Staunens die Aufmerksamkeit der Übrigen ebenfalls nach diesem Punkte lenkte. Ohne das heftige Geschützfeuer von den umliegenden Bastionen zu achten, kam ein türkischer Offizier im heftigsten Laufe auf die Festung zugerannt. Derselbe hatte indessen noch nicht die Hälfte der Strecke zurückgelegt, die ihn von der Bastion St. André trennte, als auch eine nahegelegene türkische Batterie ihr Feuer auf ihn richtete, während dagegen die Geschütze der Festung ein augenblickliches Schweigen beobachteten. Ein glücklicher Stern schien indessen über dem Deferteur, denn das war er augenscheinlich, zu walten, unverletzt erreichte er unter dem stärksten Geschützfeuer die Bastion, sank aber am Fuße der Brustwehr, erschöpft von dem heftigen Laufe, ohnmächtig nieder. Morosini, den das sonderbare Schauspiel ebenfalls in der Bastion zurückgehalten hatte, schickte zwei Soldaten den Wall hinab, um dem Flüchtigen beizuspringen und ihn vollends in Sicherheit zu bringen. Es geschah; aber zugleich war der Turban des Türken herabgefallen, und eine üppige Menge langen, glänzendschwarzen Haars wallte auf den Kasten desselben herab.

„Bei meinem Schutzpatron, das Abenteuer fängt an interessant zu werden; es ist ein Weib!“ rief Morosini.

Neugierig drängten sich die übrigen Offiziere an die Ohnmächtige, doch Einer von ihnen, nicht in der glänzenden Uniform der französischen oder venetianischen Truppen, sondern in der Nationaltracht der Landbewohner, schob, fast ohne sich an die Gesetze der schuldigen Ehrfurcht gegen seine Oberen zu kehren, die Neugierigen bei Seite, bis er dicht neben dem noch immer bewußtlosen Mädchen stand.

„Meine Maria!“ rief er nach einer augenblicklichen Pause. — „Ist es möglich! Du lebst? — Diese Hand, die Dir den Tod gegeben, sie soll Deine blühende Wangen wieder streicheln. — Ja, ja, Du bist es, meine Tochter, meine Maria! — Gott, Du Allmächtiger, Du bist mir ein gnädiger Herr gewesen!“

Erschöpft sank der alte Georgaki neben seinem Kinde nieder, er fühlte nach dem Pulschlage ihres Herzens, er verei-

nigte den Hauch seines Athems mit dem ihren, bis auch sie endlich die Augen aufschlug.

„Mein Vater!“ rief sie mit dem Tone des unennbarster Entzückens. Georgaki antwortete nicht, Thränen rannen in seinen grauen Bart.

„Du lebst!“ fuhr indessen Maria fort; „und Laskaris —?“

„Auch er ist wohl! Komm, daß ich Dich zu ihm führe.“ — Und er unterstützte ihre Bemühungen, sich von der Erde zu erheben.

Mit schweigender Rührung betrachteten die Umstehenden diese Scene, wenn auch Niemand den Vorfall in seiner ganzen schrecklichen Ausdehnung begriff. — Nachdem aber die erste Aufregung der Freude sich etwas beruhigt hatte, gedachte Maria des Hauptzwecks, der sie zu dem kühnen Wagniß veranlaßt hatte, und nun theilte sie Morosini die Absicht der Türken mit, noch in dieser Nacht einen Sturm zu unternehmen.

Mit Ueberraschung hörte Morosini diese Nachricht, und wie im Triumph geleitete Georgaki die ihm wiedergeschenkte Tochter nach seiner Wohnung, wo Laskaris sie mit gleichem, staunenden Entzücken empfing und die Braut in seine Arme schloß.

Der unglückliche Ausgang dieses Kampfes ist bekannt genug. Candia fiel, der Uebermacht erliegend; am 27. Septbr. des Jahres 1669 capitulirte die Besatzung gegen freien Abzug.

Am demselben Tage steuerte eine Corvette mit vollen Segeln der alten Inselstadt Venedig zu. Auf derselben befanden sich Morosini, Georgaki, Laskaris und Maria. Die venetianische Regierung hatte den beiden letzteren Männern, in Folge der ihr geleisteten Dienste, eine neue Heimath angeboten.

Als nun die lichte Dämmerung des heiteren Septembertages hereinbrach, stand Maria, den Kopf an die Schultern des Geliebten gelehnt, die Hand in der des Vaters ruhend, an der Gallerie des Verdecks, und alle drei blickten sehnüchlich hinüber nach dem Vaterlande, das sich mit jedem Wellenschlage weiter von ihnen entfernte. So standen sie lange schweigend, ohne ein Wort zu sprechen, und erst als die Sterne schon am lichtblauen Nachthimmel blitzten und das Land längst aus ihrem Gesichte entschwunden war, fuhr sich der alte Georgaki mit der gebräunten Hand über das Gesicht, als sei ihm etwas in's Auge geflogen, und sagte: Kommt, Kinder, kommt hinab in die Kajüte, ich will Euch von unserer neuen Heimath erzählen, von der wunderbaren Stadt Venedig, mit ihren stum-

men Lagunen und den schwarzen Gondeln darauf, von der alljährlichen Vermählung des Dogen mit dem Meere und andern dergleichen Sachen, denn du weißt Laskaris, daß ich in meiner Jugend schon einmal in Venedig war. — Hört ihr Kinder, kommt hinab, die Luft weht kühl. — Komm Maria."

Einige Worte über Mädchenerziehung, vom ärztlichen Standpunkte aus.

Von Dr. J. Waldeck.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in den letzten Decennien der Gesundheitszustand der Mädchen und jungen Frauen, namentlich der gebildeten Stände, ein von Jahr zu Jahr sich verschlechternder gewesen. Allgemeine Schwäche, Bleichsucht und die große Anzahl der unter dem weitumfassenden Namen Nervenschwäche, Nervenleiden begriffenen Krankheiten bestätigen diesen Ausspruch, selbst wenn wir von der immer zunehmenden Häufigkeit der Lungenschwindsucht und anderer organischer Leiden absehen. Wie häufig sieht man Mädchen in den Jahren, die eigentlich der Blüthe angehören, kränkelnd und welkend, um wieviel häufiger noch ist das schnelle Altern junger Frauen in den ersten Jahren ihrer Ehe. Wie störend und schädlich namentlich diese letztere Erscheinung in das Familienleben eingreifen muß, ist zu augenfällig, um erst weiter ausgeführt zu werden. Gesundheit ist die erste Bedingung einer glücklichen Existenz, fehlt sie, so ist weder für die Person selbst, noch für jeden andern, der mit ihr in so enger Gemeinschaft, wie die Ehe sie erfordert, lebt, irgend ein Glück zu denken; wie oft wird die Wohlfahrt und der Lebensgenuß einer ganzen Familie durch anhaltendes Kränkeln der Mutter zu Grunde gerichtet! Aber auch das Wohl des Staates wird durch das häufige Vorkommen solcher Verhältnisse gefährdet; von kranken Müttern sind nur ausnahmsweise gesunde Kinder zu erzielen, und die immer zunehmende Schwäche nachwachsender Generationen droht dem Staate mit einer Verderbniß seiner Bürger, der er nicht ruhig entgegensehen darf, weil sie seine Wohlfahrt gefährdet.

Es möchte also weder uninteressant noch unwichtig sein, die Gründe dieses Uebelstandes aufzusuchen, und nach den Mitteln, durch die er beseitigt werden könnte, zu forschen. Zwar wäre, um dieses gründlich zu thun, ein ganzes Buch erforderlich, doch sind wir zufrieden, wenn das hier Gebotene auch nur hinlänglich ist, eine Anregung zum Nachdenken und Erkundigen zu geben, was bei wichtigen Volksangelegenheiten stets eine Hauptaufgabe für Volkstalenter sein sollte.

Die Ursachen des häufigen Erkrankens junger Mädchen und Frauen

müssen in dem vorangegangenen Leben dieser gesucht werden, also in der Erziehung des weiblichen Geschlechts und in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen desselben während der Jugendjahre.

Kann es nun wohl etwas Bessere geben als die Mädchenerziehung, wie sie in den gebildeteren Ständen fast überall ist? Es scheint, als wolle man die weibliche Jugend nicht zu Frauen und Müttern, sondern zu Gesellschaftsdamen und Gouvernanten heranzubilden. Die Natur und der Charakter der Frau begründen das Glück der Ehe, und sind, eben als Urheber des Familienglücks, die wichtigsten Quellen eines gesunden Staatslebens; was thut die Erziehung sie zu wecken und zu stärken? Nichts, wohl aber tritt sie ihnen oft feindlich entgegen, weil sie alles vernachlässigt, was Kraft und Gesundheit erzeugt, und vieles begt, was diese untergräbt, so daß diese nöthigsten Eigenschaften in den Jahren, wo die Anstrengungen und Lasten des Lebens beginnen, gewöhnlich schon zu den verlorenen Gütern gehören. Zwei große, wichtige Mängel treten bei der Mädchenerziehung, vom ärztlichen Standpunkte angesehen, in den Vordergrund: Uebermaß und falsche Richtung der geistigen, und gänzlicher Mangel aller körperlichen Erziehung; fassen wir sie beide etwas näher ins Auge.

Die Kultur des Weibes gibt fast überall den richtigen Maßstab für die des Volkes überhaupt. Wenn auch Achtung und Verehrung des Weibes von Seiten des Mannes sich bei ganz rohen Völkern z. B. den alten Deutschen in hohem Grade vorfinden, so zeigt uns doch die Geschichte deutsche Bestrebungen zur Bildung der Frauen nur da, wo die Kultur des Volkes eine für die Zeit hervorragende war; die Einrichtung der Mädchenschulen bei den Westgothen in Spanien war eben so ein Beweis ihrer bereits vorgeschrittenen Kultur, wie ein Hebungsmittel derselben. Es wäre daher das Unternehmen eines Thoren, den Werth der geistigen Erziehung des Weibes herabzusetzen, es bewiese nur den niedrigen Bildungsstand des Mannes, der ihn für den großen, allgemeinen Vortheil, so wie für den eigenen Genuß, den ihm die gebildete Frau gewährt, blind machte; aber auf Kosten der körperlichen Gesundheit darf diese Bildung nicht erzielt werden, sonst löst sie sich selbst auf.

Denn nur im gesunden Körper ist ein gesunder Geist möglich, die Erscheinung ausgezeichneter Leute mit schwächlichem, fränklichem Körper, widerspricht diesem Satze nicht, denn ein Mal machen Kenntnisse und Talente noch nicht die Gesundheit des Geistes aus, und zweitens ist jene Kränklichkeit oft erst die Folge der in späteren Jahren stattgefundenen größeren geistigen Anstrengungen. Geistige Gesundheit bedingt freie, humane Weltanschauung, Pflichttreue, Festhalten an der gewonnenen Ueberzeugung, kurz Charakter. Wie aber kann die Anschauung der Welt frei und human sein, wenn die Einwirkung körperlicher Leiden das geistige Auge stets trübt? Wie kann der seiner Pflicht treu sein, dem Schmerzen stets den egoi-

fischen Gedanken an die eigene Person herborrufen? Wie ist ein Festhalten und Ausführen des für wahr Erkannnten möglich, wo ein wechselnder Gesundheitszustand Launen und ein stetes Schwanken der Meinung erzeugt, und es zu keiner Ueberzeugung kommen läßt? Es ist klar, ohne körperliche Gesundheit ist keine geistige möglich, thut daher die geistige Erziehung der körperlichen Eintrag, so untergräbt sie sich selbst, so beraubt sie sich des Bodens, auf dem sie einzig gedeihen kann, der Quelle, aus der allein sie die nöthige Nahrung zu schöpfen vermag. Nun zum Beweise, daß dieses bei der geistigen Erziehung unserer Mädchen der Fall ist.

Wir behaupten, daß bei derselben zuvörderst ein Uebermaß stattfindet. Schon im frühesten Kindesalter werden die zarten Mädchen den Spielen und der gesunden Bewegung entzogen, um sie, man verzeihe den Ausdruck, einer Dressur zu unterwerfen. Es schmeichelt den Eltern, die lieben Kleinen Verse zierlich deklamiren, Vokabeln rezitiren, oder wohl gar in einer oder mehreren Sprachen sich ausdrücken zu hören, und man vergißt dabei, daß diese für das jugendliche Alter übertriebenen geistigen Anstrengungen nur auf Kosten des körperlichen Gedeihens gemacht werden können. Mit dem sechsten Jahre beginnt dann der eigentliche Unterricht, und tritt ein Uebermaß der Anstrengung auch in Bezug auf die der Arbeit gewidmete Stundenzahl ein. Was die Schule und die Arbeiten für dieselbe an Zeit übrig lassen, das wird auf Privatunterricht in fremden Sprachen und in der Musik und auf anstrengende Handarbeiten verwandt; der Mangel an Bewegung und die anhaltende Anstrengung der geistigen Kräfte hindern das Gedeihen des vegetativen Lebens, die Ernährung und Kräftigung des Körpers; die schlechte Körperhaltung und die ungesunde Luft, die den größeren Theil des Tages nicht zu vermeiden, treten dem Wachsthum und der Ausbildung einzelner Organe, namentlich der Lungen, entgegen, und rufen jene Bilder des Storchthums hervor, wie wir sie leider zu häufig unter unseren Mädchen von 13 Jahren, kurz vor dem Beginne der Pubertät, erblicken. Und jetzt in diesem Abschnitte des Lebens, in dem eine neue Sphäre dem Individuum sich erschließt, eine neue Thätigkeit im Körper beginnt, deren Entwicklung, wenn sie ungehört erfolgen soll, die Ruhe eines fast pflanzlichen Lebens erfordert; jetzt lassen die geistigen Anstrengungen nicht etwa nach, nein sie wachsen, und es gesellen sich ihnen neue krankhaft aufregende Momente zu. Der in dieser Periode den Mädchen eigentümliche Hang zum Träumen, die unbefümmte, ziellose Sehnsucht, die sie in diesen Jahren empfinden, vereint mit dem Bedürfnis, das die bereits vorgeschrittene geistige Bildung erzeugt, treiben sie zur Lektüre, mit der dann jede von der Arbeit freie Zeit ausgefüllt wird. Selbst die vorzüglichste Wahl der Bücher vorausgesetzt, so ist doch Niemand im Stande zu ermessen, was alles in dieser Zeit den sich erschließenden Geist des

Mädchens aufzuregen, seine Phantasie zu erhitzen und so die Entwicklung durch Entziehung der nöthigen Ruhe zu hemmen im Stande ist. Wer irgend unsere Mädchen in den bezeichneten Jahren mit unbefangenen Auge beobachtet hat, der wird diese Schilderung treu finden, und sicher gestehen, daß gerade die befähigteren, die geistig begabteren durch diese wahrhaft mißhandelnde Erziehung jene körperliche Frische und Gesundheit einbüßen, die durch eine reiche blühende Phantasie, und durch schnelle, reizende Geistesbeweglichkeit nicht ersetzt werden. Und nun, wie wenigen nur wird diese Entschädigung für die Einbuße der Gesundheit zu Theil! Eben nur den von der Natur Bevorzugten, die ohne Treibhauskultur, wenn auch später, dennoch zur Entfaltung ihrer reichen geistigen Anlagen gekommen, dann in voller körperlicher und geistiger Blüthe nicht durch den ihnen jetzt eigenen Schein des Gemachten, Naturwidrigen entstellt worden wären. Die meisten Mädchen, denen diese Anlagen mehr oder minder fehlen, erndten für den Verlust der Gesundheit nicht ein Mal diesen Schein der Entschädigung, denn sie werden auch in geistiger Beziehung verbildet, weil die Erziehung nicht nur übermäßig, sondern auch verkehrt ist.

Wohl wissen wir, daß es Ausnahmen giebt; manches Mädchen, manche Frau legen durch ihr ganzes Wesen rühmendes Zeugniß für ihre Erzieherin ab, die meisten der sogenannten gebildeten Mädchen aber sind gute, wohlerzogene Puppen, die französisch und englisch sprechen, etwas singen und Fortepiano spielen, und höchstens einen Bulwer'schen Roman verstehen; alles zwar recht gute Zugaben der Erziehung, aber sicherlich doch nicht ihre Aufgabe. Charakter und Urtheil, die Hauptaufgaben derselben, werden durch jene Eigenschaften weder bedingt noch erzeugt, höchstens wird das Gedächtniß dadurch geschärft. Man vergißt ganz, daß Sprachfertigkeit nur ein Bildungsmittel, indem sie den Schlüssel zu manchem Schatz liefert, ist, und daß man alle möglichen Sprachen verstehen könne, ohne dadurch mehr als ein gutes Gedächtniß und Fleiß zu bekunden. Um Gesinnung und Urtheil auszubilden, müßten Geschichte, Literatur, Naturlehre, Physik u. ganz anders gelehrt und gelernt werden, als es jetzt geschieht, wo die Mädchen kaum eine Vorstellung von dem bekommen, was man darin wissen könne, und auch diese ein Jahr, nachdem sie die Schule verlassen, bereits wieder verlieren.

So wäre es also einleuchtend, daß die geistige Erziehung auf Kosten der körperlichen Ausbildung gehandhabt werde, und darum, so wie meistens auch ihrer selbst willen eine verfehlte sei; wir hätten jetzt also nur noch den zweiten der vorher genannten Hauptfehler, den gänzlichen Mangel an körperlicher Erziehung der Mädchen mit einigen Worten zu besprechen.

Man hat in den letzten Jahren wiederum mannigfach auf die Nothwendigkeit körperlicher Uebungen für die Knaben aufmerksam

gem
wie
ung
ein
bes
und
Mä
der
Wi
Mä
selb
tet
geb
verf
dab

find
die
die
dure
perl
dau
Hei
des
bew
dem
Ziel
körp
eigen

stren
min
Kör
dure
tere
zum
turn
tiefe
dran
selb
erreg
verer
perli
gera
drig

gemacht, und in der That werden dieselben täglich mehr und mehr wieder eingeführt, gegen das weibliche Geschlecht aber begeht man die Ungerechtigkeit, sie ihm noch immer vorzuenthalten. Zur Erzielung eines starken, gesunden Menschenstammes ist die Kräftigkeit des Weibes eine nicht minder unentbehrliche Bedingung als die des Mannes, und außerdem wird, wo diese körperlichen Uebungen fehlen, das Mädchen immer noch empfindlicher darunter leiden als der Knabe, der sie durch seine Spiele einigermaßen zu ersetzen im Stande ist. Wirklich ist es auch nur der alte, gewohnte Schlandrian, der den Mädchen körperliche Uebung entzieht, denn aus Grundsatz wird dieselbe nirgends gemißbilligt. So manche besorgte Gouvernante fürchtet zwar, daß die Grazie ihrem Zöglinge durch das Gouvernante fürchten könne, aber diese Furcht ist unbegründet, wie schon Delpech versichert, der die seinen Landsmänninnen eigenthümliche Unmuth dadurch eher vergrößert als verringert werden sah.

Die körperlichen Uebungen, die wir für höchst nothwendig halten, sind das Turnen und das Schwimmen; jenes darf natürlich nur die leichteren Arbeiten umfassen, und dieses bietet noch außerdem alle die Vortheile dar, die das Baden zu gewähren im Stande ist. Nur durch zweckmäßige, nach und nach vermehrte Uebung gedeihen körperliche Kräfte, bilden Anlagen sich aus; Gewandtheit, Stärke, Ausdauer des Leibes, die Folgen solcher Uebungen erzeugen eine gewisse Selbsterkeit und Freudigkeit der Seele, eine Frische und Lebendigkeit des Geistes, die sich jeder Anstrengung gewachsen fühlen, denn Selbstbewußtsein in einer Beziehung erzeugt Selbstvertrauen in jeder andern. Vielleicht ist nichts im Stande, das schon mehrfach genannte Ziel der Erziehung, den Charakter in dem Grade zu stärken, als körperliche Uebungen, und das daraus entspringende Bewußtsein der eigenen Kraft, dem sich dann bald das Vertrauen in dieselbe hinzugesellt.

Durch diese Uebungen würden auch die üblen Folgen des angestrengten, meistens ganz unzweckmäßigen Handarbeitens mehr oder minder ausgeglichen werden. Bei den meisten derselben wird der Körper in eine höchst schädliche, seine Gesundheit und Ausbildung durchaus störende Haltung verfest, und darin mehrere Stunden hintereinander erhalten. Beim Nähen, und noch mehr beim Sticken, zumal am Rahmen, werden Unterleib und Brust auf eine ganz naturwidrige Weise zusammengedrückt, die Athmung, namentlich das tiefere Einathmen dadurch gehindert, die Verdauung gestört, Blutandrang nach dem Kopfe, besonders nach den schon durch die Arbeit selbst angestrengten Augen erzeugt, und so mannigfache Krankheit erregende Momente gegeben, von denen jedes einzelne schon hinreicht, vereint mit dem durch die Arbeit bedingten Mangel an Motion körperliche Leiden zu erzeugen und einwurzeln zu lassen. Es gab vor geraumer Zeit eine weibliche Beschäftigung, seit lange nur den niedrigsten Ständen überlassen, die alle jene gesundheitswidrigen Ein-

flüsse nicht hatte, die eine aufrechte Körperhaltung gestattete, Arme und Füße gleichmäßig beschäftigte, die Augen schonte, und eine dem ganzen Körper sich mittheilende, gleichmäßige Motion unterhielt, — das Spinnen; jetzt aber könnte man sich durch Empfehlung desselben bei unseren Damen nur lächerlich machen, es sei denn, daß es gelänge, ihnen zu zeigen, ein wie liebliches, anziehendes Bild eine schöne Spinnerin ist. Je weniger man aber die Aussicht hat, jene gesundheitswidrigen Arbeiten abzubringen, und gesündere dafür einzuführen, um so nothwendiger sind und bleiben die körperlichen Uebungen, als das einzige Mittel, die durch jene erzeugten Störungen auszugleichen und zu beseitigen.

Wer unserer Darstellung bis hieher gefolgt, der wird es begreiflich finden, daß unsere Mädchen, zum größeren Theile schwächlich und sich in ihrem funfzehnten Jahre Schule und Erziehungsanstalt verlassen, um nun noch einige Jahre in der Gesellschaft zu leben, ehe sie dem ernstern Lebensberufe, den sie in der Ehe finden sollen, sich widmen. Das Gesellschaftsleben ist die hohe Schule, auf der alle jene Krankheitsanlagen ausgebildet werden, auf der jene naturwidrigen Bestrebungen der früheren Jugend ihren Gipfel erreichen. Einzelne jener störenden Einflüsse bleiben, so das meistens fortgesetzte Studium der Sprachen *cc.*, andere nehmen zu, so die anstrengenden, ungesunden Handarbeiten, und die aufregende, die Phantasie erhitze, die Lektüre, von ihnen können wir hier schweigen, da wir ihren Einfluß bereits hinreichend besprochen; aber neue, gefährlichere gesellen sich hinzu, denen wir noch einige Worte widmen müssen.

Wie viele Opfer jährlich dem Tanze fallen, ließe sich allenfalls berechnen, er ist der Sturm, der die schönsten, die zartesten Blüten bricht, die aber von ihm berührt dahin welken, sind unzählbar, und mehr als jene zu bedauern; — der Tod auf dem Gipfel des Glückes, im Rausche des Genusses ist poetischer und befruchtender, als langes Siechthum und zu späte Reue. Es ist eigentlich unnöthig zu sagen, worin diese unheilbringende Macht des Tanzes liegt, jedes Mädchen schaue nur ihre Nachbarin auf dem Balle an. Das leuchtende, brennende Auge, die hohe Röthe des Gesichts, die wogende, keuchende Brust, das Klopfen jeder Ader, verrathen sie nicht hinlänglich den Sturm, der den ruhigen Fluß des Lebens aufwühlt? Sprechen sie nicht mehr, als Worte es vermögen, jene Aufregung aus, die die Harmonie des Lebens trübt und jedes Organ in seiner Thätigkeit stört? Und nun, was sich nicht ansehen läßt, was das Aeußere zuweilen nur verräth, die Borgänge und Bewegungen des Innern, diese fortwährende Unruhe, die erhitze Phantasie, so geschäftig mit glühenden Farben die Gegenwart zum schönsten Bilde für die Zukunft auszumalen! Wie aufstrebend, wie zerstörend wirkt dieses feurige, ziellose Sehnen, das so oft in den Stunden nach dem Balle die nöthige Ruhe von der Ermatteten fern hält.

Man werfe uns keine Uebertreibung vor; freilich paßt diese Schilderung nicht überall, nicht jede Persönlichkeit, nicht jedes Verhältnis ist dieser Steigerung fähig, genug sie findet sich mehr oder minder häufig. Ueberall aber wirken zwei andere Uebelstände ein, die gleichfalls in engem Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Leben ihrer Häufigkeit halber um so unheilbringender sind. Das eine steht mit dem Tanze in naher Verührung, es ist die Unregelmäßigkeit der Ruhe und des Schlafes. Zwar giebt es Naturen, denen es ganz gleichgültig ist, wann sie schlafen, die ohne Schaden eine durchwachte Nacht durch ein Paar Stunden Schlaf am Tage ausgleichen, aber sie gehören zu den Ausnahmen. Wie in allem, so namentlich in der Ruhe verlangt die Natur eine gewisse Regelmäßigkeit und Ordnung, und am wenigsten werden jugendliche, noch in der Entwicklung begriffene Personen diese Ordnung ungestraft überschreiten. Gerade Schlaf und Ruhe befördern am meisten das vegetative Leben, ja sie sind notwendige Bedingungen seines Gedeihens. Wie störend also greift häufiges Durchwachen halber Nächte, dem dann ein unruhiger Schlaf in der zweiten Hälfte folgt, in das pflanzliche Leben des Organismus ein! Wer die Blässe und Abgeschlagenheit, das Kopfweh und die Migräne der jungen Damen am Tage nach der Gesellschaft zu sehen Gelegenheit hat, der wird begreifen, wie nachtbeiligt auf ihre Gesundheit die häufige Wiederholung der in die Nacht hinein fortgesetzten Vergnügungen wirken müsse. Der zweite Uebelstand, den wir als eng verbunden mit dem gesellschaftlichen Leben oben anführten, ist der zu feste Anzug. Das Schnürleib ist ein notwendiger Bestandtheil der Bekleidung des Weibes, es ist durch seinen Körperbau auf dasselbe hingewiesen. Aber es sollte nie zu früh und zu fest getragen werden, es sollte nur, um dem Körper Haltung zu verleihen, nicht um ihn zusammen zu pressen, angewandt werden. Bei Kindern ist es eigentlich eben so überflüssig als schädlich, vor der Entwicklung des Körpers, namentlich des Brustorgans, sollte es nie, und dann stets mit Maaß in Anwendung kommen, die Gesundheit würde dann, freilich auf Kosten der Taille, gewinnen. Das Schnürleib, zu enge angelegt, hindert die Circulation des Blutes und das freie Einathmen, es preßt den Magen ein, und raubt ihm die nöthige Freiheit der Bewegung, wodurch häufig der Grund zu nicht unbedeutenden Störungen der Verdauung gelegt wird; es ist also auf diese Weise ein höchst schädlicher Theil der Bekleidung.

Wir haben so in kurzen Umrißen die Uebelstände bezeichnet, die sich vom ärztlichen Standpunkte aus in der Erziehung und dem gesellschaftlichen Leben der Mädchen entdecken lassen; welches Wunder, daß sie so erzogen, so ausgebildet, den schweren Pflichten der Frau und Mutter nicht gewachsen sind, zumal die üblen Einflüsse des gesellschaftlichen Lebens während der ersten Jahre der Ehe anbauern und sich häufen? Sei es uns jetzt zum Schlusse noch gestattet, mit

den kürzesten Worten anzudeuten, was nach dieser Betrachtung als die nöthwendigste Reform erscheint: Verkürzung des Unterrichts durch späteres Anfangen und früheres Aufhören der Lehrzeit, so wie durch Beschränkung der Stundenzahl, und Ersatz desselben durch belehrendes Gespräch und mäßige Lektüre lehrreicher Bücher; Verminderung und Verbesserung der Handarbeiten; Einführung von Turnen und Schwimmen; Beschränkung des Tanzes und der in die Nacht hinein dauernden Gesellschaften; Aufgeben des zu festen Anzuges durch Vermeiden der maschinenähnlichen Schnürleiber, und thätige Theilnahme der jungen Mädchen an wirthschaftlichen Verrichtungen. Möge das weibliche Geschlecht bedenken, daß hiebon nicht nur sein eigenes, sondern auch das Heil der künftigen Generation abhängt.

Hiermit empfehlen wir uns unseren Leserinnen, und räumen privatim einer jeden ein, daß sie, von den gerügten Uebelsständen frei, eine rühmliche Ausnahme mache.

Die beiden Langschläfer.

Von August Prax.

Wahrhaftig, ich hab's nie geglaubt, daß Jemand dem lieben Herrgott seinen Tag so abstellen könnte, wie's Herr Peter Puff that, und seine Frau Kunigunde. — Der Mann hatte sein hübsches Haus vom seligen Herrn Puff ererbt und die Miethen standen hoch, auch sein Gündchen hatte ihm ein erkleckliches Kapital zugebracht, das er als erste Hypothek schreiben ließ; aber besser für ihn wär's schon gewesen, wenn sie gar nicht in's Haus gekommen wäre, denn es ist so wahr wie

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig!

Ist der Mann auch noch so fleißig

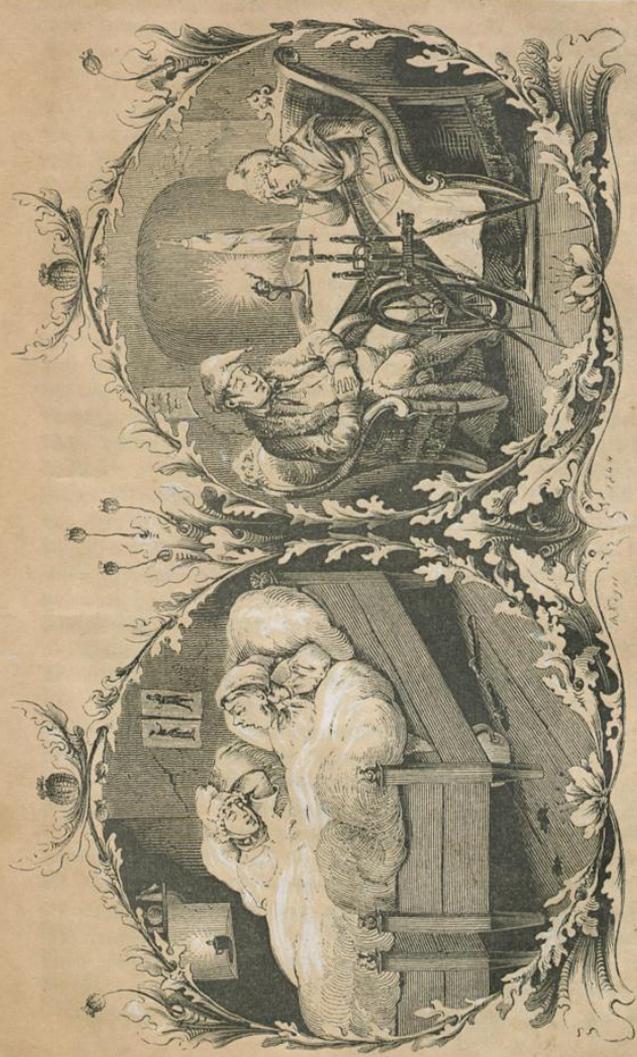
Und die Frau ist liebedlich,

So geht die ganze Wirthschaft nicht.“

Nun, Gündchen war zwar nicht gerade liebedlich, das kann man ihr durchaus nicht nachsagen; aber sie war faul und lag am liebsten im Bette oder auch mitunter auf dem Sopha, mußte dann aber zum wenigsten immer ein Kopfkissen haben, weil ihr die Pferdehaare nicht weich genug waren. Das war nun freilich übel genug für unsern Peter Puff, der auch niemalsen hatte aus den Posen kommen können, wenn ihn seine Frau Mutter nicht mit Gewalt hinausjagte, damit er nicht zu spät zur Schule kommen möchte, und mußte er doch oft genug deshalb an der Thüre stehen. Da hatt' er's

g als
durch
durch
ehren-
erung
i und
hinein
Ber-
nahme
ge das
son-
n pri-
frei,
n lie-
Herr
Mann
ot und
in ein
pothek
wenn
hr wie
das
r faul
f dem
stiffen
waren.
ff, der
wenn
damit
ste er
t' er's

Die Königshater.



Königunde, was dünkt Dich gut?
Wolle mer net noch e Bissele schwitze
Un heut Abend derfür e wenig länger sitze.

Königunde, was dünkt Dich gut?
Wolle mer jetzt net schloße gete,
Un morge früh e Bissele früher derfür auistone?

nu
un
B
un
ge
G
de
ma
ein
ter
äl

wa
B
Lu
dr
fo
fu
ge
ni
vo
da
na
ge
wa

ste
nu
kla
for
lei
hie

St
ost
an
ih
B
ni
seh

nun freilich nicht weit gebracht, als er noch auf Schulen war, und konnte nur nothdürftig seinen Namen schreiben und den Brandenburgischen Kinderfreund lesen, als er eingesegnet wurde, und besonders die Geschichten, die mit lateinischen Buchstaben gedruckt waren, überschlug er jedesmal. Aber was half's! Er war nun einmal ein großer Schlingel geworden, und in dem braunen Leibrock, den ihm der Schneider zur Confirmation gemacht hatte, sah er aus, als wäre er gerade noch einmal so alt und hätte schon damals vor den Traualtar treten können. Das that er aber erst, als er noch fünf Jahre älter geworden, und Vater und Mutter gestorben waren.

Sein Gündchen wohnte ihm damals gerade gegenüber und wenn er so des Morgens um zwölf Uhr aufstand, um seine Pfeife am offenen Fenster zu rauchen und die frische Morgenluft zu genießen, dann konnte er gerade sehen, wie das Mädel drüben das Bett machte, so nett, so weich, und die Falten so sorgsam aus dem Laten strich, daß er eine ordentliche Sehnsucht bekam, einmal in einem Bett zu schlafen, das Gündchen gemacht. — So wurden sie denn Beide getraut, wobei weiter nichts Besonderes vorkam, als daß Herr Peter Puff, als er vor dem Prediger stand, bei der Traurede ein wenig einnickte, da es gerade sehr warm war. Man sagt sogar, daß er beinahe gefallen wäre, wenn ihn seine Schwiegermutter nicht gehalten hätte; das weiß ich indessen nicht bestimmt, aber gewackelt soll er wirklich haben.

Das war nun zwar eine Ehe, die sich Mancher zum Muster nehmen könnte; keine Eifersucht, kein Zank und Streit, nur daß Herr Peter Puff sich mitunter über Gündchen beklagte, daß sie so laut schnarche; aber das war auch Alles, sonst lebten sie wie im Himmel, und es giebt wohl nicht leicht ein schöner Bild häuslicher Eintracht, als wie wir sie hier sitzen sehen, Herrn Puff und seine Frau Geliebste.

Der Geist ist nun freilich oft genug willig; aber das Fleisch ist schwach, und so kam's auch, daß Herr Peter Puff oft, wenn er Abends müde war, wohl den Entschluß faßte, am andern Morgen früher aufzustehen, aber am Morgen fiel ihm wieder ein, wenn er sich so behaglich in dem warmen Bette dehnte, daß es doch wohl besser sei, Abends ein wenig länger aufzusitzen, wenn es galt, eine Rechnung durchzusehen, oder einen Gang zum Zimmermeister, oder auf das

Comptoir der Feuerversicherungsanstalt zu thun, und so ging's Tag aus, Tag ein. — Das hätte aber für ihn ein großes Unglück werden können.

Es war nämlich auch einmal gerade Quartal gewesen und noch dazu um Johannis, wo die Hitze groß war, und Herr Puff wollte hingehen, seine abgelaufene Police zu erneuern; aber in der Mittagssonne zu laufen, war ihm nicht möglich, und als er gegessen, legte er sich, wie gewöhnlich, auf's Sopha hin, ein Stündchen oder ein Paar zu schlummern. Als er aber aufwachte, war es schon sieben Uhr und das Comptoir geschlossen, so daß er den sauern Gang bis auf den anderen Tag aussetzen mußte. — Da bewährte sich aber wieder das alte Sprichwort: was du heut' thun kannst, verschiebe nicht auf morgen.

Es war schon Mitternacht vorüber, und Herr Puff lag mit seiner Frau im Alkoven, wo weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnte. Die Nachtlampe in der kleinen Mauer-nische brannte und flackerte wie gewöhnlich, und die Mäuse spielten lustig wie sonst auf den Dielen umher, als Herr Peter Puff plötzlich durch den Ton des Feuerhorns aufgeweckt wurde. Er rieb sich langsam die Augen, erst das linke und dann das rechte, gähnte, zog die gestrickte Nachtmütze von den Ohren, horchte und stieß endlich seine Frau in die rechte Seite.

„Liebe Kunigunde,“ sagte er.

Die Frau reckte und dehnte sich und rieb die Augen, wie ihr Ehegemahl, und antwortete: „Was willst Du lieber Peter?“

„Ich glaube, es ist Feuer; — denn der Wächter tutet, liebe Kunigunde.“

„Ich glaube das auch, lieber Peter.“

„Willst Du mir einen Gefallen thun, liebe Gundel?“

„Ja, lieber Peter, warum nicht?“

„So fühle doch 'mal die Wand an, ob sie auch nicht warm ist, denn das Feuer möchte doch wohl in der Nähe sein und ich könnte mich erkälten, wenn ich aufstehe.“

Die Frau that alsbald, wie der Mann gesagt; aber die Wand war noch kalt und legten sich Beide auf das andere Ohr, um weiter zu schlafen. Da nun aber der Lärm nicht aufhörte, wurde Peter doch ängstlich und sagte, seine Frau möchte noch 'mal hinfühlen, denn Gundchen hatte ihre Bettstelle an der Wand stehen. Als gehorsame Frau that sie denn

auch, wie ihr Peter befohlen, aber die Wand war kalt, und Beide drehten sich wieder auf die Seite, wo sie vorher gelegen.

Endlich sagte Peter zum dritten Male:

„Kunigunde, fühle doch noch 'mal die Wand an, das ist ja ein fürchterliches Spectakel und will gar nicht aufhören.“

Und Kunigunde that zum dritten Male, wie Peter sagte; diesmal zog sie aber die Hand schnell zurück und antwortete:

„Ja, Peter, jetzt ist sie warm!“

Nun sprangen sie natürlich schnell genug auf, denn verbrennen mochten sie doch nicht, und Gundchen war sogar so eilig, daß sie mit Gewalt ihres Mannes Hosen statt ihres Camisols anziehen wollte, und riß dabei ein großes Loch hinein, das der Schneider zwei Tage nach dem Brande zugenäht hat. Als sie nun aber vor die Thür hinaus traten, stand schon Alles in lichten Flammen, und mit genauer Noth kamen sie noch die Treppen hinunter in den Hof, wo schon die große Spritze angekommen war, und die rüstigen Zimmerleute saßen auf dem Dache und hackten die Sparren und Balken herunter. Das war freilich ein großes Glück, daß die Löschanstalten so schnell bei der Hand waren, sonst wäre das Haus niedergebrannt bis auf den Grund: so gelang's aber, die Flamme zu dämpfen und der Schaden war nicht so sehr groß. Nur der Dachstuhl war herunter gebrannt und das ganze Seitengebäude, wo Herr Peter Puff mit seiner Frau Kunigunde geschlafen, und das kostete ihm doch ein paar tausend Thaler zu repariren.

Die hätte er nun freilich sparen können und nicht nöthig gehabt, eine neue Hypothek aufzunehmen, wenn er nicht so nachlässig und faul gewesen wäre und hätte sein Haus zur rechten Zeit versichert. — Als aber Beide den Abend darauf ihren Abendsegen gebetet hatten, und in die neu gekauften Betten steigen wollten, sagte Herr Peter Puff: „Liebe Gundel, wecke mich doch morgen früh zeitig, damit ich nach der Feuer-Affecuranz gehen kann und die Zeit nicht verschläfe.“ —

Ja, ja; das Sprichwort sagt: durch Schaden wird man klug, aber auch: Jung gethan, alt gewohnt; und Herr Puff ist am anderen Morgen erst Punkt zwölf in das Comptoir getreten und der Buchhalter war schon zum Essen, aber der Commis sagte ihm, er möchte Nachmittag wieder kommen; — weiß aber nicht, ob er wirklich zur rechten Zeit dagewesen ist.

Die Verfassungen der gesammten Europäischen Staaten.

Von W. Stieber.

Erster Artikel.

Die letzten Jahrzehnde sind in der Geschichte besonders dadurch merkwürdig, daß während derselben selbst in den streng monarchischen Staaten den Untertanen eine größere oder geringere Theilnahme an den Geschäften der Regierung verflattet worden ist, und daß sich deshalb in der neuesten Zeit eine größere Zahl von Staatsgrundgesetzen herausgestellt hat, als vielleicht die gesammte frühere Geschichte aufzuweisen vermag. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen dieser Erscheinung näher nachzuforschen; aber so viel steht fest, daß in unseren Zeiten die Verfassungen der Staaten ein ganz besonderes allgemeines Interesse erregt haben. Wir hoffen daher, den Wünschen vieler unserer Leser zu begegnen, wenn wir ihnen eine gebrängte und auch für den Nichtgelehrten faßliche Darstellung der Regierungsformen geben, wie solche in den einzelnen Staaten angetroffen werden. Wegen des beschränkten Raumes dieser Blätter werden wir für diesmal nur die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten liefern; dem übrigen Theile unserer Aufgabe jedoch im nächsten Jahrgange genügen. Ehe wir aber auf die Darstellung der einzelnen Verfassungen selbst übergehen, wollen wir, zur Vermeidung unnützer Wiederholungen, derselben einen kurzen Abriß ihrer gemeinsamen Grundformen vorausschieken.

Sämmtliche Staaten zerfallen zunächst in monarchische und republikanische, je nachdem ein einzelner Fürst oder eine Mehrzahl von Bürgern an der Spitze der Regierung steht. Die republikanische Verfassungsform ist in neuerer Zeit fast völlig verschwunden, und wir finden solche in Europa nur noch in wenigen kleinen Ländern, namentlich in der Schweiz, vor. Die monarchischen Staaten theilen sich, je nachdem die Fürsten derselben ihre Macht mehr oder weniger uneingeschränkt ausüben, in verschiedene Klassen, unter denen die der constitutionellen Staaten zu bemerken ist. In diesen wird die Macht des Souverains durch eine Constitution, d. h. durch ein Staatsgrundgesetz, welches in Uebereinstimmung mit dem Volke gegeben ist und auch nur in solcher abgeändert werden darf, insofern beschränkt, als ein Theil der Regierungsgewalt vom Volke selbst verwaltet wird. Diese Verwaltung bewirkt das Volk in der Weise, daß die ansehnlichen und daher beim Schicksal des Vaterlandes besonders interessirten Bürger als Wahlmänner auftreten und eine bestimmte Anzahl ihrer Genossen als Abgeordnete erwählen, welche dann zu bestimmten Zeiten zusammentreten und sich über die Angelegenheiten des Staates berathen. Die Gemeinschaft dieser Abgeordneten werden

die Landstände oder Kammern genannt, und zwar unterscheidet man in der Regel zwei Klassen derselben, nämlich die erste Kammer, (das Oberhaus, die Pairskammer), welche aus den Abgeordneten des Adels und der Rittergutsbesitzer besteht, und die zweite Kammer, (das Unterhaus, die Deputirtenkammer,) welche aus den Abgeordneten der Bürger und Bauern zusammengesetzt ist. In neuerer Zeit findet man auch in den streng monarchischen Staaten Landstände vor; dieselben haben jedoch hier keine gebietende, sondern nur eine beratende Stimme. Obwohl in den constitutionellen Staaten die Kammern in ihrer Wirksamkeit vom Einflusse des Monarchen völlig unabhängig sind, so steht doch denselben stets das Recht zu, falls er sich mit den Beschlüssen der Kammern nicht einigen kann, sie zu vertagen, d. h. ihre Sitzungen für eine bestimmte Zeit auszusetzen oder sie gänzlich aufzulösen. Zwar müssen dann sofort von Neuem Abgeordnete gewählt werden, es vermag aber der Fürst durch ein derartiges wiederholtes Auflösen der Kammern oftmals die Ansichten derselben mit den seinigen in Einklang zu bringen. Was die Behörden des Staates selbst betrifft, so wählt sich der Fürst gewöhnlich einige Räte, welche ihn bei den ihm persönlich obliegenden Geschäften unterstützen und das sogenannte Cabinet bilden. Zur Besorgung der gewöhnlichen Verwaltungsgeschäfte ist das Land jedesmal in verschiedene Theile getheilt, welche Regierungsbezirke, Provinzen oder Kreise genannt werden. Jedem dieser Theile steht eine bestimmte Behörde vor, welche in der Regel den Namen: Regierung, Collegium oder Kammer (nicht zu verwechseln mit den oben erwähnten Kammern) führt. Außerdem giebt es aber noch eine höhere Klasse von Behörden, welche Ministerien heißen. Diesen wird nur ein bestimmter Zweig der Staatsangelegenheiten, ein sogenanntes Portefeuille zugewiesen, welches sie dann aber im Umfange des ganzen Landes verwalten. Die Zahl derselben ist nach der Masse der Geschäfte verschieden. Die sämtlichen Minister bilden durch ihr Zusammenretren eine besondere und zwar dann die höchste Behörde, welche den Namen des Staatsministeriums führt.

Sämmtliche Staatsbeamten werden durch den Fürsten oder dessen Minister ernannt. Der Fürst selbst wurde früher in einigen Staaten, z. B. in Polen, von dem Volke erwählt; gegenwärtig wird derselbe aber stets durch die Erbfolge bestimmt, indem der Sohn dem Vater auf dem Throne folgt. Hinterläßt ein Fürst keinen Sohn, so kommt sein Bruder oder Brudersohn zur Regierung. Ist auch ein solcher nicht vorhanden, so besteigt der nächste anderweitige Verwandte den Thron. Hat ein Fürst noch nicht das zur Regierung erforderliche Alter erreicht, so tritt an seine Stelle eine Regentenschaft, welche bald aus einem einzigen älteren Verwandten des Thronerben, bald aus mehreren Ministern besteht. In den meisten Staaten können nur männliche Personen zur Regierung gelangen, in manchen derselben sind aber auch Prinzessinnen thronfähig. Die Bestimmungen, nach welchen die persönlichen und

Vermögens-Verhältnisse des fürstlichen Hauses geregelt werden, nennt man die Hausgesetze desselben.

Zum Schlusse dieser Einleitung theilen wir unseren Lesern noch die Erklärung einiger Kunstausdrücke mit, deren wir uns in den nachstehenden Zeilen zuweilen werden bedienen müssen.

Unter Budget versteht man eine Zusammenstellung der Gesamteinnahmen und Ausgaben eines Staates; unter der Thronrede denjenigen Vortrag, welchen der Regent bei der Eröffnung der Kammern an dieselben hält; unter Landtagsabschied denjenigen Vortrag, mit welchem er die Sitzungen eines Landtags schließt. Die Gemeindeordnung eines Landes enthält diejenigen Bestimmungen, nach welchen das Vermögen der einzelnen Stadt- und Dorfgemeinden und die gewöhnlichen Ortsangelegenheiten derselben verwaltet werden sollen. Unter der Civilliste versteht man diejenigen Summen, mit welchen der Staat aus seinen Einkünften die Bedürfnisse des regierenden Hauses befriedet. Schatullengüter sind solche, welche dem Regenten oder seiner Familie gehören; Domainen sind Güter, bei welchen der Staat in Gemeinschaft mit dem Fürsten die Stelle des Gutsbesizers vertritt.

Wir beginnen nunmehr mit dem deutschen Bunde und lassen die einzelnen Bundesstaaten in alphabetischer Reihe folgen.

Der deutsche Bund. — Die Fürsten Deutschlands stifteten, nachdem sie besonders durch die Freiheitskriege zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß Deutschlands Heil nur in einem kräftigen Zusammenwirken der vielen einzelnen Bestandtheile desselben gefunden werden könne, durch die Bundesacte vom 8ten Juni 1815 den deutschen Bund, welcher durch die Wiener Schlußacte vom 15ten Mai 1820 bestimmt organisirt worden ist. Durch denselben wurde die große Menge der deutschen Ländergebiete in 34 souveraine Staaten und in die Gebiete der 4 freien deutschen Städte zusammengefaßt. Diejenigen Fürsten, welche nicht Herren eines dieser selbstständigen Staaten waren, wurden unter dem Namen der Standesherrn mediatisirt, d. h. sie behielten zwar ihre Standesrechte, werden aber unter die Oberhoheit eines der anderen Fürsten gestellt.

Der Zweck des deutschen Bundes besteht nach dem Artikel 2 der Bundesacte in der Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Die Maßregeln, durch welche dieser Zweck erreicht werden soll, ergeben sich am deutlichsten aus den nachstehenden Bestimmungen der deutschen Bundesacte, der Wiener Schluß-Acte und des Wiener Beschlusses vom 20. September 1819. Wir lassen diese Bestimmungen ihrer großen Wichtigkeit halber hier größtentheils wörtlich folgen: Alle Mitglieder des Bundes versprechen sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz

zu nehmen und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

Bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen noch einseitig Waffenstillstand oder Friede schließen.

Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen, und, falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, solche durch ein Schiedsgericht zu bewirken, dessen Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben.

Wenn zwischen Bundesmitgliedern Thätlichkeiten zu besorgen oder vorgefallen sind, so ist die Bundesversammlung berechtigt, sofort einzuschreiten. —

In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden.

Die deutschen Bundesfürsten sichern den Unterthanen des Bundes namentlich folgende Rechte zu:

- 1) Grundeigenthum auch außerhalb des Staats, den sie bewohnen, zu erwerben, ohne deshalb im fremden Staat mehr Abgaben zu geben, als dessen eigene Unterthanen.
- 2) Die Befugniß aus einem Bundesstaat ohne Steuern sich in einen andern hinüberzusiedeln, von einem Staat in die Civil- oder Militärdienste des andern zu treten. —

Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten steht den Regierungen allein zu. Als Ausnahme kann jedoch die Mitwirkung der Gesamtheit im Falle einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung stattfinden.

Die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden.

Wenn in einem Bundesstaate der Fall einer Justizverweigerung eintritt und auf gesetzlichem Wege ausreichende Hülfe nicht erlangt werden kann, so liegt der Bundesversammlung ob, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen jedes Landes zu beurtheilende, Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hülfe bei der betreffenden Regierung zu bewirken.

Die im Bunde vereinten Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtung gehindert werden.

Die Bundesversammlung ist nicht berechtigt, sich in Streitigkeiten, welche in Betreff landständischer Angelegenheiten zwischen einem Landesfürsten und seinen Ständen obwalten, zu mischen, bis solche einen aufrührerischen Charakter annehmen.

Jeder Bundesstaat ist für die unter seiner Oberaufsicht erschei-

nenden Druckschriften insofern dadurch die Würde oder Sicherheit anderer Bundesstaaten verletzt, die Verfassung oder Verwaltung derselben angegriffen wird, nicht nur den unmittelbar Beleidigten, sondern auch der Gesamtheit des Bundes verantwortlich.

Schriften, welche in Form täglicher Blätter oder besweise erscheinen, desgleichen solche, welche unter 20 Druckbogen stark sind, dürfen in keinem Bundesstaate von der Censur befreit werden.

Kein Studirender, der von einer Bundes-Universität verwiesen worden, darf auf einer andern Universität zugelassen werden.

Das Organ des ganzen Bundes ist der Bundestag zu Frankfurt am Main, welcher aus Gesandtschaften der einzelnen Staaten besteht. Diese kommen zu bestimmten Zeiten zusammen und entscheiden unter dem Voritze des österreichischen Abgeordneten über die freitigen Angelegenheiten durch Stimmenmehrheit, jedoch in der Weise, daß die Stimmen der größeren Staaten denen der kleineren vorgehen. Sämmtliche deutsche Bundesstaaten unterhalten mehrere Bundesfestungen, welche abwechselnd besetzt werden; und ein Heer von 303,500 Mann.

Die Anhaltinischen Länder.

Dieselben enthalten beinahe 50 □ Meilen mit 150,000 Einwohnern und zerfallen in 3 verschiedene Staaten: das Großherzogthum Anhalt- Dessau, und in die Herzogthümer Anhalt-Cöthen und Anhalt-Bernburg. Alle 3 Länder haben ein gemeinschaftliches Credit- und Schuldwesen, welches von dem jedesmaligen ältesten der regierenden Herzöge verwaltet wird, und stehen auch insofern in enger Verbindung, als ihre Fürsten sich wegen ihrer nahen Verwandtschaft im Falle eines kinderlosen Ablebens gegenseitig beerben. Das Nähere hierüber ist in dem Senioratsrecess von 1635 bestimmt. Die reformirte Religion ist in allen 3 Ländern die herrschende. In jedem derselben finden sich Landstände vor; namentlich haben dieselben in Bernburg einen Einfluß auf die Steuerbewilligung. Die Dessauschen Stände hingegen existiren nur dem Namen nach, da dieselben schon seit vielen Jahren keinen eigentlichen Landtag gehalten haben.

Das Großherzogthum Baden.

Dasselbe enthält etwa 280 □ Meilen mit 1,300,000 Einwohnern, von denen die Mehrzahl der katholischen Kirche angehört, während das regierende Haus selbst evangelisch ist. Es giebt in Baden sorgfältig regulirte Landstände, deren Wirkungskreis durch die Verfassungs-urkunde vom 22sten August 1818 bestimmt wird. In der ersten Kammer sitzen: 1) die Prinzen des Hauses, 2) die Häupter der standesherrlichen Familien, 3) der katholische Landesbischof und der höchste protestantische Geistliche, 4) acht Abgeordnete des grumbherrlichen Adels, 5) zwei Abgeordnete der Universitäten, 6) acht vom Großherzoge aus besonderem Vertrauen ernannte Mitglieder. Als Wahlmänner für die erste Kammer treten alle mindestens 21 Jahre

alte, adlige Besizer von Grundherrschaften, und in Bezug auf die Universitäten sämmtliche ordentliche Professoren auf. Diese können alle diejenigen ihrer Genossen wählen, welche wenigstens 25 Jahr alt sind. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Dörfer. Als Wahlmänner treten für dieselben alle Bürger und Beamte des Wahl-Districts auf, welche das 25ste Lebensjahr zurückgelegt haben. Zum Abgeordneten kann aber nur derjenige erwählt werden, welcher ohne Rücksicht auf den Wohnort, das 30ste Lebensjahr zurückgelegt hat und ein Vermögen von 10,000 Gulden oder eine jährliche Einnahme von 1500 Gulden besitzt. Beamten dürfen nicht von den Wahlmännern desjenigen Orts erwählt werden, in welchem sie ihren Wirkungskreis haben. Die Wahlen erfolgen für beide Kammern auf 6 Jahre, und es muß alle 3 Jahre eine Ständeverammlung stattfinden. Die Gerechtfame derselben bestehen hauptsächlich darin, daß ohne ihre Zustimmung keine Steuern ausgeschrieben, keine Domainen veräußert und die Einkünfte der Civilliste nicht vergrößert werden dürfen; endlich, daß sie das Recht haben, Gesetze vorzuschlagen, Mißbräuche in der Verwaltung der Regierung anzuzeigen, und die Beamten, namentlich aber die Minister wegen Verletzung der Verfassung anzuklagen. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich. Die Pressfreiheit ist in Baden wenig beschränkt, und es dürfen namentlich alle Bücher über 20 Bogen ohne Censur erscheinen. Die Leibeigenschaft und die Frohndienste der Bauern sind aufgehoben. Jeder Eingeborne ist militärpflichtig, kann jedoch einen Stellvertreter einstellen. Die Gemeindeordnung vom 31sten December 1834 vergönnt den Ortsbehörden einen ziemlich selbstständigen Wirkungskreis. Der Staat ist behufs seiner Verwaltung in 4 Kreise getheilt, deren jeder durch eine Regierung und ein Obergericht verwaltet wird. Als höhere Instanz entscheiden die 5 Portefeuilles-Ministerien und das Oberhofgericht zu Mannheim, welches den obersten Gerichtshof des Staates bildet.

Das Königreich Baiern,

enthält gegen 1500 □Meilen mit 4,500,000 Einwohnern. Die herrschende Religion ist die katholische; es haben jedoch alle christlichen Confessionen gleiche Rechte. Der Thron kann auch von weiblichen Regenten eingenommen werden, sobald die männliche Linie erloschen ist. Das Staatsgrundgesetz vom 26. Mai 1818 setzt die einzelnen Rechte der Regierung fest und bestimmt namentlich eine ständische Verfassung. Die erste Kammer, die der Reichsräthe genannt, besteht aus den volljährigen Prinzen, den Kronbeamten, den mediatisirten Fürsten, den beiden katholischen Erzbischöfen, dem obersten protestantischen Geistlichen, dem Präsidenten des protestantischen Consistoriums und 26 Mitgliedern, welche wegen ausgezeichneter, dem Staate geleisteter Dienste erblich oder lebenslänglich vom Könige zu Reichsräthen ernannt werden. Von einer freien Wahl dieser Reichs-

räthe durch ihre Standesgenossen und einer durch dieselben bewirkten Repräsentation derselben ist also hier nicht die Rede, sondern sie werden sämmtlich vom Fürsten bestimmt. Die zweite Kammer jedoch wird wirklich von der Nation gewählt und repräsentirt eigentlich die Gesamtheit derselben mit Einschluß des Adels. Sie besteht zu einem Achtel aus Besitzern adeliger Güter, insofern solche nicht Reichsräthe sind; zu einem Achtel aus Geistlichen beider Kirchen; aus 3 Abgeordneten der Universitäten; zu einem Viertel aus Abgeordneten der Städte und zur Hälfte aus Abgeordneten der Bauern. Die Zahl der Abgeordneten beträgt gegenwärtig etwa 115, ist aber nicht bestimmt, sondern sie richtet sich nach der Zahl der Familien, indem auf 7000 derselben immer ein Abgeordneter gerechnet wird. Die Wahl geschieht in 2 verschiedenen Acten. Zunächst ernennen die unbescholtenen, anfähigen und wenigstens 25 Jahr alten Mitglieder einer jeden Gemeinde oder Corporation einen Wahlmann aus ihrer Mitte, der wenigstens 30 Jahr alt und im Besitze eines Grundstücks von 8000 Thalern Werth sein muß. Für die Geistlichen genügt der Besitz einer selbstständigen Pfarrstelle. Diese Wahlmänner treten dann in den Bezirksstädten zusammen und ernennen aus ihrer Mitte die eigentlichen Abgeordneten. Der Wirkungskreis der Stände besteht in Theilnahme an der Gesetzgebung, Steuerbewilligung, Verwaltung der Staatsschulden und in der Befugniß dem Könige geeignete Wünsche und Vorschläge in angemessener Form vorzutragen, ohne daß aber mit solcher das Recht verbunden ist, die Minister oder deren Beamte in Anklagestand zu versetzen. Die Stände treten alle 3 Jahre zusammen und ihre Sitzungen dauern 2 Monate. Es können aber ihre Beschlüsse nur dann dem Könige vorgelegt werden, wenn beide Kammern über solche einig sind. Die Verhandlungen werden in der Regel amtlich bekannt gemacht. Die Militärpflichtigkeit der Einwohner ist allgemein und dauert vom 21sten Lebensjahre ab 6 Jahre hindurch. Außer dem stehenden Heere giebt es noch Reserve-Truppen und eine Landwehr, welche jedoch innerhalb der Landesgrenzen in Thätigkeit treten. Die Leibeigenschaft ist abgeschafft und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Erlöschen begriffen. Die Pressfreiheit ist ziemlich beschränkt, wenigstens in Beziehung auf alle periodischen Schriften politischen und statistischen Inhalts. Die höchste Behörde des Staats ist der durch das Edict vom 25sten December 1828 eingerichtete Staatsrath, welcher aus den Prinzen, den Ministern, den Kronbeamten, dem Feldmarschall und 6 Staatsräthen besteht. Das Ministerium ist in 5 Portefeuilles getheilt: des königlichen Hauses und des Aeußeren, der Justiz, des Innern und des Cultus, der Finanzen, und des Krieges. Außerdem ist noch für die Interessen der evangelischen Kirche ein Generalconsistorium eingerichtet. Für jeden der 8 Kreise besteht eine Regierung zur Verwaltung der gesammten innern Angelegenheiten, ein Generalcom-

missarius zur Ausführung aller Befehle der Behörden und eine Finanzdeputation zur Regulirung der Abgaben. Die Verhältnisse des Staates zum Papste sind durch das Concordat vom 5ten Juni 1817 geordnet, nach welchen 2 Erzbischthümer (zu München und Bamberg) und 6 Bischthümer bestehen. Die vielen verschiedenartigen Bestandtheile, aus welchen Baiern zusammengesetzt ist, haben große Verschiedenheit in dem Rechtszustande der einzelnen Ortschaften hervorgebracht, so daß in Baiern über 50 verschiedene Gesetzbücher gelten. Gegenwärtig ist man mit Abfassung gemeingültiger Gesetzbücher beschäftigt.

Das Herzogthum Braunschweig.

Braunschweig enthält etwa 70 □ Meilen mit 250,000 Einwohnern. Herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, in welcher der Herzog die oberste Kirchengewalt ausübt. Erbsicht der Mannesstamm des regierenden Hauses, so geht die Regierung auf die weibliche Linie über. Braunschweig besaß schon seit langen Jahren eine ständische Verfassung, als durch die im Jahre 1830 erfolgte Vertreibung des Herzogs Carl die Entwerfung eines neuen Staatsgrundgesetzes, welches den Namen „der neuen Landschaftsordnung vom 18. October 1832“ führt, veranlaßt wurde. Nach diesem werden die gesammten Stände durch eine gemeinsame Kammer repräsentirt, welche aus 48 Abgeordneten besteht. Von diesen werden zehn aus den Rittergutsbesitzern, 12 von den Städten und 10 von den Bauern gewählt. Die übrigen 16 werden auf eine ganz eigenthümliche Weise, welche in keinem andern Staate vorkommt, bestimmt. Es treten nämlich aus den so eben genannten 3 Standesklassen des Landes eine bestimmte Anzahl von Wahlmännern zusammen und ernennen diese 16 Abgeordnete ohne Rücksicht auf Grundbesitz aus den gebildetsten Männern des Herzogthums. Die Rechte der Stände sind sehr bedeutend. Es steht ihnen die Steuerbewilligung, ein Antheil an der Gesetzgebung, die Ernennung zweier Räte des Landgerichts und das Recht der Beschwerdeführung zu, ja sie können sogar ihre eigenen Mitglieder und die Minister, welche jede Verfügung des Landesherrn mit unterzeichnen müssen und für solche verantwortlich sind, anklagen. Für derartige Anklagen wird ein eigener Gerichtshof aus 3 durch das Loos bestimmten Mitgliedern des Ober-Appellationsgerichts zu Wolfenbüttel und 4 Mitgliedern des Landgerichts gebildet, von denen 2 durch die Regierung und 2 durch die Kammer gewählt werden. Die Kammer hat auch das Recht, sich unter gewissen Umständen ohne landesfürstliche Berufung zu versammeln; namentlich findet dies statt, wenn dem Lande eine plötzliche Gefahr droht, das Landesgrundgesetz verletzt oder der Landtag nicht binnen 3 Jahren berufen wird. Löst der Herzog die Kammer auf, so muß er sofort binnen 6 Monaten neue Abgeordnete berufen. Die Sitzungen sind nicht öffentlich. Bei Streitigkeiten über die Auslegung des Staatsgrundgesetzes entscheidet das Ober-Appellationsgericht

zu Wolfenbüttel als einzige Instanz. Während der Zeit, in welcher die Kammer nicht versammelt ist, vertritt ein aus 7 Mitgliedern bestehender ständischer Ausschuss die Stelle derselben. Die Censur ist sehr mild und die Pressfreiheit daher wenig beschränkt. Alle Einwohner des Landes haben ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Verhältnisse denselben Gerichtsstand. Eben so hat der Fiscus den Privatpersonen gegenüber keine Vorrechte. Die Patrimonial-Gerichtsbarkheit ist aufgehoben. Zum Militärdienst ist jeder Einwohner verpflichtet; eine Verstärkung des Heeres kann aber ohne Einwilligung der Stände nicht erfolgen. Die oberste Landesbehörde ist das Staatsministerium, welches aus 3 Geheim-Räthen zusammengesetzt ist.

Die freie Stadt Bremen.

Dieselbe enthält ein Gebiet von $4\frac{1}{2}$ Meilen und 60,000 Einwohnern, welche meistens der protestantischen Religion zugethan sind. Die höchste vollziehende Behörde ist der Senat, welcher aus 4 Bürgermeistern, die sich halbjährig im Voritz abwechseln, aus 2 Syndicus und aus 25 Senatoren besteht, die sich durch eigene Wahl ergänzen und von denen wenigstens 7 Kaufleute sein müssen. Derselbe übt die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit dem Bürgerconvente aus, welcher aus den angesehensten Kaufleuten und Eigenthümern der Stadt gewählt wird. Bei besonders wichtigen Angelegenheiten wird eine Versammlung sämmtlicher steuerpflichtigen Bürger berufen, welche den bescheidenen Namen der „Weisheit“ führt.

Das Königreich Dänemark.

Dasselbe gehört nur wegen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg zum deutschen Bunde. Herrschende Religion ist die lutherische. Der König wird schon mit dem 14ten Jahre mündig. Der Thron kann auch von weiblichen Regenten eingenommen werden. Der König ist vollkommen unumschränkter Monarch. Es besteht zwar nach dem neuen Verfassungsgesetze vom 15ten Mai 1834 eine Art von Landständen; dieselben haben aber nur eine beratende Stimme und können nach dem Gutdünken des Königs berufen, vertagt oder entlassen werden. Nur für die zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümer des Landes besteht eine etwas ausgebildete ständische Verfassung. Aber auch hier besteht der Wirkungskreis des Landtages hauptsächlich nur in der Verwaltung der Communalangelegenheiten und in der Vertheilung der Steuern, außerdem jedoch noch in dem Rechte, beim Könige Beschwerde zu führen. Die Pressfreiheit ist beschränkt. Die Bauern sind, wenn auch die Leibeigenschaft aufgehoben ist, doch von den Gutsbesitzern noch sehr abhängig. Der Adel und die Geistlichkeit besitzen bedeutende Güter und Vorrechte. Die höchste Staatsbehörde ist der Geheime Staatsrath, welcher unter dem Voritze des Königs, aus den Prinzen und den Ministern besteht. Die Staatsschuld ist verhältnismäßig sehr bedeutend, deshalb ist die Bank seit dem Jahre 1819 Eigenthum der Grundbesitzer

des Staates und wird durch Abgeordnete derselben öffentlich verwaltet, durch welche Maßregel sich der Credit des Landes bedeutend verbessert hat. Das Landesgesetzbuch stammt zwar schon vom Jahre 1683 her, dennoch aber zeichnet sich die Rechtspflege durch schnelle und sorgfältige Entscheidungen vortheilhaft aus.

Die freie Stadt Frankfurt am Main.

Das Gebiet derselben beträgt ungefähr 13 □ Meilen mit 66,000 Einwohnern. Das Oberhaupt der Stadt bilden die beiden Bürgermeister. Dieselben werden jährlich vom Senate gewählt, der aus 42 Mitgliedern zusammengesetzt ist. Außer diesen giebt es noch eine Art von Ständerversammlung, welche aus 51 Abgeordneten der Bürgerschaft besteht. Soll ein neues Gesetz gegeben werden, so treten 20 Senatoren, 20 Mitglieder des Bürgerausschusses und 45 von Bürgern gewählte Abgeordnete zusammen und bilden den sogenannten gesetzgebenden Körper, welcher das höchste Organ des gesammten Staats ist.

Die freie Stadt Hamburg.

Dieselbe ist die größte unter den freien deutschen Städten, denn sie besitzt 7 □ Meilen mit 160,000 Einwohnern. Die oberste Behörde ist der Senat, welcher aus 4 Bürgermeistern, und 24 Rathsherrn besteht. Die meisten derselben müssen Doctoren der Rechte sein; 4 Syndic und 4 Stadtsecretaire fungiren als die executiven Beamten des Senats. Derselbe hat aber bei wichtigen Angelegenheiten den Bürgern gegenüber keine entscheidende Stimme, sondern bedarf überall der Zustimmung derselben. Zu diesem Behufe ist die gesammte sogenannte erbgeessene Bürgerschaft in mehrere Collegien getheilt, das größte derselben ist das Collegium der Hundertachtziger, zu welchem jedes der 5 Kirchspiele 36 Abgeordnete stellt. Aus der Gesammtheit dieser wird das Collegium der Sechsziger, und aus diesen wieder das der 15 Oberalten erwählt. Zur Entscheidung der Rechtsangelegenheiten bestehen in Hamburg mehrere Gerichtshöfe, deren oberste Instanz das den freien deutschen Städten gemeinsame Oberappellationsgericht zu Lübeck bildet. Die Militärmacht ist nicht unbedeutend, indem die Bürgergarde aus nahe an 10,000 Soldaten besteht.

Das Königreich Hannover.

Es enthält 700 □ Meilen mit 1,700,000 Einwohnern. Die herrschende Religion ist die evangelische, mit welcher aber die römisch-katholische gleiche politische Rechte hat. Andere Religionssecten dürfen nur Privatgottesdienst halten; doch steht es dem Könige frei, auch ihnen politische Rechte beizulegen. Das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 wurde durch den gegenwärtigen König bei seiner im Jahre 1837 erfolgten Thronbesteigung in seiner Gütigkeit angegriffen und durch ein neues vom Jahre 1840 datirtes Landesgesetz ersetzt. Nach diesem, dessen Einführung mancherlei Zwistigkeiten zwischen der Regierung und dem Lande verursachte, besteht ein aus 2 Kammern

zusammengesetzter Landtag. In der ersten Kammer sitzen die Prinzen, die Standesherrn, die höchsten Staatsbeamten, ein vornehmer evangelischer Geistlicher, ein vom Könige erwähltes Mitglied und 35 Abgeordnete der Gutsbesitzer. In der zweiten Kammer sitzen 10 Deputirte in Betreff der geistlichen Angelegenheiten, 36 Deputirte der Städte, 39 der Bauern. Die Wahlen erfolgen durch Wahlmänner, welche zu Wahlkollegien zusammentreten. Diese dürfen für die Klasse der Grundbesitzer nur solche Deputirte ernennen, welche in ihrem Bezirk ansässig sind; die übrigen Deputirten können ohne Rücksicht auf ihren Wohnort erwählt werden. Jeder derselben muß mindestens 25 Jahr alt sein, und als Grundbesitzer der ersten Kammer 600 Rthlr., als solcher der zweiten 300 Rthlr., als Staatsbeamter 600 Rthlr., als Gemeindebeamter 400 Rthlr. und als Gewerbtreibender 1000 Rthlr. jährliche Einnahme haben. Alle Jahre findet ein Landtag statt und zwar bei der zweiten Kammer mit öffentlichen Sitzungen. Die Rechte der Stände sind gegen früher beschränkt. Sie haben eine Mitwirkung nur beim wesentlichen Inhalt der Gesetze. Eine Erhöhung der Abgaben bedarf zwar der Zustimmung der Stände, aber die Verwaltung der Domänen und Regalien hängt allein vom Könige ab; eben so die Erlassung der Militärstrafgesetze. Die königliche und Staatskasse sind daher durchaus von einander getrennt. Die Minister sind allein dem Könige verantwortlich; dieselben brauchen daher die Verfügungen desselben nicht mit zu unterzeichnen und können von den Ständen nicht angeklagt werden. Eine directe Controlle der Finanzen steht den Ständen nicht zu, sie haben aber das Recht, einige der Mitglieder des Schatzkollegiums unter königlicher Genehmigung zu wählen. Diese ständischen Mitglieder des Schatzkollegiums haben auch das Recht bei einer Verletzung der Verfassung sofortige Berufung der Stände zu verlangen oder den Schutz des deutschen Bundes in Anspruch zu nehmen. Das Ministerium ist in 6 Portefeuilles getheilt: — der Justiz — des Cultus — der Finanzen — des Innern — der auswärtigen Angelegenheiten — und des Krieges. Neben den Ministrien besteht der Staatsrath als höchste Landesstelle, welchem hier auch vollziehende Macht beigelegt ist.

Das Kurfürstenthum Hessen.

Dasselbe besteht aus 209 □ Meilen mit 700,000 Einwohnern, welche, sowie das regierende Haus, lutherischen Glaubens sind. Prinzessinnen dürfen den Thron nicht einnehmen. Das Staatsgrundgesetz vom 3ten Januar 1831 beschränkt die Rechte des Monarchen durch die Wirksamkeit der Stände sehr bedeutend. Diese bilden eine Kammer, welche aus den Standesherrn, 8 Abgeordneten des Adels, 16 Abgeordneten der Städte und 16 Abgeordneten der Dörfer besteht. Die Hälfte der Deputirten einer jeden Standesklasse muß ein bestimmtes Vermögen besitzen. Die andere Hälfte kann frei gewählt werden

aus unbescholtenen 30 Jahr alten Einwohnern des Staats. Die Wahlen geschehen auf 3 Jahre, während welcher Zeit die Stände wenigstens einmal berufen werden müssen. Sie können nicht länger als 3 Monate vertagt werden, und treten bei einem Regierungswechsel von selbst zusammen. Sie haben das Recht der Steuerbewilligung, der Gesetzgebung, der Beschwerde und der Anklage gegen die Minister. Auch darf das regierende Haus ohne ihre Zustimmung über die Domainengüter nicht disponiren. Wird jemand wegen Verletzung der Verfassung bestraft, so hat der Fürst kein Begnadigungsrecht. Jeder Waffenfähige bis zum 50sten Jahre ist, jedoch nach sehr milden Grundsätzen, militärpflichtig.

Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt.

Dasselbe enthält 154 □Meilen mit 800,000 meist protestantischen Einwohnern. Auch Prinzessinnen sind thronfähig. Es bestehen von alten Zeiten her Landstände, welche durch die Verfassungsurkunde vom 19ten December 1820 von neuem regulirt worden sind. Nach dieser giebt es 2 Kammern; dieselben stimmen aber, wenn sie über ein Gesetz uneinig sind, gemeinschaftlich ab. In der ersten Kammer sitzen die Mitglieder des hohen Adels, der oberste katholische und evangelische Geistliche des Landes, der Kanzler der Universität Gießen und 10 vom Großherzoge zu lebenslänglichen Mitgliedern ernannte Staatsbürger. Die zweite Kammer besteht aus 6 Deputirten der adeligen Gutsbesitzer und aus 44 Deputirten der Städte und Dörfer. Die zweite Kammer bildet daher hier, wie in Baiern, die eigentliche Repräsentation des Landes, und die erste Kammer gleicht mehr einem Staatsrathe, als einem ständischen Ausschusse. Die Stände haben das Recht der Steuerbewilligung, der Gesetzgebung, der Beschwerde über die Staatsdiener und der Bestimmung der Civilliste. Alle 3 Jahre tritt der Landtag zusammen, seine Sitzungen sind öffentlich.

Die Landgrafschaft Hessen-Homburg, enthält nur $7\frac{3}{4}$ □Meilen mit 23,000 Einwohnern. Die herrschende Religion ist die evangelische. Die Verfassung ist rein monarchisch, ohne Stände. Die oberste Behörde ist der Geheime Rath.

Das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen.

Es enthält zwar nur $6\frac{1}{2}$ □Meilen mit 21,000 Einwohnern, zeichnet sich aber dennoch durch eine sehr sorgfältig geregelte Verfassung aus, welche sich schon aus dem Jahre 1798 herschreibt und im Jahre 1835 nochmals anerkannt wurde. Die aus einer Kammer bestehenden Landstände versammeln sich alle Jahre und haben das Recht, die Kassenverwaltungen zu prüfen, die Steuern auszusprechen, bei der Gesetzgebung mitzuwirken und Beschwerden zu erheben. Die Anzahl der Deputirten beträgt 12. Die Wahl geschieht in der Weise, daß je 10 Bürger einen Wahlmann stellen. Die eine Hälfte dieser Wahlmänner muß ein bestimmtes Vermögen besitzen, die andere Hälfte kann beliebig gewählt werden.

Das Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen.

Es enthält 18 $\frac{1}{2}$ □Meile mit 48,000 meist katholischen Einwohnern. Von Alters her bestanden schon ständische Ausschüsse. Durch einen Vertrag mit der Regierung kam das Staatsgrundgesetz vom 11. Juli 1833 zu Stande. Nach diesem besteht die Ständeversammlung aus dem Adel, aus den Abgeordneten der Geistlichkeit und 14 Deputirten der Gemeinden. Die Rechte und die Wahlart derselben sind in ähnlicher Weise bestimmt, als bei dem vorübergehenden Fürstenthume, nur sind hier die Minister dem Volke verantwortlich. Die Sitzungen des Landtages finden alle 3 Jahre statt und sind öffentlich. Während des Zeitraums von einem Landtage zum andern besorgt ein Ausschuß die Geschäfte desselben. Der höchste Gerichtshof ist für beide Fürstenthümer das Württembergische Ober-Tribunal.

Das Fürstenthum Liechtenstein.

Dasselbe ist nächst Frankfurt am Main der kleinste deutsche Bundesstaat, denn es enthält nur 2 $\frac{1}{2}$ □Meilen mit 6000 katholischen Einwohnern. Durch das Gesetz vom 9ten November 1818 ist eine landständische Verfassung eingerichtet. Nach dieser besteht die Kammer aus 3 Deputirten der Geistlichkeit, und sämmtlichen Richtern und Secelmeistern aller Gemeinden, nebst denjenigen Unterthanen, welche 30 Jahre zählen, verträglichler Gemüthsart sind und wenigstens 2000 Gulden jährliche Steuern entrichten. Die Versammlungen dieser Deputirten finden zwar alle Jahre statt, dieselben haben aber nur eine durchaus beratende und keine entscheidende Stimme.

Das Fürstenthum Lippe-Deimold.

Es enthält 23 □Meilen und 90,000 Einwohner. Die reformirte Kirche ist die herrschende. Das Staatsgrundgesetz vom 6. Juli 1836 schreibt eine landständische Verfassung vor. Der Landtag besteht aus 2 Kammern, hier Kurien genannt. In der ersten sitzen 7 Deputirte, die Gutsbesitzer, welchen der Fürst noch einige andere hinzufügen kann. In der zweiten 7 Abgeordnete der Städte und eben so viel der Bauern. Diese letzteren müssen 30 Jahre zählen, ein Grundeigenthum von 3000 Rthlr. Werth besitzen und ihre Gedanken schriftlich auszudrücken im Stande sein. Nahe Verwandte dürfen nicht zu gleicher Zeit gewählt werden. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung, aber nicht das der Beschwerdeführung und der Anklage. Ein Ausschuß desselben bildet unter dem Vorstehe eines Regierungsmitgliedes das Landkassen-Administrations-Collegium, welches jährlich alle Kassenrechnungen durchsieht und abnimmt.

Das Fürstenthum Lippe-Schaumburg.

Es enthält 10 □Meilen mit 20,000 Einwohnern, welche meist protestantischen Glaubens sind. Die Verordnung vom 15. Januar 1816 schreibt auch hier einen Landtag vor, welcher aus sämmtlichen Besitzern adliger Güter, 4 Abgeordneten der Städte und 7 Abge-

ordn
das R
Zheil
zubring

Di
testant
Moisel
und 1
schaft
Hältnis
welche
nat an
Bürge

D

Da
letztere
zahl ist
dieselbe
regiert
besitzen
vom L
fassung
nigfach
aber a
Bauern
selben
Meckle
ber 18
dem U
Schied
terhän
gehobe
Zu W
pellatio

Da
diesen
katholi
1814
mern
sieht a
besitzer
deput

ordneten der Bauern besteht, die sich jährlich versammeln. Sie haben das Recht die Kassenverwaltung zu controlliren, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, die Steuern zu bewilligen und Beschwerden anzubringen.

Die freie Stadt Lübeck.

Dieselbe enthält 50,000 Einwohner auf $6\frac{3}{4}$ □ Meilen. Die protestantische Religion ist die herrschende, Juden dürfen nur im Dorfe Moisling wohnen. Der Senat, welcher aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathsherrn besteht, ist die höchste Behörde. Die Bürgerschaft ist in 12 Collegien getheilt, welche durch die Standesverhältnisse ihrer Mitglieder bestimmt werden. Nur solche Personen, welche zu einem der 7 obersten Collegien gehören, dürfen in den Senat aufgenommen werden. Bei einer gemeinsamen Beratung der Bürgerschaft hat aber jedes Collegium eine gleich wichtige Stimme.

Die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.

Das erstere enthält 500,000 Einwohner auf 224 □ Meilen, das letztere 100,000 Einwohner auf 52 □ Meilen. Die Religion der Mehrzahl ist in beiden Großherzogthümern die protestantische. Es werden dieselben von selbstständigen aber nahe verwandten Fürstenhäusern regiert, welche dasselbe Wappen und denselben Titel führen. Auch besitzen beide Großherzogthümer eine schon durch die Real-Union vom Jahre 1523 eingerichtete gemeinschaftliche landständische Verfassung. Nach dieser, welche jedoch durch neuere Vorgänge mannigfach abgeändert ist, besteht für beide Länder eine Kammer, welche aber aus Abgeordneten des Adels und der Städte und nicht der Bauern zusammengesetzt ist. Die Einrichtungen und die Rechte derselben sind noch nicht vollständig geordnet. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat durch die Verordnung vom 23. November 1817 sich bei Streitigkeiten zwischen ihm und den Landständen dem Ausspruche eines nach bestimmten Grundgesetzen zu errichtenden Schiedsgerichts unterworfen. Die Leibeigenschaft und die Gutsunterthänigkeit ist in beiden Ländern zwar seit dem Februar 1820 aufgehoben; der Adel hat aber immer noch bedeutende Vorrechte. Zu Parchim besteht ein für beide Lande gemeinschaftliches Ober-Appellationsgericht.

Das Herzogthum Nassau.

Dasselbe enthält 83 □ Meilen mit 350,000 Einwohnern. Von diesen gehört etwa die Hälfte der evangelischen und die Hälfte der katholischen Religion an. Das Patent vom 1ten September 1814 bestimmt eine landständische Verfassung, welche durch 2 Kammern repräsentirt wird. Die erste, die Herrenbank genannt, besteht aus den Standesherrn und 6 von sämmtlichen adligen Gutsbesitzern gewählten Abgeordneten. Die zweite Kammer, die Landesdeputation genannt, besteht aus 22 Mitgliedern, von denen die

Geistlichkeit 3, die Gewerbetreibenden 3, und die Grundbesitzer 15 erwählen. Der Landtag versammelt sich der Regel nach jährlich. Er hat einen Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, kann die Beamten anfragen und von einzelnen Unterthanen Bittschriften und Vorstellungen zur Untersuchung annehmen. Diese bedeutenden Rechte der Kammern werden dadurch wieder einigermaßen aufgehoben, daß ihre Beschlüsse nur dann Gültigkeit haben, wenn sie beide einig sind, und daß bei einer getheilten Meinung dem Landesherrn die Entscheidung zusteht. Die Sitzungen sind nicht öffentlich, die Verhandlungen werden aber gedruckt. Die Domainengüter sind freies Eigenthum des Fürsten und zu seinem Unterhalte bestimmt, so daß alle Staatsausgaben nur aus den Steuern bestritten werden.

Das Königreich der Niederlande.

Dasselbe enthält 600 □ Meilen mit 3,000,000 Einwohnern und gehört nur wegen des Großherzogthums Luxemburg hierher. Die herrschende Religion ist die reformirte, es steht aber jedem Gottesdienste freie öffentliche Ausübung zu. Der König ist bereits mit dem 18ten Jahre volljährig. Der Kronprinz führt den Titel eines Prinzen von Oranien. In Ermangelung eines Sohnes oder Enkels sind auch die Töchter des Fürsten thronfähig. Die Verfassung des Landes war von jeher constitutionell. Das neueste Staatsgrundgesetz ist vom 24. August 1815. Nach diesem bestehen 2 Kammern unter dem Namen der Generalstaaten. Die erste derselben ist aus 40—60 Mitgliedern zusammengesetzt, welche das 40ste Jahr vollendet haben müssen, vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden, und 3000 Gulden Gehalt bekommen. Die zweite Kammer besteht aus zwei Mitgliedern, von denen in jeder Provinz des Landes eine bestimmte Anzahl auf 3 Jahre gewählt wird. Dieselben müssen 30 Jahre alt, in der betreffenden Provinz wohnhaft und, wenn sie aus Officieren besteht, wenigstens Hauptmannsrang bekleiden. Sie beziehen ein jährliches Gehalt von 2500 Gulden. Die Sitzungen der Kammern finden jährlich statt und werden abwechselnd in verschiedenen Städten und zwar öffentlich gehalten. Die Rechte der Generalstaaten sind sehr ausgedehnt; der König muß ihnen bei seiner Thronbesteigung in öffentlicher Sitzung einen Eid leisten, daß er die Verfassung des Landes aufrecht erhalten wolle. Jeder Gesetzentwurf muß zunächst der zweiten Kammer vorgelegt werden. Verwirft ihn diese, so findet er hierin seine Erledigung; genehmigt sie ihn, so steht auch noch der ersten Kammer das Verwerfungsrecht zu. Beide Kammern haben außerdem das Recht, dem Könige Vorschläge jeder Art zu machen und das Staats-Budget darf ohne ihre ausdrückliche Genehmigung nicht in Wirkung treten. Außer diesen Gesamtständen des Landes bestehen noch in den einzelnen Theilen desselben Provinzialstände. Diese versammeln sich jährlich einmal, erwählen die Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten, beschäftigen sich mit

der G
sind
ihre
Die
steht
sonder
Ihm
muß
Presse
veran
ausw
Finan
evang
refeiti
bilden
Seite
den
besteh
einem
willig
gemein
lich
den 4

D
von
zum
fathol
in gr
schieb
selben
ständi
Dinge
rein
ler B
ernsta
Landt
tution
Besu
bewill
Land
überd
verlar
chem
auch

der Gesetzgebung, der Verwaltung und Defonomie ihrer Provinz, sind aber in ihrer Wirksamkeit insofern beschränkt, als der König ihre Beschlüsse, falls sie ihm ungesetzlich erscheinen, vernichten kann. Die Minister müssen zwar auf das Staatsgrundgesetz schwören, es steht den Landständen aber ein Anklagerecht gegen dieselben nicht zu, sondern der König allein ist für alle seine Erlassungen verantwortlich. Ihm steht auch die Entscheidung über Krieg und Frieden zu, jedoch muß er von solchen die Generalstaaten jedesmal benachrichtigen. Die Presse ist frei, jeder ist aber für seine Meinungen und Aeußerungen verantwortlich. Das Ministerium ist in 9 Portefeuilles getheilt: der auswärtigen Angelegenheiten — der Justiz — des Innern — der Finanzen — der Colonien — des Krieges — der Marine — des evangelischen und des katholischen Kultus. Die Vorsteher dieser Portefeuilles, theils Minister, theils Generaldirectoren genannt, bilden den Ministerrath als höchste Landesstelle. Diesem zur Seite steht als beratende Behörde der Staatsrath, welcher aus den Prinzen des königlichen Hauses und höchstens 24 Mitgliedern besteht. Dem Könige allein gebühret hier die Entscheidung. Außer einem stehenden Heere giebt es noch eine Miliz, welche aus Freiwilligen angeworben und, wenn diese nicht zureichen, durch eine allgemeine Landesaushebung ergänzt wird. Diese Miliz wird nur jährlich einen Monat lang in den Waffen geübt, der König kann jedoch den Aen Theil derselben stets beisammen behalten.

Das Kaiserthum Oesterreich.

Dasselbe enthält 12,000 □Meilen mit 35,000,000 Einwohnern, von denen aber nur 3,670 □Meilen mit 11,000,000 Einwohnern zum deutschen Bunde gehören. Die Religion der Mehrzahl ist die katholische; es finden sich aber auch Befenner aller andern Religionen in großer Anzahl vor. Oesterreich ist zwar aus einer Menge verschiedenartiger Länder zusammengesetzt; die Verfassungsformen derselben stimmen aber darin miteinander überein, daß überall eine landständische Verfassung vorhanden ist, daß jedoch der Landtag in allen Dingen, auch in der Steuerbewilligung und Gesetzgebung nur eine rein begutachtende Stimme hat, daß die Wahl der Deputirten in vieler Beziehung vom Willen der Regierung abhängt und daß der Bauernstand, außer in Tyrol, merkwürdiger Weise keine Vertreter beim Landtage besitzet. Nur Ungarn und Siebenbürgen besitzet eine constitutionelle Verfassung, denn in beiden Ländern hat der Landtag die Befugniss, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, die Steuern zu bewilligen, das Staatsbürgerrecht zu verleihen, und für die höheren Landesstellen Candidaten vorzuschlagen. Der ungarische Landtag hat überdies das Recht den König zu krönen und von ihm einen Eid zu verlangen, daß er die Verfassung des Landes bewachen und die solt ihm etwa entriessenen Provinzen wieder erobern wolle. Ungarn hat auch mit Böhmen das Recht beim Aussterben des regierenden Hau-

ses sich seinen König selbst zu wählen, während für die übrigen Lande der letzte Beherrscher seinen Nachfolger ernannt. Auch im lombardisch-venetianischen Königreiche haben die Stände einen umfangreicheren Wirkungskreis, indem sie dort berechtigt sind, die Steuern und Militärleistungen zu vertheilen, so wie die Wegebauten und Wohlthätigkeitsanstalten zu beaufsichtigen. Daß Prinzessinnen eben sowohl als Prinzen thronfähig sind, ist bekannt. Die übrigen Verhältnisse der österreichischen Länder sind nach den einzelnen Provinzen von einander sehr verschieden und es würde uns zu weit führen, auf dieselben näher einzugehen. Im Allgemeinen wollen wir nur noch bemerken, daß der Adel einige nicht unwesentliche Rechte hat, und namentlich eine umfangreiche Patrimonialgerichtsbarkeit ausübt, daß aber der Bauer doch freier Herr seines Gutes und seiner Person ist, gegen Willkühr überall geschützt wird, und daß das Streben der Regierung namentlich dahin geht, ihn von persönlichen Leistungen möglichst zu befreien. Die Verfassung der Städtegemeinden ist insofern beschränkt, als den Bürgern keine freie Wahl ihrer Magistratsbehörden zusteht.

Die oberste Landesstelle bildet die Staatsconferenz und die geheime Haus-, Hof- und Staats-Kanzlei. Die einzelnen Verwaltungsangelegenheiten werden durch eine große Menge sehr verschiedenartig verzweigter Behörden bearbeitet. Die Pressfreiheit ist mäßig beschränkt.

Das Großherzogthum Oldenburg.

Dasselbe enthält 116 □Meilen mit 250,000 Einwohnern. Eine landständische Verfassung ist noch nicht eingerichtet, jedoch kann das umfangreiche Gesetz vom 28ten December 1831 über die Verfassung der Landgemeinden als ein Vorläufer und Ersatzmittel derselben betrachtet werden.

Das Königreich Preußen.

Dasselbe enthält 5070 □Meilen mit 15,000,000 Einwohnern, von denen 3362 □Meilen mit 11,500,000 Einwohnern zum deutschen Bunde gehören. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der evangelischen Kirche an; es sind jedoch sämmtlichen christlichen Confessionen im Allgemeinen gleiche politische Rechte und eine freie Religionsübung verfiattet. Prinzessinnen sind von der Thronfolge ausgeschlossen. Die Könige von Preußen sind frei und völlig unumschränkte Herren ihrer Länder, dieselben haben sich aber seit Jahrhunderten dadurch ausgezeichnet, daß sie in dem Wohle und der Liebe ihrer Untertanen die einzige Richtschnur und Schranke ihrer Handlungen erblickt haben. In diesem Sinne hat auch der jetzige König von Preußen bei seiner Thronbesteigung freiwillig den nachstehenden denkwürdigen Eid geleistet: „Und ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorg-

„fältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will,
„wie mein unvergesslicher Vater es war — gesegnet sei sein An-
„denken! — Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben,
„ohne Ansehen der Person; ich will das Beste, das Gedeihen, die
„Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und
„fördern und ich bitte Gott um den Fürsten-Segen, der dem
„Gesegneten die Herzen der Menschen zuneigt und aus ihm ei-
„nen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlge-
„fallen der Guten, ein Schrecken der Frevler.“

Eine schriftlich festgestellte Constitution giebt es aber in Preußen nicht, sondern es finden sich nur einige Bestimmungen über das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Bürgern im allgemeinen Gesetzbuche des Landes vor. Es erließ zwar außerdem noch der verstorbene König unter dem 22ten Mai 1815 eine Cabinets-Ordre, nach welcher eine allgemeine Volksrepräsentation aus den damals schon bestehenden Provinzialständen gebildet werden, und diesen die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung obliegen sollte, welche die persönlichen und Eigenthums-Rechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen würden. Spätere Verhältnisse veranlaßten aber die Regierung hiervon wieder abzugehen und sich darauf zu beschränken, die einzelnen Provinzialstände weiter auszubilden. Zu diesem Behufe ergingen mehrfache Gesetze, namentlich aber das vom 5ten Juni 1823 über die allgemeine Anordnung der Provinzialstände. Nach diesen ist Grundeigenthum Hauptbedingung der Standschaft, und es besteht die Wirksamkeit der Stände in folgenden vier Punkten: 1) in der Berathung über Gesetzentwürfe, welche allein die betreffende Provinz angehen; 2) in der Begutachtung allgemeiner Landesgesetze; 3) in der Befugniß, Witten und Beschwerden, welche auf das specielle Wohl der einzelnen Provinzen Bezug haben, anzubringen und entgegenzunehmen; 4) in dem Verufe die Kommunalangelegenheiten der betreffenden Provinz zu beaufsichtigen. In allen diesen Stücken haben aber die Stände nur eine begutachtende Stimme, und auch bei den Kommunalangelegenheiten sind sie lediglich von der Genehmigung und Aufsicht der Regierung abhängig. Veränderungen in diesen Geschäftskreisen der Stände will der König nach der genannten Verordnung nur nach gehörtem Beirath der Provinzialstände vornehmen, ohne aber an die Entscheidung derselben gebunden zu sein. Wegen der Zusammensetzung der Stände ist in den meisten Provinzen des Reiches eine besondere Verordnung erschienen, welche für die Mark Brandenburg, für Preußen und Pommern vom 1sten Juli 1823, für die Rheinprovinzen, Westphalen, Posen und Sachsen vom 24ten März 1824 datirt ist. Nach einer Cabinets-Ordre vom 21ten Juli 1842 ist auch bei jedem der Provinziallandtage ein Ausschuß eingerichtet, um solche Angelegenheiten, welche einer ganz be-

sonderen Erwägung bedürfen, vorbereitend zu bearbeiten, und in Abwesenheit der Stände deren Geschäfte zu besorgen.

Zusammentreten der Ausschüsse.

Die Mitglieder dieser Ausschüsse werden von dem betreffenden Landtage zwar frei gewählt, dieselben unterliegen aber der königlichen Bestätigung. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich auf die Zwischenzeit von einem Landtage zum andern. Der Landtagsmarschall führt auch im Ausschusse seines Landtags den Vorsitz. Die Zusammensetzung der einzelnen Provinziallandtage läßt sich am besten aus der nachstehenden Tabelle ersehen:

Provinzen.	Fürsten u. Herren.		Ritterschaft.		Städte.		Landgemeinden.		Im Ganzen.	
	Stände	Ausschuß	Stände	Ausschuß	Stände	Ausschuß	Stände	Ausschuß	Stände	Ausschuß
Preußen	1	—	45	6	28	4	22	2	96	12
Posen	4	—	22	6	16	4	8	2	50	12
Pommern	1	—	24	6	16	4	8	2	49	12
Brandenburg	4	—	31	6	23	4	12	2	70	12
Schlesien	10	2	36	4	30	4	16	2	92	12
Sachsen	6	1	29	5	24	4	13	2	72	12
Westphalen	12	—	20	4	20	4	20	4	72	12
Rheinprovinz	5	—	25	4	25	4	25	4	80	12
	43	3	232	41	182	32	124	20	581	96

Um als Abgeordneter zu einem dieser Landtage gewählt zu werden, sind für sämmtliche Stände vier Bedingungen erforderlich: 1) zehnjähriger Grundbesitz und zwar beim Ritterstand an einem Rittergut, 2) Bekenntniß der christlichen Religion, 3) ein 30jähriges Lebensalter, 4) unbescholtner Lebenswandel. Bei einem noch nicht zehnjährigen Grundbesitz kann der König Dispensation ertheilen; in Betreff einer der übrigen Eigenschaften eines Abgeordneten aber nicht. Dieselben Bedingungen sind auch erforderlich, um als Wahlmann zu fungiren, mit dem Unterschiede, daß hier schon die Vollendung des 24sten Lebensjahres genügt und nicht zehnjähriger, sondern überhaupt eigenthümlicher Besitz gefordert wird. Die Rittergutsbesitzer und einige der größeren Städte wählen ihre Abgeordneten unmittelbar. Die kleineren Städte und die Dorfschaften ernennen durch diejenigen ihrer Genossen; durch welche die Ortsvorsteher gewählt werden, eine

Bestimmte Anzahl von Wahlmännern. Die Wahlen erfolgen auf 6 Jahre und es findet alle 2 Jahre ein Landtag statt. Alle 3 Jahre tritt die Hälfte der Abgeordneten aus, ist aber sofort wieder wählbar. Den Geschäftsgang auf dem Landtage leitet ein vom Könige ernannter Landtagsmarschall, welcher auch Vorsitz des Ausschusses ist. Neben ihm fungirt als Organ der Regierung ein Commissarius derselben, welcher zwar den Beratungen nicht persönlich beiwohnt, aber berechtigt ist, den Ständen Eröffnungen aller Art zu machen und solche von ihnen entgegenzunehmen. Das Ministerium ist in 8 Portefeuilles getheilt: des königlichen Hauses — der auswärtigen Angelegenheiten — des Innern (und der Polizei) — der Finanzen — des Kultus — des Krieges — der Justiz — und der Gesetzgebung. Die Minister bilden in ihrer Gesamtheit das Staatsministerium als höchste Landesstelle. Diesem zur Seite steht als rein begutachtende Behörde ein Staatsrath, der aus den Prinzen des königlichen Hauses und aus Beamten zusammengesetzt ist, welche der König aus besonderem Vertrauen beruft. Neben den Ministerien bestehen noch mehrere ziemlich selbständige Behörden, namentlich das General-Post-Amt, die Ober-Bau-Direction, das Landesöconomie-Collegium und die Oberrechnungskammer, welche letztere die Staats-Ausgaben zu kontrolliren hat. Zur Verwaltung der gewöhnlichen Geschäftsangelegenheiten stehen einer jeden Provinz ein Oberpräsident, ein commandirender General, ein Generalsuperintendent, ein Provinzial-Schul- und Medicinal-Collegium, ein Consistorium und mehrere Ober-Landesgerichte, vor. Die Provinzen zerfallen wiederum in Regierungsbezirke, deren jeder von einer Regierung verwaltet wird. Die Organe dieser sind in den einzelnen nach Kreisen geordneten Ortschaften die Landräthe und die Superintendenten, welche letztere als die nächsten Vorgesetzten der einzelnen Geistlichen fungiren. Es giebt zwar für die gesammte Monarchie ein unter dem Namen des allgemeinen Landrechts bestehendes gemeingültiges Gesetzbuch; in den Rheinprovinzen gilt aber französisches Recht und in den einzelnen Landestheilen gehen die von Alters her bestehenden Gewohnheiten und Rechtsfälle dem allgemeinen Gesetzbuche vor. Das Gesetzwesen ist daher in Preußen höchst verwickelt und zusammengesetzt. Der Beamtenstand und der Adel genießt eines privilegirten Gerichtsstandes bei den Obergerichten; auch hat der Fiskus in seinen Processen mancherlei Vorrechte. In Criminalsachen sind 2, in Civilsachen 3 Instanzen eingerichtet. Für die letzteren bildet das Geheime Ober-Tribunal zu Berlin die höchste Behörde. Der Zunftzwang ist in Preußen aufgehoben und in jedem Gewerbe herrscht völlige Freiheit. Die Pressfreiheit ist beschränkt, in neuerer Zeit aber in sehr mäßiger Weise, namentlich erscheinen jetzt alle Druckschriften über 20 Bogen ohne Censur. Die Leibeigenschaft der Bauern ist längst aufgehoben, und es sind alle mögliche Vorkehrungen getroffen, um die einzelnen persönlichen Dienst-

leistungen derselben gegen angemessene Entschädigung der Berechtigten aufzuheben. Das Schulwesen ist in Preußen besonders gut eingerichtet und Leute, die nicht lesen und schreiben können, werden dort in wenigen Jahren zu den großen Seltenheiten gehören. Eben so ist die Militärverfassung zu einer Vollkommenheit gediehen, wie sie nur irgend gedacht werden kann. Fast jeder männliche Einwohner vom 18ten bis zum 60sten Lebensjahre ist Soldat und gehört je nach seinem Alter und seiner körperlichen Tüchtigkeit zum stehenden Heere, zu den Reservetruppen, zum ersten oder zum zweiten Aufgebot der Landwehr oder zum Landsturm. Die eigentliche Dienstzeit für das stehende Heer, welches nur aus Eingebornen des Landes zusammengesetzt ist, beträgt 3 Jahre. Die Domänen sind Eigenthum des Königs, werden aber größtentheils zur Tilgung der Staatsschulden verwendet.

Die Neufürstlichen Fürstenthümer.

Dieselben bestehen aus mehreren kleinen Ländern: Greiz, Schleiz, Lobenstein, Ebersdorf, Rüstzig und Gera, von denen nur das erste von einem einzelnen Landesherren der sogenannten älteren Linie, die sämtlichen übrigen aber von der jüngeren Linie des Fürstenthums regiert werden. Neufürst-Greiz enthält nur 7 □ Meilen mit 33,000 Einwohnern, die Länder der jüngeren Linie hingegen 15 □ Meilen mit 73,000 Einwohnern. Es existiren noch aus alten Zeiten her landständische Versammlungen, es ist jedoch schon seit langen Jahren kein Landtag gehalten worden. Die Landesabgaben sind namentlich in den Gebieten der jüngeren Linie sehr bedeutend. Der Adel und die Domainengüter haben erhebliche Vorrechte.

Das Königreich Sachsen.

Dasselbe enthält 272 □ Meilen mit 1,600,000 Einwohnern, und ist daher eine der volkreichsten europäischen Staaten. Die Religion der Mehrzahl ist die protestantische, während der Hof selbst katholisch ist. Die Krone ist im Mannsstamm erblich. Wenn es gänzlich an männlichen Prinzen fehlt, so sind auch weibliche Regenten thronfähig. Der König wird schon mit dem 18ten Jahre volljährig. Die meisten der herrlichen Paläste und berühmten Sammlungen Sachsens sind Privateigenthum des königlichen Hauses. Dasselbe darf jedoch nicht veräußert werden, sondern bleibt dem jedesmaligen Regenten erhalten. So lange der König einem andern, als dem evangelischen Glauben zugethan ist, wird die landesherrliche evangelische Kirchengewalt von einem geistlichen Minister und zweien anderen evangelischen Mitgliedern des Ministeriums ausgeübt. Geistliche Orden, und namentlich Jesuiten dürfen niemals in das Land ausgenommen werden. Alles dieses wird durch das Staatsgrundgesetz vom 4ten September 1831 näher bestimmt. Dasselbe setzt auch eine ständische Verfassung fest, durch welche die Rechte des Monarchen nicht unerheblich beschränkt sind. In der ersten Kammer sitzen die volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, die Standesherrn, die ho-

ben Geistlichen, ein Abgeordneter der Universität Leipzig, 12 auf Lebenszeit gewählte Abgeordnete der Rittergutsbesitzer ferner 10 vom Könige nach freier Wahl auf Lebenszeit ernannte Personen desselben Standes, und endlich die höchsten Magistratsbeamten der wichtigsten Städte des Königreichs. In der zweiten Kammer sitzen: 20 Abgeordnete der Rittergutsbesitzer, 25 Abgeordnete der Städte, 25 Deputirte des Bauernstandes und Vertreter des Handels- und Fabrikwesens. In der ersten Kammer sind nur diejenigen Gutsbesitzer wählbar, deren Güter jährlich 2000 Rthlr. Ertrag gewähren. Für die zweite Kammer genügt ein Ertrag von 600 Rthlr. Für beide Kammern wird ein Alter von 30 Jahren gefordert. Zu Wahlmännern sind aber schon alle ansässigen, 25 Jahr alten Einwohner christlichen Glaubens zulässig, ausgeschlossen sind jedoch Almosenempfänger, Vormundete und anruchige Personen. Der Landtag tritt alle 3 Jahre zusammen; seine öffentlich stattfindenden Verhandlungen werden in jeder Kammer durch einen Präsidenten geleitet, welcher aus 3 von den Ständen vorgeschlagenen Mitgliedern vom Könige erwählt wird. Die Wirksamkeit der Stände erstreckt sich besonders auf die Gesetzgebung und das Finanzwesen. Gesetzentwürfe können nur vom Könige an die Stände, nicht von den Ständen an den König gebracht werden, doch dürfen sie auf neue Gesetze aufmerksam machen, und es darf ohne ihre Zustimmung kein neues Gesetz erlassen werden. Soll aber ein vom König den Ständen vorgelegter Entwurf abgelehnt werden, so müssen, wenn beide Kammern über denselben verschiedener Meinung sind, in der verwerfenden Kammer wenigstens 3 der Anwesenden gegen das Gesetz gestimmt haben. Ohne Zustimmung der Stände dürfen auch die Landesabgaben nicht verändert und namentlich die Beiträge zur Civilliste nicht erhöht werden. Sie haben ferner das Recht die Steuern zu vertheilen, und es muß ihnen daher das Staatsbudget jedesmal umständlich vorgelegt werden. Eben so werden die Staatsschulden durch einen ständischen Ausschuss verwaltet, und es steht dem Landtage sogar das Recht zu, von jedem Unterthan Beschwerde über die Regierung entgegen zu nehmen und die Minister wegen Verletzung der Verfassung anzuklagen. Zu diesem Behufe wird denn der Staatsgerichtshof berufen, welcher aus 6 vom Könige und 6 von den Ständen erwählten Richtern besteht, welche während der Dauer dieser Functionen, ihres Dienstfeldes entbunden werden. Der König ist verpflichtet, bei seiner Thronbesteigung Beobachtung der Landesverfassung bei seinem fürstlichen Worte zu versprechen; auch müssen alle Beamte auf das Staatsgrundgesetz schwören. Die oberste Verwaltung des Landes leiten 6 Ministerien, nämlich: der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Krieges, des Cultus, und der auswärtigen Angelegenheiten. Sämmtliche Minister bilden als höchste Landesstelle das Gesamtministerium, welchem ein Staatsrath als beratende Behörde zur Seite steht

Für die gewöhnlichen Regierungsangelegenheiten ist das Land in 4 Kreisdirectionsbezirke: Dresden, Leipzig, Zwickau und Bautzen getheilt. Die Presse ist im Sinne der deutschen Bundesacte mäßig beschränkt.

Das Herzogthum Sachsen-Altenburg, mit 120,000 Einwohnern auf 25 □Meilen. Das Staatsgrundgesetz vom 29sten April 1831 bestimmt eine ständische Verfassung. Der Regent braucht die Handlungen seiner Vorfahren nur in sofern anzuerkennen, als solche der Verfassung und den Hausgesetzen entsprechen. Die Einkünfte der Domainen fließen ihm zwar ganz zu, er darf jedoch über die letzteren nur mit Einwilligung der Stände disponiren. Der Landtag besteht aus einer Kammer von 24 Abgeordneten welche sich unter dem Voritze eines vom Herzoge zu ernennenden Präsidenten alle 4 Jahre versammeln; jeder der 3 Stände bestklassen wählt 8 Abgeordnete, und zwar der Adel in Person, die Städte und Bauern durch vorherbestimmte Wahlmänner. In der Zwischenzeit von einem Landtage zum andern werden schleunige Angelegenheiten durch die sogenannte Landesdeputation, welche aus 6 Deputirten und dem Präsidenten des Landtags zusammengesetzt ist, erledigt. Die Rechte der Stände bestehen in der Verwaltung der Steuern und in der Befugniß, die Minister beim Ober-Appellationsgerichte anzuklagen. Dieselben müssen daher auch jede Verfügung des Herzogs mitunterzeichnen und sind für solche verantwortlich, während der Regent selbst für nichts einzustehen braucht. Der alte Zunftzwang besteht noch. Die Presse ist mäßig beschränkt.

Das Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha.

Es enthält 130,000 Einwohner auf 37 □Meilen. Die Verfassungsurkunde vom 8ten August 1821 bestimmt einen Landtag, der aus einer Kammer besteht. In dieser versammeln sich 6 Abgeordnete der Rittergutsbesitzer, und 11 Abgeordnete der Städte- und Dorfgemeinden zusammen, für welche letzteren hier merkwürdiger Weise keine bestimmte Zahl von Abgeordneten festgesetzt ist. Die Wahlen werden durch Wahlmänner bewirkt, von denen auf je 25 Häuser immer einer kommt. Jeder Abgeordnete muß 30 Jahr alt sein und ein Vermögen von 5000 Gulden oder eine jährliche Einnahme von 400 Gulden besitzen. Die Stände haben einen Antheil an der Gesetzgebung, so wie an der Finanzverwaltung, aber kein Vorklagerecht. Während der Zeit, wo keine Ständerversammlungen stattfinden, besteht auch hier ein Ausschuß, welcher ziemlich ausgedehnte Rechte besitzt.

Das Herzogthum Sachsen-Meiningen, mit 140,000 Einwohnern auf 42 □Meilen. Das Staatsgrundgesetz vom 23sten August 1829 bestimmt eine freie ständische Verfassung. Die Domainen gehören dem Herzoge; er muß aber den Ständen die Erhaltung derselben und den Gang der Schuldenentilgung nachweisen. Auch sind ohne Genehmigung derselben Privatschulden

des Fürsten für den Nachfolger unverbindlich. Alle 3 Jahre tritt der Landtag zusammen, welcher ganz auf dieselbe Weise, wie in Sachsen-Altenburg zusammengesetzt ist. Ein Wählmann muß Bürger, 30 Jahr alt und am Ort der Wahl ansässig sein; ein Deputirter aber außerdem noch jährlich mindestens 15 Thaler Steuern zahlen. Die Rechte der Stände sind noch ausgedehnter, als in Altenburg, denn dieselben können auch vertrauliche Sitzungen halten, bei welchen jede Mitwirkung der landesherrlichen Commissarien wegfällt; sie können unwürdige Mitglieder aus ihrer Mitte ausschließen und es müssen alle Staatsbeamte das Staatsgrundgesetz beschwören. Die letzteren sind auch dafür verantwortlich, daß sie den Befehlen der Oberen nur in den Gränzen der Gesetze gehorchen. Der Zwang ist hier aufgehoben.

Das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, mit 240,000 Einwohnern auf 67 □ Meilen. Der Landtag bildet auch hier nur eine Kammer, die unter dem Voritze des auf Lebenszeit gewählten Landtagsmarschalls aus 31 Abgeordneten besteht, welche alle 3 Jahre zusammentreten. Von diesen ernennen die Rittergutsbesitzer 11, die Bürger 10, und eben soviel die Bauern. Für jeden zu ernennenden Deputirten besteht ein eigener Wahlbezirk, mit einer bestimmten Anzahl von Wählmännern. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung, der Gesetzgebung, der Cassen-Controle und der Beschwerdeführung. Auch ist er befugt, die Landräthe und mehrere höhere Beamte zu ernennen.

In den sämtlichen 4 sächsischen Herzogthümern ist die protestantische Religion die allgemeine, doch giebt es in Weimar auch viele Katholiken. Alle 4 Länder haben zu Jena ein gemeinschaftliches Ober-Appellationsgericht.

Die Schwarzburg'schen Fürstenthümer.

Sie bestehen aus den Ländern:

Schwarzburg-Sonderhausen (15 □ Meilen mit 54,000 Einwohnern) und Schwarzburg-Rudolstadt (15 □ Meilen mit 62,000 Einwohnern). In dem ersteren giebt es keine Landstände; es wurden zwar durch die Verfassungsurkunde vom 28ten December 1830 solche bestimmt; sie sind aber, da der Fürst wegen ihrer Befugnisse mit dem Volke sich nicht zu einigen vermochte, bis jetzt nicht zu Stande gekommen. In Rudolstadt besteht ein aus 16 Abgeordneten zusammengesetzter Landtag, welcher nach der Erklärung vom 21sten April 1821 alle 6 Jahre berufen wird, jedoch nur beschränkte Rechte hat.

Das Fürstenthum Waldeck.

Es enthält 22 □ Meilen mit 56,000 Einwohnern, und besitzt von jeher eine ständische Verfassung, welche durch den Landesvertrag vom 19ten April 1816 von Neuem geordnet ist. Nach diesem besteht der Landtag aus sämtlichen Besitzern von Rittergütern, aus

den Bürgermeistern und Secretairen der Städte und aus 10 Abgeordneten des Bauernstandes. Dieselben versammeln sich aber nicht in bestimmten Zeiträumen, sondern nur bei wichtigen Gelegenheiten, ernennen jedoch aus ihrer Mitte eine aus 6 Mitgliedern bestehende Landesdeputation, welche alljährlich zusammentritt und sehr bedeutende, sogar vollziehende Rechte hat, so daß sie eigentlich einer Regierungsbehörde gleicht.

Das Königreich Württemberg.

Württemberg erhielt schon unter dem 8ten Juli 1514 durch den Vertrag zu Tübingen eine constitutionelle Verfassung. In diesem Vertrage übernahmen die Stände die Schulden des damaligen Herzogs Ulrich im Betrage von 910,000 Gulden. Dagegen versprach derselbe ohne Willen der Landschaft keinen Krieg anzufangen, kein Gesetz zu geben, keinen Theil des Landes zu verschenken, nur die verfassungsmäßigen Steuern zu erheben, das Eigenthum Aller unverletzt zu erhalten, Keinen zu hindern das Land zu verlassen und Keinen in Criminalsällen ohne Urtheil und Recht zu bestrafen. Die Landschaft bestand nur aus Abgeordneten der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes. Adel gab es damals in Württemberg nicht, weil sich derselbe vom Lande losgerissen und selbstständig gemacht hatte. Diese Verfassung blieb in Gültigkeit bis zum Jahre 1805, wo der damalige König, Friedrich der erste, dieselbe als eine für die neuere Zeit nicht mehr passende aufhob. Zwischen ihm, späterhin seinem Nachfolger und den Ständen entspannen sich deswegen harnäckige Fehden, welche endlich, nachdem verschiedene Entwürfe von Staatsgrundgesetzen abgelehnt worden waren, durch die von beiden Theilen angenommene Verfassungsurkunde vom 25ten September 1819 beigelegt wurden. Nach dieser sitzen in der ersten Kammer die Prinzen des Hauses, die Standesherrn, und die vom Könige auf Lebenszeit oder erblich ernannten Mitglieder. In der zweiten Kammer, welche die eigentliche Repräsentation des Landes bildet, sitzen 13 Abgeordnete des Adels, 7 der Geistlichkeit, einer der Universität, 7 der Städte, und einer aus jedem Oberamtsbezirke. Die Wahlen erfolgen durch Wahlmänner, von denen auf je 100 Einwohner einer kommt, auf 6 Jahre. Dieselben sind bei Ernennung der Abgeordneten nirgends an den Wohnsitz gebunden. Zur Theilnahme am Wahlacte gehört Staatsbürgerrecht, Unbescholtenheit, und ein Alter von 30 Jahren. Die Sitzungen finden alle 3 Jahre, und zwar bei der zweiten Kammer öffentlich, statt, und es üben die Stände in solchen sehr bedeutende Rechte aus. Namentlich wird der Thronfolge dem Thronfolger nicht eher geleistet, bis er den Ständen eine Urkunde ausgestellt hat, worin er Beobachtung der Landesverfassung gelobt. Eben so müssen Militäraushebungen, Steuererhöhungen und neue Gesetze von demselben bestätigt werden, letztere können sie auch aus eigenem Antriebe, jedoch nur bittweise dem

Könige vorlegen. Während der Zeit von einem Landtage zum andern besorgt ein aus 12 Personen bestehender Ausschuss die Geschäfte desselben.

Zum Schutze der Verfassung besteht ein Staatsgerichtshof, welcher aus einem Präsidenten und 12 Richtern zusammengesetzt ist, von denen der König die eine, die Stände die andere Hälfte erwählen. Vor diesem Gerichtshofe kann eine Anklage aber sowohl von Seiten der Regierung gegen einzelne Mitglieder der Stände, als auch von diesen selbst gegen die höhern Staatsbeamten erfolgen. Das Ministerium ist in die gewöhnliche 5 Portefeuilles getheilt. Die höchste, aber ihrer Hauptbestimmung nach bloß beratende Behörde bildet der Geheime Rath, welcher aus den Ministern, den Departementschefs, und mehreren durch den König erwählten Räten besteht.

Eine Mittheilung über die Verfassungen der Staaten außerhalb des deutschen Bundes müssen wir uns, wie bereits am Eingange dieses Aufsazes erwähnt ist, für den nächsten Jahrgang vorbehalten.

B ü g e aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten.*)

Die geraubte Blume.

Die Kaiserin von Rußland hatte Ihrem hochberehrten Vater eine aus Asien gekommene, bis dahin in Deutschland noch unbekannte Blume, von seltener Farbenpracht und angenehmem Duft, geschickt, die nach der Anweisung Humboldt's und Lichtenstein's, von dem kunstfertigen Hofgärtner Fintelmann auf der Pfaueninsel in dem sonnigen, prächtigen Palmenhause, nebst andern Gewächsen, naturgemäß gepflegt wurde und sich herrlich entfaltete. Der König, ein Blumenfreund, hatte Seine stille Freude an dieser seltenen Blume, betrachtete sie oft in Seiner stillen Gemüthlichkeit, und nannte sie nach Seiner geliebten Tochter: Charlotte. So oft Er in dieser Zeit nach der Pfaueninsel, wo Er gerne war, kam, pflegte Er daher gleich beim ersten Schritt an's Land zu fragen: „Wie geht's meiner lieben Charlotte?“ was dann die Aufmerksamkeit, Fürsorge und Pflege des Gärtners natürlich verdoppelte. Wer beschreibt daher den Schrecken und die Angst

*) Aus dem bereits erwähnten Buche: Charakterzüge u. c. vom Bischof Eylert.

des besorgten Mannes, als er an einem der drei Tage jeder Woche im Sommer, die dem Publicum zum Besuche der Pfaueninsel bewilliget sind und zahlreich von demselben, oft bis zur Zahl von Tausenden, benützt werden, in's geöffnete Balmenhaus tretend, sehen muß, daß eben diese dem Könige so werthe Blume ganz und gar abgepflückt ist.

Aufgebracht durchläuft er die Massen der fremden Gäste, umherschauend, ob er nicht bei irgend einem das geraubte Kleinod wahrnehmen möchte. Von Unruhe hin und her getrieben, stellt er sich zuletzt an's Ufer, in die Nähe des Schiffes, mit welchem alle die Ueberfahrt machen müssen, indem nur dieser eine Weg gestattet ist. Nicht lange hat er dort gestanden, als er, jeden Kommenden in's Auge fassend, einen jungen, wohlgekleideten Mann wahrnimmt, der wirklich die theure Blume im Knopfloche seines Kleides trägt, und heiter und unbefangen, wie als wenn nichts Uebles geschehen, einherstreitet. Angefaßt, aufmerksam gemacht und zur Rede gestellt über den Raub einer dem Könige theuren, seltenen Blume, entschuldigt er sich mit seiner Unwissenheit und bedauert und beklagt die von ihm leichtsinnig verübte That. Der tiefgefränkte, verantwortliche Hofgärtner aber kann sich nicht zufrieden geben und führt den bestürzten jungen Mann in seine Wohnung, um in Gegenwart von drei Zeugen über seinen Namen, Stand und Verhältnisse ihn zu Protokoll zu nehmen, und demnächst den ganzen Thatbestand schriftlich zu seiner möglichen Rechtfertigung dem Könige vorzulegen.

Als dieser bald nachher zur Pfaueninsel kam und wie gewöhnlich fragte: „Was macht meine liebe Charlotte?“ und der Hofgärtner, mit Thränen in den Augen, den Hergang des schmerzlichen Verlustes erzählte, drückte sich zwar Unwillen im Angesichte des Königs aus, Er blieb aber doch ruhig und gelassen, und bemerkte nur, „wie unrecht es sei, Ihm so auch Seine kleinen Freuden zu verderben.“ „Das wird nicht aufhören,“ erwiederte der aufgebrachte Beamte, „wenn Ew. Majestät dem Publicum die Pfaueninsel nicht verschließen lassen.“

„Was kann denn,“ entgegnete der König, „das Publicum dafür, wenn unter Tausenden ein Ungezogener ist, der die verstattete Freiheit mißbraucht. Die Insel ist ja nicht für mich allein da; ich kann nur selten hier sein, wozu denn alle

diese Schönheiten, namentlich die schnell verblühenden Blumen, wenn sonst Niemand seine Freude daran hat.“ Wie nun aber der Hofgärtner bat, daß der begangene Raub möchte bestrast, der Thäter zur Verantwortung gezogen werden, und das Protokoll überreichen und seinen Namen nennen wollte, fiel der König abwehrend schnell ein: „Nein, nein, ich will den Namen gar nicht wissen. Habe darin ein unglückliches Gedächtniß; der könnte mir wieder einfallen, wenn der Mann mal späterhin Etwas zu bitten haben sollte, und würde ihm dann, in dem unangenehmen Eindruck, den er auf mich gemacht, vielleicht nachtheilig sein. Vergessen, vergeben!“

Und wie der König mit dem edelsten Zartsinn das ihm verursachte Leid vergiebt, mit so dankbarer Herzlichkeit nimmt er an, was ihm, den Geist reiner kindlichen Liebe athmend, Freude bereitet, und vergilt es zartsinnig auf's Reichlichste. Einige Jahre vor Seinem Tode ließ ein Vogelhändler aus der preussischen Harzgegend sich bei Ihm melden, der nach bald bewilligtem Zutritte Ihn treuherzig bat, als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit für Wohlthaten, seinen Söhnen in ihrer militairischen Laufbahn erwiesen, einen mitgebrachten Vogel anzunehmen, einen sogenannten Dompfaffen, der, von ihm Jahre lang unterrichtet, das preussische Volkslied: „Heil Dir im Siegerfranz,“ rein, klar und vollständig pfeifen könne. Zum ersten Male sei es ihm, freilich mit unsäglich Mühe, gelungen, Solches zu Stande zu bringen bei diesem talentvollen Vogel.

Der König lächelte gutmüthig, und als das, in seinem Körbchen auf den Tisch gesetzte interessante Thierchen nach einigen Liebkosungen und Kopfbewegungen seines vertrauten Lehrmeisters das wohlleingebübte Lied mit dem ruhigen Ernste eines Dompfaffen rein und klar vollständig durchpiff, war der König um so mehr darüber erfreut, als das von Ihm ausgesprochene Da capo vollkommen wieder gelang. Auf die Frage: was der Vogel kosten solle? antwortete der heitere, gemüthliche Papageno: „Geld will und mag ich nicht dafür haben. Wenn aber mein König das liebe Thierchen annehmen und lieb haben will, dann macht der Gedanke, daß es in Seinem Zimmer pfeift und singt, mich zum glücklichsten Menschen in unserm Harzgebirge und zum ersten Vogelsän-

ger der ganzen Welt.“ — Der König fand Wohlgefallen an dem heitern, biederen Manne, der in seinem leinenen Kittel klar und offen vor Ihm stand, und der gewiß froher und glücklicher war, als der erste Musikdirektor in der königlichen Kapelle. Dem inzwischen herbeigerufenen Kammerer Timm wurde der Befehl gegeben, dem Vogelmann im Nebenflügel des Schlosses Stube und Kammer einzuräumen, ihn anständig bewirthen und Alles, was er gern in Berlin sehen möchte, durch einen mitgegebenen königlichen Bedienten ihm zeigen zu lassen. Im Geheimen aber wurde Timm instruiert, auszuforschen, was sich Papageno wohl wünschen und womit ihm am Meisten gebient sein möchte. Er blieb mehrere Tage als Gast im Schlosse. Der König ließ ihn wiederholentlich zu sich kommen, erkundigte sich nach allen dortigen Verhältnissen und ergöhte sich an den verständigen, freimüthigen, gemüthlichen, gesunden Urtheilen des wackern, verständigen Mannes. Mit der von Timm bestellten Post reiste er zurück, und als er wieder zu Hause war, wurden 500 Thaler, die auf sein Haus noch hypothekarisch eingetragen standen, auf königlichen Befehl abgelöst und bezahlt, und so sein einziger, höchster und letzter Wunsch, den er noch auf Erden hatte, überraschend erfüllt. Wer den König als Menschen in dieser kindlichen Gemüthlichkeit so sich denkt, der hat von Ihm das wahre und rechte Bild aufgefaßt. So sahen, fanden und kannten Ihn am besten seine Kammerdiener, die am meisten um Ihn waren und ganz in der Nähe im Lebens=Neglige Ihn beobachteten, und die alle in der frohesten Anhänglichkeit das Leben für Ihn gelassen hätten.

**Wie man
Schmähungen nicht erwidern soll.**

Es sind nun schon vier Jahre, mein lieber Leser, welche wir mit einander in Freud' und Leid verlebt haben, und wir denken — zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit. Gewiß hat Dir unser Kalender manch' angenehmes Stündchen bereitet, manche gute Lehre dargeboten, und manche schöne Empfindung in Dir erweckt, so daß Du ihn als Deinen alljährlichen treuen Freund freundlich willkommen heißest in deinem Hause. Wir

blic
thu
daf
win
me
sch
Zu
pla
es
un
daf
vie
auf
Di
we
vie
W
go
M
W
Un
Sa
zu
nie

ha
he
ein
ni
fl
be
un
M
D
ein
G
m
ih
un

blicken unsrer Seite aber ebenfalls mit nicht geringer Genugthuung auf unser Büchlein wie auf ein liebes Kind, und sehen dasselbe mit inniger Freude gedeihen und Gefallen finden, wie wir hoffen, vor Gott und den Menschen. So haben wir denn, mein lieber Leser, auch für dieses Jahr unsern alten Freundschaftsbund erneuert in der Hoffnung, auch noch in fernere Zukunft manch' freundliches Stündchen mit einander zu verplaudern und an einander nicht irre zu werden. Freilich giebt es da manche Leute, die Dir mißtrauisch in's Ohr raunen, unser Weg wäre nicht der rechte, und sie wollten Dir für dasselbe Geld, und wenn's sein soll, für noch weniger, einen viel bessern zeigen. Aber glaube nur, mein lieber Leser, nur auf das Geld ist es da abgesehen und nicht auf den Weg, und gewiß wirst Du es selbst leicht einsehen, daß jene Leute Dich nur irre führen wollen und sie bitter böse auf uns sind, weil wir was besseres liefern als sie. Du wirst uns daher vielleicht zürnen, daß wir da nicht schon längst ein ernstes Wörtchen zwischen gesprochen und Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Aber, mein lieber Leser, das ist nicht unsere Art; laß die Frösche immer schreien, der Wandrer geht seinen Weg doch ruhig fort und denkt: „Die können's nicht besser.“ Und wenn Du, mein lieber Leser, einmal in einen gleichen Fall kömmt, — denn in unserm Leben giebt's der Fälle nur zu viele, — dann mach' es hübsch eben so, und schmähe nicht wieder, wenn Du geschmäht wirst. —

Der alte gute Sokrates, von dem Du gewiß schon gehört haben wirst, und von dem wir Dir vielleicht auch einmal gar herrliche Charakterzüge erzählen werden, hat uns auch hier ein treffliches Beispiel gegeben, welches die Leute nur leider nicht genug beachten. Zu dem kam einst sein Schüler und klagte, daß einer seiner Gegner ihn gar arg beschimpft und verhöhnt habe; Sokrates solle ihm rathen, wie er sich rächen und seinen Feind, wo möglich, noch ärger verhöhnen könne. Aber der alte Weise erwiderte ihm ruhig und gelassen: „Denke Dir, mein Sohn, du gingest über die Straße und es käme ein Esel und schlug dich aus, daß Dir der Koth ins Gesicht spritzte; wenn Du Dich nun umkehren und ebenfalls mit dem Hacken nach dem Esel ausschlagen wolltest, damit ihn der Koth beschmutze, würden da die Leute nicht recht lachen, und Du Dir Deine Sandalen unnütz befudeln?“ Der Jüng-

ling sann ein Weilchen nach, dann aber drückte er dem Meister die Hand und ging schweigend von dannen. —

Dies schöne Geschichtchen merke Dir, mein lieber Leser, und wende es fleißig an; es thut oft noth und wird Dir manchen Verdruß ersparen. — Sieh nur, wie närrisch hier auf unserm, von dem genialen Hofemann gezeichneten, Bildchen der Mann mit der Schellenkappe aussieht, welcher mit dem Esel um die Wette ausschlägt, anstatt ruhig heim zu gehen und zu denken: der kann's nicht anders.

Verzeichniß

der

Eisenbahnen in Europa.

In unserem Volks-Kalender ist schon vor 2 Jahren und darauf auch an vielen andern Orten ein Verzeichniß der Eisenbahnen mitgetheilt worden. Seitdem hat sich das Eisenbahn-Netz zu weit größerer Vollständigkeit entwickelt, und wenn wir damals mehr projektierte als fertige Eisenbahnen anzuzeigen hatten, so hat sich nunmehr das Verhältniß umgekehrt *).

A. Das Deutsche Eisenbahn-Netz.

I. Vollendete oder im Bau begriffene Bahnen.

1. Berlin-Vottdam, über Steglitz, Zehlendorf und Köhlhafenbrück; 3 1/2 Meilen, in 40—50 Minuten. Geöffnet 30. Okt. 1838. Personen-Frequenz wöchentlich, im Durchschnitt: 9600. Personen-Fahrpreise pr. Meile, in verschiedenen Wagenklassen: 2 3/4, 4 1/3, 5 3/4 Sgr.

2. Berlin-Anhalt. Von Berlin nach Köthen, über Trebbin, Luckenwalde, Zückerbogl, Zahna, Wittenberg, Coswig, Roslau, Dessau; 20 Ml., in 4 1/2 — 5 St. Geöffnet 10 Sept. 1841. In Köthen Anschluß an die Magdeburg-Leipziger Bahn. Frequenz: 6100; pr. Ml.: 2 1/2, 4, 6 Sgr. Von Berlin nach Leipzig und von Berlin nach Magdeburg etwas niedrigere Preise. Berlin-Leipzig, 28 3/4 Ml., in 7—8 St.; 2 Thlr. 10 Sgr., 3 Thlr. 20 Sgr., 5 Thlr. 15 Sgr. Berlin bis Magdeburg, 26 1/2 Ml., in 6 bis 7 St.; 2 Thlr., 3 Thlr. 5 Sgr., 4 Thlr. 20 Sgr. Von Berlin nach Dresden, mit Hilfe der Leipzig-Dresdener Bahn, in 12 St.

3. Berlin-Stettin, über Bernau, Biesenthal, Neustadt-Eberswalde, Angermünde, Passow, Tantow; 18 Ml., in 4 1/2 St. Geöffnet 15. August 1843. Die Frequenz war vor Eröffnung der ganzen Strecke: 3200 Personen wöchentlich; pr. Ml.: 2 1/2, 4 1/4, 5 5/6 Sgr.

4. Stettin-Stargard. 5 Ml.; im Bau begriffen.

*) Eine gründliche Belehrung über deutsche Eisenbahnen, insbesondere deren Betrieb, findet man in dem Werke: Die Eisenbahnen Deutschlands, vom Freiherrn von Reden (Berlin, bei Mittler, 1843), das auch bei dieser Zusammenstellung benutzt worden.

5. Berlin-Frankfurt a. d. O., über Köpenick und Fürstentwale; 10 1/2 Ml., in 2 3/4 St. Gröfnet 23. Okt. 1842. Frequenz: 4000; pr. Ml.: 4 1/2, 6 1/2 Sgr. (Stehplätze: 2 1/3 Sgr.)

6. Magdeburg-Leipzig, über Buckau, Schönebeck, an der Saale, Köthen (7 1/4 Ml.), Halle, Schenck; 15 3/4 Ml. in 3 1/2 St. Gröfnet 18. Aug. 1840. Frequenz: 10,500; pr. Ml.: 3, 4 1/2, 6 4/5 Sgr.

7. Magdeburg-Halberstadt-Wolfenbüttel. Von Magdeburg über Gr. Fischerleben eines Theils nach Halberstadt, 6 1/2 Ml., und andern Theils nach Wolfenbüttel, 13 Ml., zum Anschluß an die Braunschweig-Harzburger Bahn (Nr. 26.) Gröfnet 16. Juli 1843.

8. Oberschlesische Eisenbahn. 28 Ml. Von Breslau über Ohlau, Brieg, Oppeln (10 3/4 Ml.), Kosel, Gleiwitz und Königsbütte bis an die Weichsel, woselbst eine Verbindung mit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Nr. 12.) bei Dsmierzim beabsichtigt wird. Die Strecke von Breslau bis Brieg, 5 1/2 Ml., am 3. Aug. 1842 eröffnet. Frequenz: 4600; pr. Ml.: 2 3/5, 4 1/2, 7 Sgr.

9. Breslau-Freiburg, mit Zweigbahn nach Schweidnitz. 8 3/8 Ml. Die Gröfnung der Bahn noch im J. 1843 zu erwarten.

10. Rheinische Eisenbahn. Von Köln über Horrem, Düren, Eschweiler nach Aachen, 9 Ml., in 3 St., eröffnet 5. Sept. 1841. Von Aachen nach der belgischen Grenze, 2 1/2 Ml., und von da über Herviers und Lüttich Anschluß an die belgischen Bahnen (s. d.), eröffnet 15. Okt. 1843; pr. Ml.: 3 1/3, 5, 6 2/3 Sgr.

11. Düsseldorf-Elberfeld, über Gertrath und Bohnwinkel; 3 1/2 Ml., in 3/4 St. Gröfnet 1. Sept. 1841. Freq.: 7400; pr. Ml.: 3 2/5, 4 5/6, 6 3/4 Sgr. (Stehplätze 2 4/5 Sgr.) Von Elberfeld nach Solingen führt eine Zweigbahn, 1 1/2 Ml.

12. Bonn-Köln. 4 Ml. Im Bau begriffen, wird baldigt eröffnet werden.

13. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. 51 1/2 Ml. Von Wien über Gänfersdorf, Lundenburg, Grabisch, Rogaschl, Sullein, Brerau, Leipnitz, Wasierchen, Ostrau, Dsmierzim und Krafau nach Bocknia. Von Wien bis Leipnitz, 26 1/2 Ml. in 6 St., eröffnet 1. Sept. 1841. Zweigbahnen von Wien nach Stockerau, 2 3/4 Ml., eröffnet 26. Juli 1841; von Lundenburg ab nach Brünn (20 Ml. von Wien, in 4 1/2 — 5 St.), eröffnet im Mai 1840; von Brerau ab nach Olmütz (29. Ml. von Wien, in 7 St.), eröffnet 17. Okt. 1841. Frequenz: 11,900; pr. Ml.: 3 3/5, 5 1/3, 8 2/5 Sgr. (Mit den Lastzügen 1/3 weniger.) Von Ostrau soll eine Zweigbahn nach Troppau geführt werden. Bei Dsmierzim würde die oberchlesische Bahn von Breslau, und bei Krafau die Bahn von Warschau einmünden.

14. Wien-Gloggnitz, über Baden (3 1/2 Ml.) und Neuentirchen. 11 Ml., in 3 St. Gröfnet 5. Mai 1842. Frequenz: 22,000; pr. Ml.: 2 1/2, 4 1/2, 6 Sgr. (Salonwagen 10 Sgr.)

15. Rudweis-Linz-Gmünden. (Pferdebahn.) 26 1/4 Ml. in 17 St. Von Rudweis über Kirchbaum nach Linz, 17 Ml., in 12 St., eröffnet 1832, pr. Ml.: 2, 3 Sgr. Von Linz über Wels und Lambach nach Gmünden, 9 1/4 Ml., in 5 St. Gröfnet 1. Mai 1836; pr. Ml.: 1 3/5, 2 1/2 Sgr. Freq.: 2800.

16. Prag-Lana (Pferdebahn). 6 3/4 Ml., dem Verkehr eröffnet. Soll nach Pilfen weitergeführt werden.

17. Olmütz-Prag. 37 3/4 Ml., über Tribau, ist im Bau begriffen. Von Brünn aus soll eine Flügelbahn in Tribau einmünden.

18. Augsburg-Bayerische Nordgrenze. 37 1/4 Ml. Von Augsburg über Donaauwörth, Schwabach, Nürnberg, Erlangen, Bamberg und Gulmbach nach Hof zum Anschluß an die Sächsisch-Bayerische Bahn (Nr. 20.) Von Augsburg bis Nürnberg 17 Ml., und von Nürnberg bis Hof 20 1/4 Ml. Auf Staatskosten im Bau und in 2 Jahren die Vollendung zu gewärtigen.

19. Nürnberg-Fürth. 7 3/5 Ml. in 8 — 10 Min. Gröfnet 7. Dez. 1835. Frequenz: 8700; pr. Ml.: 2, 3, 4 Sgr.

20. München-Augsburg, über Lochhausen, Maijach, Rannhofen; 9 Ml., in 2 3/4 St. Gröfnet 4. Okt. 1840. Frequenz: 4100; pr. Ml.: 2 3/4, 4 1/4, 6 Sgr.

21. **Sächsisch-Bayerische Eisenbahn.** 20 *Me.* Von Leipzig nach Hof über Altenburg, Krimtschau, Werbau u. Plauen. Zweigbahn von Werdau nach Zwickau, 1 *Me.* Von Leipzig bis Altenburg, 5 1/4 *Me.*, in 1 *St.* Größnet 19. Sept. 1842. Die Strecke bis Krimtschau und Zwickau soll noch 1843, die ganze Bahn 1846 fahrbar werden.

22. **Leipzig-Dresden,** über Wurzen, Luypa-Dahlen, Oschatz, Riesa, Prieswitz, Niederau; 15 1/2 *Me.* in 3 1/2 *St.* Größnet 7. Apr. 1839. Frequenz: 7250; pr. *Me.*: 3, 4 2/5, 5 4/5 *Sgr.* (Mit den Güterzügen 2 1/2 *Sgr.*)

23. **Badische Eisenbahn.** Von Manheim nach Basel, über Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Rastatt, Baden, Appenweiler (Seitenbahn nach Rehl, 2 *Me.*), Offenburg, Dinglinger (Zahr), Freiburg, Mühlheim, Lörrach, Weil (an der Schweizer Grenze).

Von Manheim nach Heidelberg 2 1/2 *Me.*, eröffnet 13. Sept. 1840, und von Heidelberg bis Karlsruhe 7 *Me.*, eröffnet 10. April 1843. Frequenz: ca. 9000; pr. *Me.*: 2, 3 3/5, 5 3/5 *Sgr.*

24. **Darmstadt-Heidelberg,** über Friedrichsfeld. 7 *Me.* Der Bau ist im J. 1843 angefangen.

25. **Tannus-Bahn.** Von Frankfurt a. *M.* über Höchst, Gattersheim, Hochheim, Kastell (Mainz), nach Wiesbaden. 5 1/2 *Me.* in 1 *St.* 20 *Min.* Größnet 3 Aug. 1840. Frequenz: 15,560; pr. *Me.*: 1 4/5, 2 3/4, 4, 6, 8 4/5 *Sgr.* Eine kleine Flügelbahn von Höchst nach Soden ist im Bau.

26. **Hannover-Braunschweigische Grenze.** 8 *Me.* Auf Staatskosten im Bau und die Vollendung sehr bald zu erwarten.

27. **Braunschweig-Harzburg,** über Wolfenbüttel und Wienburg, 5 3/4 *Me.* Größnet 31. Okt. 1841. Von Wienburg bis Harzburg (3/4 *Me.*) ist Pferdebahn; dergab laufen die Wagen von selbst. Frequenz: 5600; pr. *Me.*: 1 2/3, 2 1/2, 3 1/3 *Sgr.* Zweigbahn von Wienburg nach Goslar, 1 1/4 *Me.*, im Bau.

28. **Hamburg-Bergedorf.** 2 *Me.*, in 25 *Min.* Größnet 16. Mai 1842. Frequenz: 4400; pr. *Me.* 3, 4 2/5, 6 *Sgr.* (An Sonn- und Festtagen: 4 1/2, 7 1/2, 9 *Sgr.*)

29. **Altona-Kiel.** Ueber Elmshorn und Neumünster. 13 1/2 *Me.* Im Bau begriffen.

II. Bahnen, welche zwar noch nicht im Bau, jedoch gesichert sind:

1. **Niederschlesisch-Märkische Bahn** (Frankfurt a. *D.*-Breslau). 42 *Me.*
2. **Oberschlesische Bahn** (Oppehn-Weichsel). 18 1/4 *Me.*
3. **Berlin-Posen.** (Ueber Küstrin oder Frankfurt.)
4. **Berlin-Hamburg.** (Am rechten Elb-Ufer.)
5. **Kassel-Kassel.** 36 *Me.*
6. **Rhein-Weser-Bahn.** (Minden-Köln, Richtung Hamm-Duisburg.) 38 *Meilen.*
7. **Berlin-Ostpreußen.** (Richtung nach unentwieden.)
8. **Dresden-Prag.** (Durch das Elbthal.) 23 1/2 *Me.*
9. **Wien-München** (über Salzburg), mit Benutzung des Stockerauer Flügels der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. 53 *Me.*
10. **Wien-Triest,** mit Benutzung der Wien-Gloggnitz-Bahn. 75 *Me.*
11. **Augsburg-Lindau.** (Am Bodensee.) 18 *Me.*
12. **Rheinschanze-Verbach.** (Von Verbach an der französischen Grenze über Saarbrücken und Speyer auf die Rheinschanze bei Manheim.) 14 *Me.*
13. **Erzgebirgische Bahn.** (Riesa-Chemnitz-Zwickau.) 15 *Me.*
14. **Von Heilbronn** über Ludwigsburg, Canstadt und Stuttgart nach *Hlm.* 16 *Meilen.*
15. **Von *Hlm.*** durch das *Mer*thal nach Friedrichshafen (am Bodensee). 14 *Meilen.*
16. **Ludwigsburg-Heilbronn.** 5 1/4 *Meile.*
17. **Kassel-Marburg-Gießen-Frankfurt a. *M.*** 20 *Meilen.*
18. **Frankfurt a. *M.*-Darmstadt-Heidelberg.** 11 *Meilen.*

19. Von Kassel (Hofgeismar) nach Carlshafen (a. d. Weser). 3 $\frac{1}{2}$ Ml.
20. Hildesheim = Celle. 7 $\frac{1}{4}$ Meile.
21. Celle = Harburg. 17 Meilen.
22. Hannover = Minden. 8 $\frac{1}{2}$ Meile.
23. Hannover = Bremen. 15 $\frac{1}{4}$ Meile.

III. Projectirte Bahnen,

deren Ausführung ziemlich sicher erscheint, sind: Breslau = Dresden über Görlitz, Lobau, Bauen; Köln = Eberfeld mit Zweigbahn von Eberfeld nach Dortmund und Mitten; Potsdam = Magdeburg über Genthin und Burg mit Zweigbahn Genthin-Berleberg zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn; Halle = Naumburg über Weissenfels; Lausitzer Bahn (Dresden = Zittau und von da nach der Preuß. Grenze zum Anschluß an Breslau = Dresden); Gera = Altenburg; Jüterbogk = Niesa; Kassel = Lippstadt; Bingen = Saarbrück; Aachen = Maastrich; Wien-Ungarn; Wien = Galizien; Rheinische = Lauterbach (Richtung nach Straßburg); Bamberg = Eisenach (zur Verbindung der Baierschen und der Halle = Kassel = Bahn); Lüneburg = Boizenburg = Wismar.

B. Eisenbahnen außerhalb Deutschlands.

I. Belgien.

1. Mecheln = Antwerpen. 3 $\frac{1}{2}$ Ml. (seit 1836). Die Personen-Fahrpreise auf den belgischen Eisenbahnen sind durchschnittlich pr. Meile: 1 $\frac{2}{5}$, 2 $\frac{4}{5}$, 4 $\frac{1}{2}$ Sgr. Für 4 Thlr. kann man durch ganz Belgien fahren.
2. Mecheln = Termonde = Gent = Bruges = Ostende. 17. Ml. (seit 1838.)
3. Gent = Courtray, 5 $\frac{1}{2}$ Ml. (seit 1839), und Courtray = Tournay, 4 $\frac{1}{2}$ Meile. (seit 1842.)
4. Mecheln = Brüssel, 2 $\frac{3}{4}$ Meilen, (seit 1835.)
5. Brüssel = Tubize = Soignies (5 Ml.) und von da über Mons nach Quévrain (5 $\frac{1}{2}$ Ml.) seit 1841.
6. Mecheln = Löwen = Tirlemont = Waremme = Ans (11 $\frac{3}{4}$ Ml.) seit 1838.
7. Antwerpen = Brüssel = Lüttich = Verviers nach der Preuß. Grenze. (mit Seitenbahn von Landen nach St. Trond), eröffnet 15. Okt. 1843. Siehe Rheinische Eisenbahn.

II. Frankreich.

1. Paris = Versailles (linkes Ufer), 2 $\frac{1}{4}$ Ml., seit 1840.
2. Paris = Versailles (rechtes Ufer), über St. Cloud, 3 Ml., seit 1839. Fahrpreis 1 Franc (8 Sgr.). Fast sämtliche franzöf. Eisenbahnen haben nur 1 Wagenklasse und kosten (Versailles ausgenommen) 4 Sgr. pr. Meile.
3. Paris = St. Germain, 2 $\frac{1}{2}$ Ml., seit 1837.
4. Paris = Corbeil, 4 $\frac{1}{6}$ Ml., seit 1840 (ein Theil d. Paris = Orleans = Bahn.)
5. Paris = Orleans, 15 $\frac{1}{3}$ Ml., seit 2. Mai 1843.
6. Paris = Rouen, 17 Ml., seit 3. Mai 1843.
7. Lyon = St. Etienne, 8 $\frac{3}{5}$ Ml., seit 1832.
8. St. Etienne = Andrézieux (Pferdebahn), 2 $\frac{1}{2}$ Ml., seit 1828.
9. Andrézieux = Roanne (Pferdebahn), 9 Ml., nebst Zweigbahn nach Montbrison, 2 Meilen.
10. Bordeaux = La Teste, 8 Ml. (verbindet die Stadt mit dem Hafen.)
11. Cette = Montpellier = Nismes, 16 Ml., seit 1839.
12. Beaucaire = Nismes = Mais = Grand = Combe, 11 $\frac{1}{2}$ Ml., seit 1840.
13. Straßburg = Basel, über Kolmar und Mühlhausen, 18 $\frac{2}{3}$ Ml., seit 1841. Preise: 2 Thlr., 2 $\frac{3}{4}$ Thlr., 3 $\frac{1}{2}$ Thlr. Dauer der Fahrt: 3 St. u. 4 $\frac{1}{2}$ St. Eine Zweigbahn führt von Mühlhausen nach Lann, 2 $\frac{1}{2}$ Ml.
14. Lille = Belgische Grenze, 2 Ml., und Valenciennes = Belgische Grenze, 1 $\frac{2}{3}$ Ml., im Bau begriffen.
15. Paris = Belgische Grenze, im Bau.

III. England.

1. London: Birmingham, 24 deutsche Meilen, in 4 $\frac{1}{2}$ — 5 $\frac{1}{2}$ St. Preis 7 Thlr. und 10 $\frac{1}{2}$ Shlr. Das Personengeld auf engl. Bahnen beträgt für die deutsche Meile etwa 8 und 12 Sgr., indeß sind die Preise nicht nur auf verschiedenen Bahnen verschieden, sondern auch auf derselben Bahn bei Tage und bei Nacht.
2. London: Brighton, 11 M., davon 2 M. gemeinschaftlich mit London-Greenwich und London-Croydon.
3. London: Greenwich, $\frac{4}{5}$ M.
4. London: South Western (nach South Hampton führend), 16 $\frac{1}{2}$ M.
5. Great Western. Von London nach Bath und Bristol. 25 $\frac{1}{6}$ M.
6. Commercial Blackwall. Von der Fenchurch Street nach den Ost- und West-India-Docks. $\frac{3}{4}$ M.
7. London: Croydon, 2 $\frac{1}{5}$ Meile.
8. South: Eastern. Von London nach Canterbury, Dover und Falslene. 14 $\frac{1}{4}$ M. (Noch unvollendet.)
9. Eastern: Counties. Von London über Colchester nach Norwich und Yarmouth. 24 M. (Noch nicht vollendet.)
10. Grand-Junction. Von London nach Birmingham und Manchester. 17 $\frac{3}{4}$ Meilen.
11. Birmingham: Derby: Junction, 8 $\frac{1}{4}$ M.
12. Birmingham: Gloucester, 10 $\frac{1}{4}$ Meile.
13. Bristol: Exeter, über Taunton und Wellington. 16 $\frac{1}{6}$
14. Bristol: Gloucester, 7 Meilen.
15. Bolton: Preston, 3 $\frac{1}{2}$ Meilen.
16. Cheltenham: Great Western, 9 Meilen.
17. Chester: Crewe, 3 $\frac{3}{4}$ Meilen.
18. Great North of England. Von York nach Newcastle. 9 $\frac{1}{2}$ M.
19. Lancaster: Preston, 4 $\frac{1}{3}$ M.
20. Hull: Selby, 6 $\frac{1}{2}$ M.
21. Liverpool: Manchester, 6 $\frac{1}{2}$ M.
22. Leeds: Selby, 4 $\frac{1}{4}$ M.
23. Manchester: Birmingham, 6 $\frac{1}{3}$ M.
24. Manchester: Leeds (mündet bei Normanton in die North-Midland-Bahn), 10 $\frac{3}{4}$ Meilen.
25. Manchester: Bolton und Bury, 2 $\frac{1}{6}$ M.
26. Manchester: Sheffield, 8 Meilen.
27. Maryport Carlisle, 4 Meilen.
28. Midland: Counties. Von Rugby nach Derby (auf der Straße von London nach Birmingham). 10 $\frac{1}{4}$ M.
29. Newcastle: Nord: Shields, 1 $\frac{1}{2}$ M.
30. Newcastle: Carlisle, 13 $\frac{1}{3}$ M.
31. North: Midland. Von Derby nach Leeds, mit Zweigbahn nach Sheffield. 15 $\frac{1}{2}$ M.
32. York: North: Midland. Von York nach Melbby. 6 M.

IV. Schottland.

1. Edinburgh: Glasgow, 9 $\frac{3}{4}$ M.
2. Edinburgh: Leith: Newhaven, $\frac{1}{2}$ M.
3. Glasgow: Paisley und Greenock, 3 $\frac{1}{4}$ M.
4. Glasgow: Paisley: Ayr, 8 $\frac{1}{2}$ M.

V. Irland.

1. Dublin: Kingstown, 1 $\frac{1}{3}$ M.
2. Dublin: Drogheda, 6 $\frac{3}{4}$ M.
3. Great: Leicester und Munster, 16 M.
4. Ulster: Bahn (Welfast-Armagh), 7 $\frac{3}{4}$ M.

VI. Holland.

1. Amsterdam - Haarlem, 2 M., seit 1839.
2. Haarlem - Rotterdam, über Leyden, Haag u. Delft, 10 M.; im Bau.
3. Amsterdam - Arnheim, über Utrecht, 12 M.; im Bau.

VII. Italien.

1. Mailand - Monza, 2 1/2 M., seit 1840.
 2. Neapel - Castellamare, über Portici, Torre del Greco und Torre Annunziata, 4 Meilen.
 3. Mailand - Venedig, über Brescia, Verona, Vicenza, Padua; 32 Meilen; nebst Zweigbahn von Treviso nach Bergamo, 2 1/2 M. Die Strecke von Padua bis Morignana ist fahrbar; die ganze Bahn wird erst in 7 Jahren vollendet werden.
 4. Florenz - Livorno, über Pisa, 12 1/2 M. Soll 1844 vollendet werden.
- Projektiert sind ferner, aber unsicher: Monza - Bergamo, Mailand - Como, Mailand - Cremona, Triest - Venedig.

VIII. Polen.

Warschau - Ferdinands - Nordbahn, 43 Meilen. Von Warschau nach Danzig, wo sie mit der Breslau-Derschlesischen und mit der Wiener Nordbahn zusammentreffen soll. Im Bau begriffen.

IX. Rußland.

1. Von St. Petersburg nach Zarskojeselo und Pawlowsk, 4 M. Seit 1838.
2. Libau - Georgenburg - Rowno, 45 M. Im Bau begriffen.
3. Petersburg - Moskau. Die Ausführung dieser Bahn scheint sich noch sehr weit hinauszuziehen.

X. Ungarn.

Von Presburg über St. Georgen, Böding und Modern nach Fysnau, 6 Meilen. Ist im Bau begriffen.
Projektiert ist Wien - Presburg und Presburg - Pesth.

XI. Amerika.

Die Vereinigten Staaten sind von 176 Eisenbahnen durchschnitten, deren erste im Jahre 1827 ausgeführt worden. Die Gesammtlänge sämmtlicher Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten beträgt über 1400 Deutsche Meilen. Die längste Eisenbahn-Verbindung in der Welt ist die von Providence in New-Hampshire bis Pensacola in Florida. Sie beträgt gegen 350 Deutsche Meilen, welche, inclusive der Dampfsboot-Verbindung, in etwa 100 Stunden zurück gelegt werden.

Der Preußen Lofung.

Der Preußen Lofung ist die Drei, und wie dies recht zu deuten sei, will ich hier schlicht erzählen. Es sind drei Dinge stark und zart, entsprossen aus der Landesart, die wir zur Lofung wählen.

Das erste ist des Preußen Schwert, bereit zum Schirm für Thron und Heerd, zum Kampf auf Tod und Leben. Wir müssen muthig weiter gehn, noch ist's zu früh zum Stillestehn, wir sollen vorwärts streben.

„Es werde Licht!“ sprach unser Gott, zu aller Finsterlinge Spott, die gern im Dunklen treiben. Und Preußens Kön'ge riefen laut: „Das Licht hat uns den Thron erbaut, dies soll zur Lofung bleiben.“

Und so entstand ein freier Sinn schon seit des Reiches Erstbeginn in unsern Landesgauen. „Erfülle treu die Bürgerpflicht, dann kümmert mich dein Glaube nicht,“ sprach Sollern voll Vertrauen.

Und pflegte mild den Bauernstand, und reichete christlich ihm die Hand als mächt'ges Glied im Bunde. „Der Fürst so wie der ärmste Knecht sind gleich vor Preußens Landesrecht,“ das kam aus Friedrichs Munde.

Dies Wort ward unser Reichspanier, der Hohenzollern ew'ge Zier auf ihren Herrscherbahnen. Es eint die Memel mit dem Rhein, begründet fest des Volkes Sein, ist In-schrift unsrer Fahnen.

Schwert, Licht und Recht, das ist die Drei, die Lofung und das Feldgeschrei, im Glück wie in Gefahren. Der Preuße kämpft für Thron und Heerd, für Licht und Recht mit gutem Schwert in treuer Brüder Schaaren.

H. von Boyen.



u
ge
ir

n
ir
=

ge
ge
ll

s
=

ch

ch
ft
/

rn
el
n=

o=

er
ht

Wanckun Bin wufft oft von Blaue Spinn

